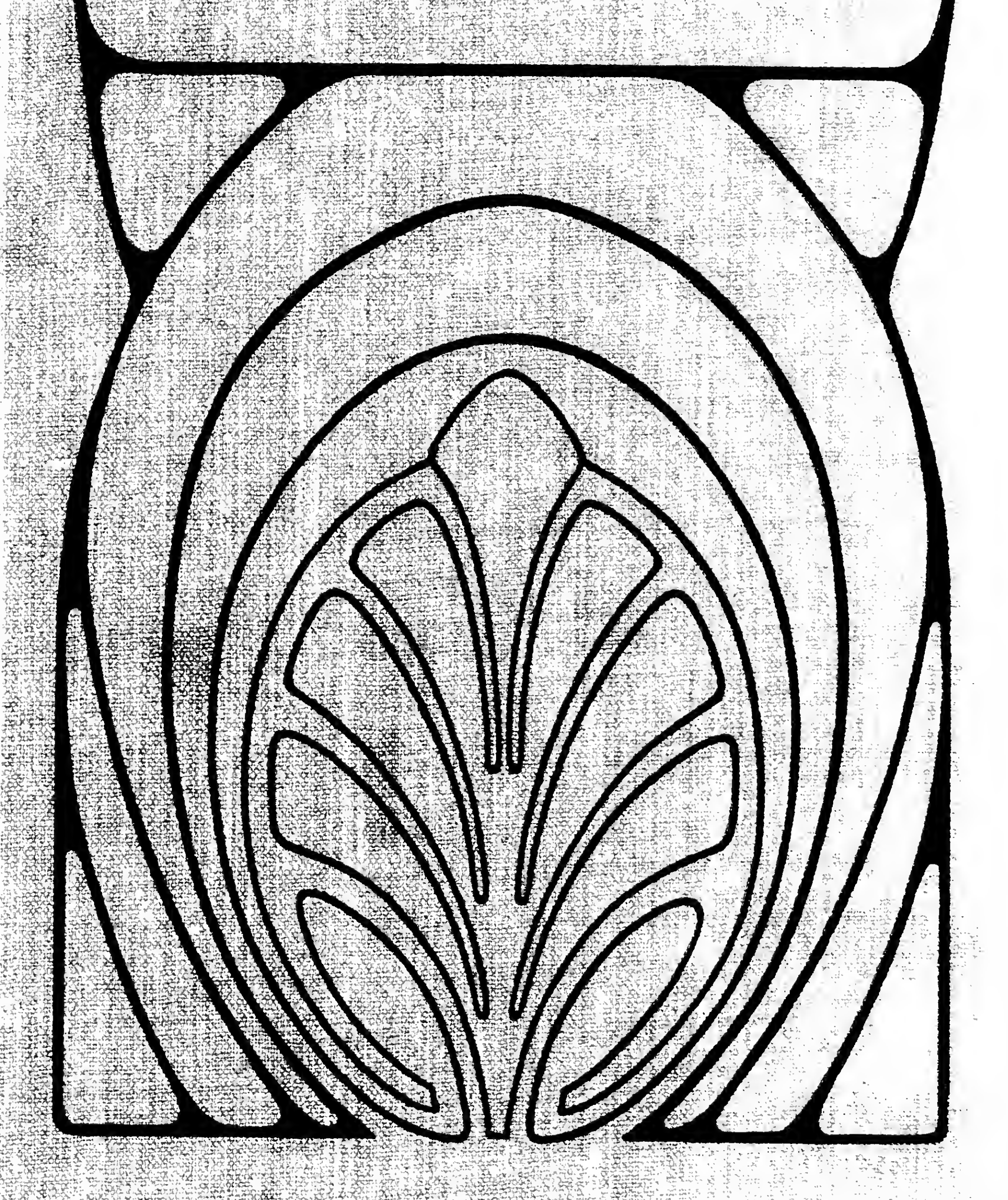
Adolf Stern

Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Dritter Band

Ohne Ideale I.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Ohne Ideale

Roman

von

Adolf Stern

Erster Band

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).



Bleiben Sie fest im Bunde des
Ernstes und der Liebe — alles andre
ist ein leeres und trauriges Wesen.

Goethe an Schiller.



Erstes Buch



Erstes Kapitel.

Die stattlichen Marmortreppen des „Hotel Beaurivage“ zu Baveno und der Vorflur im ersten Stock des großen Hauses waren seit einigen Stunden der Schauplatz eines ungewöhnlich geschäftigen Treibens. Die Flügeltüren zu den besten Zimmern des Hotels, die nach der Gartenterrasse und dem Lago Maggiore hinauslagen, zeigten sich überall geöffnet, die Dienerschaft war bemüht, allen Räumen durch eine verschwendrische Fülle von Blumen, durch farbige Decken, Bronzeschalen, silberne Leuchter und hundert Kleinigkeiten ein festliches Aussehen zu geben. Auf den Stufen der Treppe mußten eben die Matten von Reisstroh einem purpurroten Plüschteppich weichen, der Podest ward mit Gruppen prächtiger Blattpflanzen und großer blühender Oleander geschmückt. Die Nachricht, daß der Herzog von Forstenburg in wenigen Stunden hier eintreffen und für einige Wochen seinen Aufenthalt im Hotel nehmen werde, hatte die im Hause anwesenden Gäste in eine gewisse Erregung versetzt und zum größern Teil von der Terrasse in die Innenräume gelockt, wo sie gruppenweis zwischen der eilenden und keuchenden Dienerschaft umherstanden und umhergingen, und zur Verzweiflung des Eigentümers die hastig Arbeitenden mit zahlreichen Fragen und Bemerkungen aufhielten. Dabei hatte der bedrängte Signor Luigi eine

kleine Invasion von Reisenden abzuwehren, die ihm die eben angelangte Simploneilpost ins Haus schickte, Gäste, die ihm zu jeder andern Zeit ganz willkommen gewesen wären, und die er jetzt bei der Ehre, die seinem Hotel bevorstand, höflich abweisen mußte. In all dieser Geschäftigkeit und in einem Gewirr, das sich gelegentlich zum Lärm steigerte, schien nur der Kurier, der für den Herzog und sein kleines Gefolge Quartier bestellt hatte, seinen ganzen Gleichmut zu bewahren. Er lehnte hoch und breitschultrig an einem der Pfeiler des Hauptganges im ersten Stockwerk, rauchte die kostbaren Zigarren, mit denen ihn der Eigentümer des Hotels in Eile versorgt hatte, und erteilte dabei von Zeit zu Zeit Ratschläge und Winke, die von Signor Luigi selbst und seiner gesamten Dienerschaft als Befehle aufgefaßt wurden. Eben war mit schwerer Mühe und unter gefährlichem Stöhnen der Facchini ein großer Erardscher Flügel, der bis heute im untern Salon seinen Platz gehabt, die Treppe empor und vor den Eingang eines der Zimmer gebracht worden, auf die Herr Wild seine mächtige Hand gelegt hatte. Ein paar junge Engländerinnen, die das schöne Pariser Instrument seither fleißig mißhandelt hatten, sahen vom mittleren Treppenabsatz her seinem Transport bedauernd nach, der Kurier aber warf nur einen kritischen Blick auf den Flügel, winkte den Prinzipal des Hotels heran, der bereitwillig herzusprang, und sagte in schlechtem Französisch:

„Man wird das Instrument in der Mitte des kleinen Salons rechts aufstellen müssen. Hoheit Prinzessin Stephanie sind es nicht anders gewöhnt. Und man wird Sorge tragen müssen, daß ein Klavierstimmer alsbald kommt — Hoheit würden unzufrieden sein, wenn sie einen verstimmten Flügel fänden!“

„Der eigentliche Stimmer wohnt in Mailand!“ versetzte der Wirt in einiger Zerknirschung. „Er findet sich nur zweimal in der Saison ein, und selbst wenn ich ihn telegraphisch herzurufen wollte, würde er zu spät hier anlangen. Vielleicht könnte der Organist von Arona noch mit dem nächsten Dampfer herüberkommen, ich will sogleich eine Depesche an ihn abfertigen.“

„Man muß alles tun, um die Herrschaften zufrieden zu stellen!“ pflichtete der Kurier bei und fuhr fort, während der Hotelwirt in sein Bureau hinabeilte, um die Depesche abzufassen, Weisungen und Winke an die Dienerschaft zu erteilen. Er gab sich diesem Genuß so eifrig hin, daß er einzelne neugierige Gäste des Hauses, die sich näher herzuwagten, gar nicht wahrnahm, und den Versuch, ihn zu grüßen, entschieden nicht beachtete. Um so erstaunter war Herr Wild, als plötzlich eine Stimme neben ihm sagte: „Sie würden mich aufrichtig verpflichten, wenn Sie meine Frage beantworten wollten!“ Indem der breitschultrige Kurier, einen Fluch zwischen den Zähnen erstickend, sich rasch nach der Treppenseite des großen Vorflurs umwandte, stand er einem ältern Herrn gegenüber, dessen Anblick selbst Herrn Wild veranlaßte, seine tressenbesetzte Mütze ein wenig zu lüften und sich leicht zu verneigen. Der Frager zeigte eine hohe, etwas hagere Gestalt von stattlicher Haltung, ein längliches Gesicht mit feinen, klugen Zügen, aus dem ein paar dunkle Augen gleichsam ruhig forschend herausblickten. Das kurze, wohlgepflegte Haar und der Backenbart des etwa sechzigjährigen Herrn waren leicht ergraut, sein übriges Aussehen aber verriet eine in diesem Alter seltene Frische und fast jugendliche Elastizität. Er lächelte leicht, als er erkannte, daß der gebietrische Kurier seine Anfrage vollständig überhört habe,

und wiederholte dieselbe mit einer eigentümlich wohllautenden Stimme:

„Ich wünschte zu wissen, ob es wirklich der Herzog von Forstenburg ist, den Sie angemeldet haben. Seine Hoheit ist mein Landesherr — mein Name ist Handelsgerichtspräsident von Herther aus Forstenburg! Und kommt der Herzog allein, oder ist, wie man sagt, Prinzessin Stephanie mit ihm?“

„Hoheit mit Prinzessin Tochter haben im Simplonhospiz übernachtet und werden noch vor Abend hier eintreffen, Herr Präsident!“ versetzte höflich der Kurier. „Der Herzog und sein Gefolge wollen zwei bis drei Wochen hier verweilen, und von hier aus einen Ausflug nach Mailand und einen nach Novara unternehmen. Sie wissen, daß Se. Hoheit als Prinz in Mailand garnisoniert und an der Schlacht von Novara teilgenommen haben?“

„Ich danke Ihnen für die freundliche Auskunft!“ sagte Herr von Herther, ohne nun seinerseits die Frage des Herrn Wild zu beantworten. Er grüßte, indem er sich zur Treppe zurückwandte und diese mit leichten Tritten hinabging. Seine Züge waren jetzt sichtlich von einem mehr als flüchtigen Unmut beschattet, so daß es ihm sicher schwer fiel, im Vestibül des Hauses die Neugier einiger Herren zu stillen, die gleich ihm Gäste des Beaurivage-Hotels waren. Die verbindliche Weise, mit der er den verschiedenen Fragen antwortete, das Lächeln um die feinen Lippen und selbst der Klang seiner Stimme standen in Widerspruch mit einem finstern Ausdruck in seinen Augen, und der ernsten Falte auf seiner Stirn, die man sonst an ihm kaum wahrnahm und die in diesem Augenblick erschreckend tief erschien. Der Präsident hatte sich auch kaum mit freundlichem Neigen des Hauptes den

forschenden Herren entzogen, und schritt allein den jetzt ganz einsamen Gang zum Lesezimmer hinab, als sein Gesicht völlig ernst, ja düster ward und die immer fester aufeinandergepreßten Lippen doch nicht hinderten, daß der stattliche Herr im tiefsten Nachsinnen vor sich hinsprach:

„Ist's nur Zufall, daß er seine Reise hierher richtet? Es mag der Wunsch der Prinzessin gewesen sein, die Seen zu besuchen — indes — er kümmert sich sonst nie um ihre Wünsche. Daß er mich hier trifft, weiß er schwerlich. Ich könnte abgereist sein, — im Augenblick noch abreisen, und es darf ihm nicht auffallen, wenn ich mich alsbald nach der Begrüßung verabschiede. Und doch — doch gibt es nichts, was mir meine Reise mehr trüben könnte, als dieser Zufall, wenn es denn ein Zufall ist.“

Wenige Schritte vor der Tür, auf die er zuging, war Herther stehengeblieben, er ward sich seines Selbstgesprächs bewußt, und machte eine sichtliche Anstrengung, seine Haltung und seine ruhig freundliche Miene zurückzugewinnen. Sowie er fühlte, daß ihm dies gelungen sei, öffnete er rasch die Türe und trat in das Zimmer ein, in welchem zwischen den mit Zeitungen bedeckten Tischen und den zahlreichen Polstersitzen, nur ein junges Mädchen, auf den ersten Blick als die Tochter des Präsidenten zu erkennen, verweilte, und sich beim Eintritt ihres Vaters erhob. Die junge Dame mochte wenig über achtzehn Jahre zählen, ihre anmutige schlanke Gestalt bewegte sich mit der ganzen Leichtigkeit frischer Jugend, in der Haltung des Kopfes hatte sie ein wenig von der Würde des Vaters angenommen, der Reiz ihres Gesichts, der Ausdruck heitern Sinnes und ruhiger Erwartung, mit dem sie dem Ein-

tretenden entgegenblickte, gehörten ihr allein. Ihre Züge waren regelmäßig, ohne vollkommen schön zu sein, der Mund von lieblichster Bildung und die Augen von unbestimmter Farbe, aber von leuchtendem Schimmer und von dichten Wimpern überschattet, das volle hellbraune Haar umrahmte eine feingewölbte Stirn. Im Augenblick hatte sie wahrgenommen, daß ihr Vater nicht gerade erwünschte Nachricht bringe, doch begnügte sie sich mit einem fragenden Blick, dem Herr von Herther mit rascher Mitteilung begegnete:

„Es ist leider kein leeres Gerücht, Felicitas!“ sagte er, sich einen Sessel zu dem Sitze der Tochter heranziehend. „Der Herzog kommt mit Prinzeß Stephanie — und hat für einen Monat die ganze erste Etage des Hotels mieten lassen. Der Entschluß, hier längere Zeit zu bleiben, scheint erst im letzten Augenblicke gefaßt zu sein, wenigstens fällt mir auf, daß der skrupulöse Hofmarschall einem bloßen Kurier, wie Herr Wild ist, so umfassende Vollmacht erteilt hat. Für uns aber steht die Sache jetzt so, daß wir entweder sogleich nach Genua aufbrechen oder die Ankunft unsers Landesherrn erwarten müssen. Unser Weggehen könnte mißdeutet werden, da es fast unmittelbar vor Eintreffen des Herzogs erfolgen würde, das Hierbleiben mit seinen möglichen Konsequenzen ist mir, wie du wohl weißt, nicht erfreulich!“

„Die ganze Reise der Herrschaften nach der Schweiz und Italien muß plötzlich beschlossen worden sein,“ versetzte das junge Mädchen. „Als wir Forstenburg verließen, hieß es nur, daß die Prinzessin eine Badekur in Bex brauchen solle. — Soviel ich weiß, ist dies das erstemal, daß der Herzog mit seiner Tochter reist — man wird bei uns daheim nicht wenig erstaunt sein.“

„Meinst du?“ fragte der Präsident mit einem leisen Anklang von Spott. „Soviel ich weiß, ist es auch das erstemal, daß meine Tochter Felicitas mit mir eine größere Reise unternimmt, und ich hoffe, unsre Forstenburger werden sich von ihrem Erstaunen darüber zu fassen wissen.“

Das junge Mädchen blickte ruhig nach ihrem Vater hin, ein unendlich glückliches, vertrauensvolles Lächeln ging über ihre Züge: „Ganz Forstenburg weiß, daß du mein lieber gütiger Papa bist, der mich immer verwöhnt, und ganz Forstenburg weiß auch, daß unser Herzog seine Prinzessin Tochter nicht liebt, sie ungern sieht und selten ein freundliches Wort für sie hat.“

„So weiß ganz Forstenburg mehr als ich, Felicitas!“ versetzte der Präsident und wandte sein Gesicht ab, als wolle er seinen augenblicklichen Unmut nicht durch das offne und zärtlich dankbare Gesicht seines Kindes entwaffnen lassen. „Jedenfalls mehr, als es wissen sollte und zu wissen brauchte. Das ist auch eine der unanmutigen Sitten unserer Zeit, einerlei zu kurzen Maßstab an alle Dinge zu legen und in den schweren Verhältnissen eines fürstlichen Hauses die Beziehungen des eignen Hauses wiederfinden zu wollen. Und wenn die noch immer glücklich wären! Tue mir die Liebe, und sprich niemals nach, was du in unsern Kreisen darüber vernimmst. Hochstehende haben andre Pflichten, vielleicht andre Rechte, jedenfalls andre Gewohnheiten!“

Ehe noch Herr von Herther mit dieser Sentenz plötzlich abbrach, hörte Felicitas aus dem Ton seiner Erwidrung deutlich heraus, daß es besser sein werde, das Gespräch nicht fortzusetzen. Sie zeigte keinerlei Unmut über die scharfe Zurechtweisung, die in ihres Vaters

Worten und noch mehr in seinem Ton gelegen hatte, sondern fragte nur: „Und was hast du nun für uns beschlossen, Papa? Wenn wir abreisen wollen, werden wir wenig Zeit haben.“

„Wir können und dürfen nicht abreisen, Kind!“ versetzte der Präsident kopfschüttelnd. „Ich will unserm allergnädigsten Herrn gleich nach der ersten Begrüßung zu verstehen geben, daß unser Aufenthalt hier auf kurze Zeit bemessen war und daß wir für morgen mit unserm jungen Landsmann eine Fahrt nach den Inseln hinüber verabredet hatten. Will man uns zum Diner befehlen, so kann dies gleich heute erledigt werden, und will man nicht, dann um so besser. Vielleicht wünschen sie gar nicht, daß du der Prinzessin deine Aufwartung machst — und wir können morgen mit dem frühsten zur Isola Madre hinüber und gegen Abend von der Isola bella mit dem Schiff nach Arona gehen. Hast du Herrn Erich Franken gesehen, Felicitas?“

„Er eilte vorhin hier durch und hatte das Gerücht von der Ankunft unsres Herzogs schon vernommen. Auch er schien von der Aussicht darauf nicht gerade erfreut, als ich ihm sagte, daß dies möglicherweise unsre verabredete Fahrt vereiteln werde. Mir kam vor, als ob der Herr Baumeister Se. Hoheit gleichfalls kenne und ihm hier nicht begegnen möchte.“

„Gewiß ist's ein Zufall, der nur in unsrer reiselustigen Zeit möglich ist, daß der Herzog von seiner halben Million Untertanen hier am Lago Maggiore, in demselben Hotel, das er sich zur Zuflucht ersehen, drei von den Seinen antreffen kann,“ sagte der Präsident mit wiederkehrender guter Laune. „Aber gib acht, Kind, ob dein Vater mit seinen Schrullen nicht wieder einmal

recht behält. Wenn unser junger Baumeister wirklich Ursache hat, dem Herzog aus dem Wege zu gehen, so hängt's damit zusammen, daß er eben Architekt geworden und nicht Ingenieur geblieben ist."

Felicitas lachte fröhlich und rief: „Du hast es dem Herrn Landsmann schon merken lassen, Papa, daß dir sein Berufswechsel nicht behagt. Er saß gestern abend dort in der Laube höchst erstaunt und ich glaube ein wenig geärgert, als du deine Ansichten aussprachst. Er hielt dich anfänglich für einen Barbaren, und als du dann über Kirchen und Paläste mit ihm sprachst und er merkte, daß du ein Auge und ein Herz für seine Kunst hast, ward der arme junge Mann wirklich in eine innerliche Verwirrung gesetzt. Und bei alledem meint es mein lieber, allzu sorglicher Papa nicht so schlimm, wie es klingt!"

„Im Ernst, Kind — im tiefsten Ernst mein' ich's," versetzte Herr von Herther und wandte sein Gesicht hinweg, um den heitern, glückstrahlenden Zügen der Tochter nicht nachzugeben. „Ich habe es dir oft gesagt, daß in der unseligen Welt, in der wir leben, in der uns aller moralische Boden gleichsam unter den Füßen gewichen ist oder doch wankt, der einzelne tüchtige Mensch keine höhere aber auch keine schwerere Aufgabe mehr hat, als sich persönlich rein und von jedem Schlamm und Schmutz des Tages frei zu erhalten. Wer sich diese eine Pflicht erschwert, hat Lust, oder steht doch in Gefahr, sie zu verabsäumen — und so viel solltest auch du schon von der Welt wissen, daß ein Baumeister, ein Künstler tausendfach übler gestellt und allen giftigen Winden unsrer Tage preisgegeben ist, als der Ingenieur, den man bedarf und bei dem man nicht damit anhebt, ihm das Recht des Daseins überhaupt abzustreiten. Man darf von einem vielleicht talentvollen

jungen Mann, den guter Mut beseelt, und ein trügerischer Schein lockt, nicht erwarten, daß er solche Erwägungen anstelle und ihnen zugänglich sei, aber mir tut's um den prächtigen frischen Burschen wahrlich herzlich leid! Wie er über zehn Jahre sich ausnehmen wird, weiß ich ungefähr. Doch das ist kein Bild für den goldenen Tag und den schimmernden See, der ein Stück Himmel auf die Erde herabgeholt hat. Laß uns hinaus, Feli — ich habe dafür gesorgt, daß man mich rechtzeitig benachrichtigt, wenn unsre Herrschaften anlangen."

„Dort ist auch Herr Franken auf der Terrasse," sagte das junge Mädchen durch die Glastür blickend, durch welche man die Veranda am Haus und die Gartenterrasse, die sich zwischen Haus und Seeufer hinzog, überschauen konnte. „Er wird dich erwarten, deinen Rat zu erbitten und Gewißheit zu erhalten, was aus unsrer Fahrt nach Isola bella werden soll!"

Der Präsident trat mit seiner Tochter aus dem schattigen, aber von dumpfer Luft erfüllten Zimmer hinaus in den hellen Nachmittagssonnenschein, der See und Landschaft durchleuchtete. Der Himmel über dem breiten schimmernden Flutspiegel und den Eilanden, die sich rechts von der Terrasse im See scharf und deutlich zeigten, war von tiefem reinem Blau, nicht das leichteste weiße Flöckchen trieb zu Häupten der still Umschauenden dahin. Nur im Norden des Sees über den fernen Bergzügen lagen Wolken von farbigem violettem Duft — aus dem Wasser quollen dort durchsichtige Dünste empor, zwischen denen die Sonnenstrahlen zu Millionen Funken versprühten. Längs des Ufers und auf dem See herrschte im Augenblick so tiefe Stille, daß man den Schlag der Ruder einer Barke vernahm, die nach der Fischerinsel hinüberfuhr. Von dem

lauten Geräusch und Geschwirr in den Vorderräumen des großen Hauses drang hierher nichts — ein Gefühl freudig genießender Ruhe überkam Vater und Tochter wieder, wie sie zwischen den hohen Zitronenspalieren der Terrasse der Mauer zuschritten, zu der die glänzende, kaum bewegte Fläche des Sees heranreichte. Die Sonnenstrahlen flirrten hier über die bunten Steine, und die Lazerten huschten unermüdlich zwischen allen Mauerlücken auf und ab — vom See kam ein Hauch, der ein paar schwanke Zweige des Spaliers, dem Felicitas nahe stand, um die Stirne des jungen Mädchens spielen ließ. Sie hatte dessen nicht acht und sah mit großen offenen Augen und mit einem Ausdruck inniger Glückseligkeit auf dem Gesicht in die leuchtende Pracht der Flut, der goldnen, schimmernden Inseln und Ufersäume hinaus und hinüber. Auch Herr von Herther weidete sein Auge an dem Reiz des Augenblickes und hatte offenbar in diesen Minuten nicht nur die drohende Ankunft seines Fürsten, sondern auch die Anwesenheit des jungen Landsmannes vergessen, der mit einem zweiten gleichfalls jungen Mann an der linken Seite der Terrasse stand, bei dem Erscheinen des Präsidenten diesem einige Schritte entgegengetreten war und auch jetzt aus seinem Gespräch heraus nach Herrn und Fräulein von Herther hinblickte, deren Bekanntschaft er erst vor wenigen Tagen gemacht hatte.

Es war Felicitas, die ihren Vater an den jungen Baumeister erinnerte. Bei einer Wendung ihres Auges nach links hatte sie nicht nur Herrn Erich Franken selbst, sondern auch in dem gebräunten, prächtig offenen Gesicht des jungen Mannes die gespannte Erwartung wahrgenommen, mit der er der Annäherung seiner Landsleute entgegensah. Herr von Herther nickte unmerklich, während

ihm Felicitas ein paar Worte zuflüsterte, und wandte sich dann nach jener Seite der Terrasse, wo der Harrende stand, um ihn zu begrüßen. Der Gruß fiel förmlicher aus, als die Miene des Präsidenten hatte erwarten lassen — der junge Mann mit dunklen, blitzend scharfen Augen, der neben dem deutschen Architekten stand, lüftete auf der Stelle den Hut, und sagte auf Italienisch zu seinem Gegenüber: „Ich wünsche Ihnen gut Glück — Ihre landsmannschaftliche Exzellenz scheint verstimmt darüber, mich in Ihrer oder Sie in meiner Gesellschaft zu sehen. Wenn Sie zu Ihrem Herzog gelangen, so halten Sie freundlich Wort und erwähnen mich, wenn nicht, so nehmen Sie doch meinen besten Dank für den guten Willen." Und noch im Sprechen stieg er die kleine Treppe hinab, die von der Terrasse zum Seeufer führte. Der junge Baumeister wagte nicht zu widersprechen — auch er schrieb die zögernden Schritte, mit denen Herr von Herther näher kam, der Anwesenheit des Dritten zu, und sagte demselben hastig: „Also auf Wiedersehen, Signor Camillo — Sie haben mein Wort, daß ich das Mögliche tun werde!" Er eilte dem stattlichen alten Herrn entgegen und ward es nicht inne, mit wie spöttischer Miene sein bisheriger Genosse von unten die schnellere Bewegung und erhellte Miene des Präsidenten beobachtete. Mit erneutem Wohlgefallen an der jugendlich männlichen Erscheinung reichte Herr von Herther dem jungen Baumeister die Hand. Wie der ältere und der jüngere Mann jetzt dicht nebeneinander standen, hätte man nicht leicht größere Gegensätze ersinnen mögen. Erich Frankens Gestalt ragte nur wenig über Mittelgröße hinaus, aber in prächtigem Ansatz trug er auf seinem Nacken einen Siegfriedskopf. Blondes, kurzlockiges, doch reiches Haar beschattete eine edelgewölbte

Stirn, die blauen Augen leuchteten in dem frisch-kräftigen, von der italienischen Sonne schon gebräunten Gesicht, die Haltung des jungen Mannes, sein fester Gang und vor allem die klangreiche, klare Stimme sprachen für eine Fülle unbewußter Kraft. Er hatte mehr als eine Frage an den Präsidenten richten wollen, aber er drängte jedes weitere Wort hinter die schönen weißen Zähne zurück, die er in eigentümlicher Weise leicht auf die Unterlippe aufsetzte. Denn Herr von Herther hob ungefragt und während beide zu jener Stelle der Terrasse hingingen, wo das junge Mädchen stand, an:

„Die Nachricht ist wahr! Unser Herzog wird vielleicht in einer Stunde hier sein. Ich fürchte nicht, daß seine Ankunft unsre Partie nach den Inseln, bei der Sie sich so freundlich zum Cicerone erboten haben, irgendwie stören soll. Wäre es aber dennoch der Fall, so kann ich Ihnen heute vor Nacht schon wissen lassen, wie es damit steht, und Sie brauchen schlimmstenfalls am Morgen um unsertwillen keine Zeit zu verlieren. Meine Tochter deutete mir an, daß Ihnen die unerwartete Ankunft Sr. Hoheit keine Freude mache. Ich hoffe zwar, daß Sie keine Verpflichtung haben, sich dem Landesherrn vorzustellen?“

„Das ist eben, was ich von Ihnen erfahren möchte,“ versetzte Erich, der inzwischen Fräulein Felicitas begrüßt hatte. Er wandte sich rasch dem Fragenden wieder zu und sah ihn dabei treuherzig zweifelnd an. „Ich glaube, ich erzählte Ihnen schon, daß mir in meinem Beruf ein großes Glück zuteil geworden und mir der Bau des neuen Theaters in Forstenburg nach meinen Entwürfen anvertraut worden ist. Ich habe eben deshalb meine Italienreise angetreten und hoffe noch mancherlei für diese erste

entscheidende Arbeit zu lernen und zu gewinnen. Die Mittel zum Bau des Theaters sind vom Herzog, den Landständen und der Stadt zu je einem Drittel bewilligt. Ich hätte mich nach der Entscheidung für meinen Entwurf allerdings dem Herzoge vorstellen lassen müssen. Aber die Entscheidung kam so spät, daß er schon mit einem Fuß im Reisewagen stand — und dann — trieb es mich eben nicht, eine peinliche halbe Stunde zu durchleben. Man hat mich wissen lassen, daß der Herzog mit der Entscheidung der Preiskommission nicht übereinstimme — daß er gewünscht habe, das Theater dem Pariser Architekten Lefort, der ihm sein Jagdschloß in der Brünitz gebaut hat, zu vertrauen, und deshalb vom Urteil der Preiskommission wenig befriedigt sei. Obschon ich kaum verstehe, daß das Ministerium mir gegen den Wunsch und Willen Sr. Hoheit den Bau übergibt, denn der Preis für meinen Entwurf bedingte ja noch nicht die Ausführung, so ist's doch geschehen und Sie begreifen, daß ich zwar keine Furcht, aber ein recht gründliches Mißbehagen vor der nun notwendigen Audienz empfinde. Wenn ich glauben könnte, daß sich die Szene hier leichter abspielen würde?"

„Das ist schwierig zu entscheiden," versetzte Herr von Herther rasch. „Dazu müßte man erst wissen, wie tief die Verstimmung beim Herzog gegangen ist. Bei unsern Verhältnissen scheint mir wohl denkbar, daß eben weil die Hoheit Herrn Lefort begünstigt, im Ministerium die Entscheidung für Sie ausgefallen ist. In diesem Falle würde des Herzogs Unmut weit mehr dem vortragenden Rate des Ministeriums als Ihnen gelten, und er ist gerecht genug, Sie nicht büßen zu lassen, was Sie nicht verschuldet haben. Hat er dagegen eine Meinung gegen Ihren Entwurf selbst gefaßt, so werden Sie einen schweren

Stand haben. Da es immer ungewöhnlich bleibt, Audienzen in solchen Angelegenheiten auf der Erholungsreise eines Fürsten zu verlangen, so müssen Sie jedenfalls zuvor zu erfahren suchen, wie der Herzog denkt."

„Ich bildete mir ein, daß es ihm gefallen würde, wenn ich mich jetzt bei Beginn meiner Studienreise nach seinen etwaigen Wünschen erkundigte," sagte Erich Franken, der an einem Zug im Gesicht von Fräulein Felicitas zu erkennen glaubte, daß ihr das Gespräch kein Interesse abgewinne. „Aber ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so lange von einer höchstens für mich bedeutenden Angelegenheit gesprochen habe. Ich wollte mir vorhin den Vorschlag erlauben, morgen früh unsre Fahrt zuerst nach der Isola Madre zu richten, damit wir auf Isola Bella dinieren und von dort mit dem Dampfer hierher zurückkehren können."

„Lassen Sie uns immerhin auch an Ihre Interessen denken," erwiderte der Präsident. Der Ausdruck ehrlicher Verlegenheit und jugendlichen Stolzes im Gesicht Erichs hatte ihn besiegt und sein liebenswürdigstes Lächeln geweckt. „Wir schließen einen kleinen Vertrag; Sie übernehmen es, eine halbe Stunde bis eine Stunde, wie lange meine Audienz nun währen mag, hier auf dieser Terrasse auszuhalten, und ich verspreche Ihnen, wenn nicht alle Wetter wider mich sind, über die Theaterbaufrage in Forstenburg und Ihre Anwesenheit ein Wörtlein fallen zu lassen um Sie ins klare zu setzen, ob Sie eine Audienz suchen sollen oder nicht. Was aber Ihren Vorschlag für morgen anlangt, so bin ich zwar sehr einverstanden, daß wir zuerst Isola Madre und dann Isola Bella besuchen, werde aber vorziehen, wenn irgend möglich, morgen abend über Arona nach Mailand abzureisen."

Erich Franken hätte jetzt lebhaft danken sollen — und fühlte sich doch von der letzten Mitteilung Herrn von Herthers so wenig freudig überrascht, daß er nur ein paar nichtssagende Worte hervorbrachte, und sich wahrscheinlich dem Verdacht ausgesetzt hätte, die freundliche Gesinnung des Präsidenten nicht recht zu würdigen, wenn dessen Aufmerksamkeit nicht im Augenblick abgelenkt worden wäre. Der Diener, den Herr von Herther damit beauftragt hatte, ihn von der Ankunft des Fürsten zu benachrichtigen, kam in großer Hast über die Gartenterrasse und rief ihm zu, daß die Reisewagen des Herzogs bereits die ersten Häuser von Baveno erreicht hätten. Herr von Herther mußte eilen, den Vorflur und die Treppen des Hotels zu gewinnen, wenn er einen schicklichen Platz zur Begrüßung seines Landesherrn finden wollte. Und so blieb ihm nur Zeit, seiner Tochter ein flüchtiges Wort zuzuflüstern, dem jungen Baumeister die Hand zu reichen, aber keine Minute zu Betrachtungen über Erichs plötzlich veränderte Stimmung. Was Herr von Herther zu seiner Tochter gesprochen, konnte Erich im nächsten Augenblick erraten, denn der Präsident hatte noch nicht den Eingang durch das Lesezimmer erreicht, als sich auch Fräulein Felicitas anschickte, mit einem freundlichen Gruß die Gartenterrasse zu verlassen. Erich erwachte jetzt aus der Befangenheit, in die ihn die letzten Worte Herthers versetzt — er ward inne, daß er zum erstenmal mit dem anmutigen Mädchen allein sei und versagte sich nicht, sein Bedauern auszusprechen, daß Felicitas' Vater den Vorsatz längern Verweilens an dem wunderbaren See so plötzlich aufgegeben habe. Felicitas schien sich zu besinnen, ob sie mehr als ein kurzes Wort antworten solle, aber sie blieb doch stehen und sagte:

„Papa tut es sicher aufrichtig leid, und auch mir wird es leid tun, wenn wir unsern Aufenthalt hier rasch abbrechen müssen. Aber die plötzliche Ankunft unsres Herzogs und daß er hier Quartier nimmt, paßt nicht in Papas Reisepläne. Vielleicht fügt es sich, daß wir uns in Genua nochmals begegnen — wir kehren bestimmt von der Riviera und Nizza dahin zurück, und Sie würden uns dort die prachtvollen Paläste zeigen können, die wir gestern in Ihrem Skizzenbuch bewundert haben.“

„Es ist großenteils verschwundene Pracht, die Sie dort finden werden, gnädiges Fräulein!“ antwortete Erich. „Indessen werde ich mich immer glücklich schätzen, so liebe Landsleute durch die alten Prunksäle und über die stattlichen Marmortreppen zu führen. Wenn Ihr Herr Vater wirklich gleichen Wunsch hegt —“

Erich brach plötzlich ab — Fräulein Felicitas aber fühlte, was unausgesprochen blieb. Sie war daran gewöhnt, ihren geliebten Vater zu rechtfertigen, und die Mischung von Befangenheit und töchterlichem Stolz, mit der sie für ihn das Wort nahm, gab ihren Zügen einen unendlich liebenswürdigen Ausdruck. Das Mädchen vergaß in diesem Augenblick, wie fremd ihr der junge Landsmann, den sie erst vor wenigen Tagen kennen gelernt, eigentlich sei, sie fühlte lebhaft den Wunsch, gerade von ihm ihren Vater nicht mißkannt zu wissen.

„Sie dürfen Papa nicht falsch beurteilen, Herr Franken!“ rief sie eifrig. „Er nimmt an allem, was groß und gut und tüchtig in der Welt ist, den wärmsten Anteil und hat noch gestern abend von Ihrem Talent mit hoher Achtung gesprochen. Aber seine Ansichten sind unerschütterlich, und so hat er Ihnen freilich nicht verhehlen können, daß er es immer für ein Unglück ansieht,

wenn ein junger Mann in unsern Tagen sich der Kunst widmet. Das muß Sie nicht verstimmen — denn Papa läßt seine Überzeugungen niemand entgelten und hat sich herzlich gefreut, Sie kennen zu lernen. Und ich glaube, daß er Ihnen selbst sagen wird, wie lieb es ihm wäre, mit Ihnen in Genua wieder zusammenzutreffen. Wenn Sie wüßten, wie hart es Papa, der so liebenswürdig, so feinfühlend ist, und der doch ganz wahr bleiben will, oft ankommt, seine Gesinnung kund zu geben, würden Sie es seiner Teilnahme zuschreiben, daß er vor Ihnen nicht geschwiegen hat."

„Aber mein gnädiges Fräulein, ich ziehe ja nichts von allem in Zweifel. Jeder Forstenburger hat von Jugend auf gelernt, Ihren Herrn Vater hoch zu verehren, und ich schätze mich wahrlich glücklich, ihm hier persönlich begegnet zu sein. Gilt ihm mein Beruf, meine geliebte Kunst als ein Unglück, so gelingt mir's vielleicht, ihn eines andern zu überzeugen. Und auf alle Fälle bin ich ein Anfänger, kein Meister, der Meinungsverschiedenheiten tragisch nehmen muß. Bin ich doch schon froh, daß Sie die Ansicht des Herrn Präsidenten nicht teilen —"

Erich stockte doch — ein Blick in das liebliche Mädchengesicht ihm gegenüber, welches wieder ernster ward, erinnerte ihn, daß Fräulein Felicitas sicher die Tochter ihres Vaters sei und etwas von der vornehmen Rückhaltung desselben habe. Die leichte Erregung des Mädchens hatte ihm wohlgetan — es war ihr so wenig gleichgültig gewesen, was er über ihren ernsten Vater, als was dieser über den jungen Landsmann denke. Aber er empfand zugleich, daß er das rasche Zutrauen, das sie ihm zeigte, nicht durch ein unbedachtes Wort aufs Spiel setzen dürfe. Die Gegenwart des anmutigen Mädchens floß

ihm mit dem mildern Licht über dem See und der weichen, süßen Luft, die sie beide atmeten, zu einem reinen Glückgefühl zusammen. Er hätte gern gehindert, daß Felicitas den Garten verließ, und war darum ihren Schritten gefolgt, als nehme er an, daß sie die Terrasse nur auf und abgehen wolle. Aber seine besten Vorsätze zu einem längern Gespräch wurden vereitelt, indem plötzlich über den Stufen der kleinen Treppe, die vom See her zur Gartenterrasse heraufführte, der schwarze Lockenkopf des jungen Mannes wieder auftauchte, der ihn vorhin verlassen hatte. Herr Camillo Arsakoff warf aus den leuchtenden, schwarzen Augen einen Blick über die Terrasse und auf das Paar. — Erich empfand den Blick wie einen Schlag, und die nächste Minute enträtselte ihm auch warum. Felicitas von Herther wandte sich mit einmal entschieden zum Gehen und sagte nur noch leise, aber mit hörbarer mißmutiger Erregung:

„Guten Abend, Herr Franken! Wenn unsre Fahrt morgen noch stattfindet, so verhindern Sie freundlich, daß Herr Arsakoff dort sich anschließt. Papa mag den Herrn trotz seines wundervollen Klavierspiels nicht, und würde den ganzen Tag verstimmt sein, wenn er mit uns wäre!"

Mit wenigen leichten Schritten hatte sie die Tür, die nach einem Nebenflur und einer Seitentreppe des Hotels führte, erreicht. Erich sah ihr noch halb betroffen nach, als inzwischen der junge Mann, dem sie so unverhohlen ausgewichen war, dicht neben ihn trat und mit einer bedauernden Handbewegung nach dem letzten Zipfel von Felicitas' Kleid, den man noch auf der Schwelle sah, hindeutend, ausrief:

„Es tut mir leid, daß ich Ihre Dame verscheucht habe. Hätte ich so schlimme Folgen meines Herankommens

geahnt — wäre ich den entgegengesetzten Weg gegangen. Doch — nichts für ungut! — Sie müssen zugeben, daß dies ganze Verhalten Ihrer Landsleute echt deutsch ist. Nur Deutsche sind imstande, sich unbegründete Abneigungen nicht nur einzugestehen und wie einen wohlmotivierten Luxus zu pflegen, sondern ihre törichten Antipathien dem unschuldigen Gegenstand derselben ohne weiteres zu zeigen!“

Erich hatte soeben eine ähnliche Betrachtung angestellt — er entgegnete daher ruhig, daß es freilich von deutscher Art sei, sich abzuschließen und nicht leicht an das Wesen andrer zu gewöhnen. Aber indem er dies gegen Herrn Arsakoff äußerte, glitt sein Blick unwillkürlich über die schlanke, elegante Gestalt und über die ungewöhnlich schönen Züge des Fremden mit dem russisch-italienischen Namen, den er gleichfalls erst hier im „Hotel Beaurivage“ kennen gelernt hatte. Camillo Arsakoff, dessen prächtiges, dunkles Lockenhaar, dessen feingewölbte Stirn und dessen große, schwarze Augen mit den frauenhaft langen, seidnen Wimpern das Künstlerauge Erichs schon bei der ersten Begegnung gefesselt hatten, zeigte auch in den untern Teilen seines Gesichtes eine durchaus edle Bildung. An seine östliche Abkunft gemahnte nur die breite Nase mit den weitgeöffneten Nasenlöchern und ein seltsames Verziehen des Mundes, bei dem in gewissen Augenblicken die Unterlippe über die obere geschoben ward, was dem schönen Gesicht dann plötzlich einen rohen, höhnischen Ausdruck gab. So eben wieder, indem Herr Camillo den prüfenden Blick Erichs auffing und dem Errötenden zurief:

„Jetzt sind auch Sie ein echter Deutscher! Sie möchten gern die Meinung Ihrer Dame teilen und sehen

an mir herunter, als ob sich in der Eile entdecken ließe, was mir die Ungnade Ihrer schönen Landsmännin einträgt. Schämen Sie sich — schämen Sie sich, Signor Architetto, und lassen Sie sich's gesagt sein, daß man die Frauen nicht gewinnt, wenn man ihre Vorurteile teilt, sondern keck widersteht. Und hüten Sie sich vor den bläulich schimmernden Augen, sie sind wie eine trügerische Flut, in der man ertrinken, aber sich nicht erquicken kann!"

Signor Camillo lachte dabei so vergnügt und herzlich, daß Erich einstimmen mußte, so peinlich ihn im Grunde die Äußerungen Arsakoffs berührt hatten. Aber der Fremde ließ ihm nicht Zeit, viel über seine Empfindung nachzusinnen. Er nahm vertraulich Erichs Arm und sagte:

„Kommen Sie — kommen Sie, Herr Franken. Vom Flur im zweiten Stock muß man die Treppe übersehen können, — es mag ein wunderbares Schauspiel sein, wie sich dies Hotel plötzlich in einen improvisierten Hof verwandelt. Über die Seitentreppe können wir noch einen guten Platz erreichen, um die Bücklinge alle zu sehen, die Signor Luigi und vielleicht auch Ihr würdiger Präsident aufwenden werden."

Er wollte Erich rasch mit sich fortziehen, aber dieser befreite seinen Arm von dem Signor Camillos und tat einen Schritt nach rückwärts. „Ich bedaure sehr, nicht Teilnehmer des Schauspiels sein zu können — ich habe Herrn von Herther versprochen, ihn hier zu erwarten, und nehme an, daß er früher wieder hier sein könnte, als ich den Rückzug anzutreten vermöchte. Viel Vergnügen in Ihrer Loge!"

„Guten Traum für Sie!" versetzte Camillo Arsakoff, ohne sich aufhalten zu lassen. Erich sah die höhnisch

verzogenen Lippen des Enteilenden nicht, aber er hörte den Ton des Zurufs und sagte sich selbst, daß ihn Arsakoff in diesem Augenblick einen deutschen Tropf schelte. Unbekümmert darum, aber innerlich befangen durch die Art, mit der ein Unberufener vorhin und jetzt geheime Regungen seiner Seele, die noch längst nicht Träume waren, ans Licht zog, begann der junge Mann seinen Rundgang auf der nun völlig einsamen Terrasse wieder — und lauschte kaum einmal nach dem Geräusch, das jetzt stärker und hörbarer von der Vorderfront des großen Hauses herüberscholl.

Zweites Kapitel.

Herr von Herther hatte das Vestibül des Hauses gerade noch im letzten Augenblicke erreicht, in dem es möglich gewesen war, eine flüchtige Umschau zu halten. Er erschrak beinahe, als er den äußern Eingang, den ganzen Raum zwischen dem eisernen Gitter des Vorhofs und dem Hoteltor von Menschen aller Art erfüllt und die große Treppe mit einem Spalier von neugierigen Hotelgästen besetzt erblickte. In sieben oder acht Sprachen wirrte das Gespräch durcheinander, aber daß jedes Wort den erwarteten hohen Gästen galt, hörte der Präsident selbst noch aus den russischen Lauten heraus, die zwischen den andern erklangen. Er wollte den Besitzer auf den Mißstand aufmersam machen, daß der Herzog von Forstenburg fast inkognito reise und hier empfangen werde, als ob er allenfalls eine Provinzialstadt seines kleinen Landes besuche. Aber Signor Luigi, der an der Spitze eines ganzen Stabes von Facchini und Kellnern nach dem Hoftor eilte, hatte keine Zeit, ihn anzuhören. Indem Herther

ihm noch nachrief, fiel sein Blick auf Herrn Wild, der inzwischen seine Toilette erneuert hatte und den luft- und weinroten Kopf über der weißen Krawatte noch höher und zuversichtlicher trug, als vorhin. Der Präsident warf eine Bemerkung hin, daß der Herzog für das Getümmel, mit dem man ihn und seine Tochter empfange, schlechten Dank wissen werde. Doch die Wirkung dieser Worte war nicht die erwartete, der Kurier trat vertraulich näher und ergriff, trotz einer leicht verständlichen, abwehrenden Bewegung, einen Knopf des dunklen Sommerrocks, den Herr von Herther trug — er führte den Widerstrebenden zwei, drei Schritte dem Eingang näher.

„Sie können recht haben, Herr Präsident," sagte er mehr mit heiserer als mit leiser Stimme. „Hoheit werden vielleicht ein tadelndes Wort nicht unterdrücken, aber im Grunde ist's so am besten. Wenn Vestibül und Treppe leer wären, niemand Neugier zeigte, würde der Herr erst recht mißmutig und verletzt sein — ich bin lange genug im Dienst und kenne das genau!"

„Nun — jeder nach seinem Geschmack!" versetzte der Präsident, seinen Rockknopf aus der fleischigen Hand des Kuriers erlösend und die alte Stelle wieder einnehmend. Die Bemerkung des Mannes war zu richtig, um ihr zu widersprechen, und Herr von Herther war nur ärgerlich gegen sich selbst, daß er sie hervorgerufen. Ein gellender Lärm, Wagenrollen und durcheinanderrufende Stimmen, zwischen denen ein paar Evivas zu unterscheiden waren, zeigten die Ankunft der Erwarteten an. — Herr Wild sprang behend die Stufen vor dem Haustor hinab, um draußen bereit zu stehen, und in der Tat währte es jetzt nur wenige Minuten, bis die hohen Gäste des Hotels erschienen. Der Herzog, vor dem Signor Luigi und der

Kurier mit wiederholten Verbeugungen einhergingen, führte seine Tochter am Arm und warf aus kalten, gleichsam stahlscharfen, blauen Augen beim Eintritt in die Vorhalle einen flüchtigen Blick über die versammelten Gruppen von Neugierigen. Er zeigte eine wahrhaft imponierende Gestalt, hochgewachsen, mit kräftigen Schultern und breiter Brust, von straff soldatischer Haltung, trotz des dunklen Sürtouts und des bürgerlichen Hutes, die er hier trug. Sein Kopf erschien durch den mächtigen, grauen Bart, der Wangen und Mund umgab, ungewöhnlich groß, die Gesichtszüge des Fürsten halfen den Eindruck männlicher Kraft und ruhigen Stolzes verstärken, den Haltung und Gang hervorriefen. Die junge zwanzigjährige Prinzessin Stephanie an seiner Seite war eine liebliche Erscheinung, doch nahmen sich ihre zarte Gestalt und das blasse, schmale Gesicht mit tiefdunklen Augen fremd und fast dürftig neben dem stattlichen, starken Vater aus. Sie sah ängstlich fragend zu dem Herzog auf und erwiderte dann erst den tiefen Gruß der umstehenden Damen. Des Herzogs Auge aber traf in diesem Augenblick auf Herrn von Herther, ein Ausdruck des Erstaunens zeigte sich unverkennbar in den strengen Zügen, die hohe Gestalt richtete sich noch höher, gebietender empor — unwillkürlich ließ er den Arm der Tochter aus dem seinen gleiten und war mit einem Schritte bei dem Präsidenten.

„Sieh da — das nenne ich eine Überraschung! Was hat Sie an den Lago Maggiore geführt, Herther, und gerade in dies Haus? Sie sind mit uns zugleich eingetroffen?“

„Nein Hoheit!“ entgegnete der Präsident mit ruhigem Blick dem forschenden des Herzogs begegnend. „Ich habe meiner Tochter Felicitas die Seen gezeigt und verweile

mit ihr schon einige Tage im Hotel. Da wir morgen nach Mailand und Genua abreisen wollen, erachtete ich es für meine Pflicht, Ew. Hoheit gleich bei der Ankunft zu begrüßen und die besten Wünsche für den Aufenthalt hier auszusprechen."

„Haben Sie es so eilig?" fragte der Herzog zurück. „Ich habe nicht erwarten können, Sie hier anzutreffen, doch da es sich so fügt, wäre es mir angenehm, wenn Sie ein paar Tage bleiben wollten. Jedenfalls lassen Sie sich in etwa einer Stunde bei mir melden — ich wünsche mit Ihnen zu sprechen. Stephanie — hier will uns Forstenburg begrüßen! Der Herr Handelsgerichtspräsident hat mit uns gleich gute Gedanken an italienische Seen gehabt — auch Fräulein von Herther ist hier!"

Er war zu der Prinzessin zurückgetreten, die den Präsidenten mit sichtlicher Freude begrüßte. Die kleine Szene am Fuß der Treppe war von den zahlreichen Zuschauern mit neugieriger Teilnahme beobachtet worden, doch hatte kaum irgendwer ein Wort vernommen, denn der greise Privatsekretär des Fürsten, der Kurier, einige Diener und Dienerinnen, die im Gefolge waren, hatten auf der Stelle zwischen den Sprechenden und den Hotelgästen eine Gruppe gebildet, durch die sich niemand so leicht hindurchdrängen konnte. Jetzt gönnte der Herzog Herrn von Herther noch ein kurzes Kopfnicken und führte dann seine Tochter die Treppe empor, indem er vor sich hinsah und rechts und links um sich nichts mehr beachtete. Der Präsident wartete nur, bis sein Herr die für ihn vorbereiteten Gemächer erreicht haben konnte, um auch seinerseits die Treppe nach seinem Zimmer im zweiten Stockwerk des Hotels emporzusteigen. Er hatte eben den Vorflur des ersten Stockes überschritten, wo die

vorhin offnen Flügeltüren geschlossen waren, aber Diener und Gepäckträger noch geschäftig hin und wieder liefen, als ihm plötzlich beifiel, daß er den jungen Architekten veranlaßt habe, ihn auf der Gartenterrasse des Hotels zu erwarten. Ohne Besinnen wandte er sich um und wollte eben wieder die Treppe hinabgehen, als eine der geschlossenen Türen in der Beletage mit einer gewissen Heftigkeit geöffnet ward und der Privatsekretär des Herzogs, den Herr von Herther vorhin kaum Gelegenheit gefunden hatte flüchtig zu begrüßen, rasch auf den Vorflur heraustrat. Als er des Präsidenten ansichtig ward, eilte er mit einem Ungestüm auf denselben zu, das dem sonst so würdevoll auftretenden weißhaarigen Herrn Lorberg wunderlich zu Gesicht stand, und Herrn von Herther betroffen stillstehen und aufblicken ließ.

„Guten Tag, lieber Herr Lorberg," rief er ihm entgegen. „Ich freue mich, daß unsere Hoheit Sie mit auf die Reise genommen hat, und daß ich Sie hier sehe!"

„Ich kann Ihnen das Kompliment leider nicht zurückgeben, Herr von Herther," sagte der Sekretär mit zitternder Stimme, indem er fast krampfhaft beide Hände des Präsidenten faßte. „Ich muß Sie bitten, alles aufzubieten, um dem Herzog begreiflich zu machen, daß ich nicht an Sie geschrieben, Sie nicht von unsrer Hierherkunft, die mir ohnehin bis vorgestern völlig ungewiß war, in Kenntnis gesetzt habe. Der Herzog tritt eben kaum in sein Kabinett ein, und ich will unsre Portefeuilles zurechtlegen, als er mich fragt, ob ich Ihnen einen Wink über die Reise gegeben, fragt in einem Tone, der eigentlich schon die schwerste Anschuldigung enthielt. Ich habe ihm geantwortet, was zu antworten war — ersuche Sie aber ausdrücklich, Sr. Hoheit zu sagen, daß Sie durch mich nichts von den

höchsten Reiseplänen wissen, daß ich Ihnen überhaupt niemals geschrieben habe, es wäre denn in Forstenburg und im Auftrage des Herzogs gewesen. Er müßte mich genug kennen, um derartige Frage nicht an mich zu richten und mir eine solche Bitte zu ersparen. Und am allerwenigsten kann ich verstehen, wie ich um Gottes willen auf den Einfall gekommen sein sollte, gerade Ihnen eine Mitteilung zu machen."

„Ich glaube es doch zu verstehen," sagte der Präsident halbleise und mehr selbstvergessen vor sich hin, als zu dem Sekretär des Herzogs. Herr Lorberg sah den Präsidenten so erstaunt, ja verblüfft an, daß das freundliche Gesicht des alten Herrn trotz der Kummerfalten einen beinahe komischen Anblick gewährte. „Ich erläutere Ihnen das ein andermal, lieber Herr Lorberg," setzte Herr von Herther hinzu, als er die Wirkung seines hingeworfnen Wortes wahrnahm. „Seien Sie versichert, daß ich Sr. Hoheit wunderlichen Verdacht vollständig zerstreuen werde."

Und jetzt war er es, der mit ungewöhnlicher Hast, jede weitere Erörterung abschneidend, sich verabschiedete, um die Gartenterrasse wieder zu erreichen. Er erinnerte sich, mit wie peinlichen Erwartungen er vorhin bei der ersten Gewißheit von der bevorstehenden Ankunft seines Landesherrn diese Marmorstufen hinabgegangen sei. Jetzt war schon da, was er dunkel befürchtet hatte: um den harmlosen Genuß seiner Reisetage war es jedenfalls geschehen, er fühlte sich von einer Atmosphäre umgeben, der er selbst daheim jederzeit soviel als möglich entronnen war. Um seine Lippen spielte ein Lächeln, das unsäglich viel Bitterkeit und Menschenverachtung barg. Und es war ihm in dieser Stunde offenbar wohltuend,

dem offnen, hellen Blick und dem jugendlich frischen Gesicht des jungen Landsmannes sogleich zu begegnen, wie er die Tür zur Terrasse erreichte. Erich hatte ihn kommen sehen und war ihm entgegengeeilt — er nahm auf der Stelle wahr, daß der Präsident nicht in der glücklichsten Laune von der Begrüßung des Herzogs zurückkehre. Um so mehr überraschte ihn die ungewohnte Herzlichkeit, mit der Herr von Herther seinen Arm nahm und mit ihm nach jener Stelle hinging, wo sie schon vorhin den schönsten Ausblick auf den See und die Inseln genossen hatten.

„Meine Tochter hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen?“ fragte er im Gehen und fuhr fort, ohne eine Antwort Erichs abzuwarten: „Ich komme um Sie von Ihrem Warten hier zu erlösen. Ich kann Ihnen auch jetzt nichts Bestimmtes sagen, als daß unser Herzog mich in einer Stunde zu sich befohlen hat, und daß ich alsdann jede Gelegenheit, die sich bieten dürfte auch von Ihnen zu sprechen, wahrnehmen will. Ehrlich gesagt: versprechen Sie sich nicht zu viel, Se. Hoheit scheint durch die Reise nicht sonderlich gestimmt zu sein, und läßt sich vielleicht im Augenblick nicht einmal gern an Forstenburg erinnern. Was aus unsrer Fahrt für morgen werden soll, — darüber müssen wir gleichfalls erst den Ratschluß der Götter erwarten. Und nun kurz, Herr Franken — wir finden uns am Abend hier zusammen. Über die nächsten Stunden bin ich nicht Herr, und der Unbestimmtheit werden Sie endlich müde sein!“

Erich mochte das nicht verneinen. Aber da sich in diesem Augenblicke Fräulein von Herther am Fenster ihres Zimmers zeigte und einen freundlichen Gruß zu ihrem Vater und ihm herabwinkte, sprach er eine Bitte aus, die ihm vor einer Stunde noch zu kühn erschienen wäre.

Die wunderliche, halb verworrene Stimmung, die den ganzen kleinen Kreis seit der plötzlichen Ankunft des Herzogs von Forstenburg ergriffen, kam auch über ihn:

„Wollen Sie gestatten, Herr Präsident, daß Ihre Fräulein Tochter an einer Abendfahrt auf dem See teilnimmt? Frau Hofrat Selden aus Wien, und deren Tochter haben eine solche vorgeschlagen, und ich glaubte —“

„Gewiß — wenn Felicitas Lust dazu hat, mag sie teilnehmen,“ fiel Herther dem Frager ins Wort. „Ich will ihr selbst den Vorschlag machen, und Sie zögern dann hoffentlich nicht zu lange. Auf Wiedersehen am Spätabend also.“

Und indem er den jungen Landsmann mit freundlichem Gruß verließ, dachte Herr von Herther nur, wie günstig es sich füge, daß er für die nächsten Stunden jedenfalls seine Tochter als abwesend angeben könne. Er war so befangen von dem Eindruck der Begegnung mit seinem Fürsten, daß ihm die Frage nicht in den Sinn kam, die zu andrer Stunde für ihn die erste gewesen wäre — wer außer den genannten Wiener Damen und Franken sich an der Fahrt beteiligen werde. Ihm dünkte die Luft des Hotels schwül, und er verspürte eine Anwandlung, die ihm seit seinem Studentenleben nicht gekommen war, sich durch eine Art Flucht allen peinlichen Anmutungen zu entziehen. Trotzdem ging er ohne weiteres Zögern nach seinem Zimmer hinauf, um Toilette zu machen und zur festgesetzten Zeit zur Verfügung des Herzogs zu stehen. Auf der Terrasse aber unterdrückte Erich einen freudigen Ausruf nicht und pries die Erregung, die durch die Ankunft der fürstlichen Gäste herbeigeführt worden sei. Er gestand sich selbst nicht ein, daß ihn die Aussicht mit der anmutigen Felicitas die nächste

Stunde zuzubringen und dabei nicht unter dem ernsten Auge des Präsidenten zu stehen, so fröhlich stimme.

Mitten in seine glücklichen Erwartungen hinein drangen laute Klänge, die aus dem Konversationszimmer links vom großen Speisesaale kamen, Erich erriet auf der Stelle, wer allein dem alten Instrument, das dort stand, solche Töne entlocken könne. Er ging an das geöffnete Fenster, und sah Camillo Arsakoff, der ihm flüchtig zunickte und fortfuhr Klavier zu spielen. Der junge Baumeister hatte den Musiker, in den letzten Tagen öfter, und immer mit steigender Bewunderung gehört — in diesem Augenblick war es ihm, als habe Camillo seither nicht alle Zauber seines Spiels entfaltet und lasse diese jetzt erst frei wirken. Erich war eine Viertelstunde lang der ruhige Zuhörer — dem Künstler schien es eben recht zu sein, daß er von niemand sonst belauscht werde. Immer machtvoller, bestrickender rauschten die Töne daher, und fesselten den Musiker selbst, denn er wiederholte mit Behagen ein paar der glänzendsten und der weichsten Stellen der Phantasie, die er spielte. Als sich endlich rechts und links Türen öffneten und Signor Camillo wahrnehmen konnte, daß er die leeren Räume nebenan wieder mit Menschen erfüllt habe, kümmerte er sich scheinbar so wenig darum, als vorher um die Stille und Einsamkeit. Er fuhr in seinem Spiel fort und richtete seine Augen entweder auf die Tasten oder nach dem offnen Fenster hin, an welchem Erich stand. Er schloß endlich mit einem gewaltig dröhnenden Presto, stand dann auf, blickte um sich wie jemand, der aus einem Traum erwacht ist, ging mit raschen Schritten auf das Fenster zu, und richtete an Erich kurze halbspöttische Fragen, ob er seine Landsleute seit dem ersten Ereignis schon wieder gesehen habe,

und ob er noch immer kein loyales Verlangen nach dem Anblick seines Fürsten empfinde. Indem Erich scherzend antwortete, war es ihm doch, als ob der Blick des Musikers ab und zu von ihm hinwegglеite, als ob Arsakoff mit leiser, für einen minder scharfen Beobachter gar nicht merklichen Spannung, nach dem Kommen und Gehen im großen Saal, und den Nebenzimmern hinlausche. Ein paar ältlichen Damen, die zu ihm herantraten, und ihre Bewunderung ausdrückten, erwiderte er nur gleichgültige Worte. Als aber die Tür des Musikzimmers sich auftat, die nach dem Flur führte und ein unscheinbarer älterer Herr in schwarzer Kleidung sich bedächtig im Zimmer umsah, und sich dann langsam nach dem Fenster heranschob, an welchem Camillo Arsakoff innen und Erich außen standen, ging ein sieghaftes Lächeln durch die schönen Züge des Musikers. Mit halbem Zweifel blickte der Ankömmling auf Camillo, dann fragte er in beinahe unterwürfigem Tone:

„Ich habe die Ehre den Herrn zu sehen, der soeben das schöne Konzert veranstaltet hat?“

„Mir lieb, wenn Sie es schön gefunden haben!“ lachte der Musiker. „Aber mit wem habe ich die Ehre, oder womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich habe nur Auftrag, mich nach dem Herrn zu erkundigen, der vorhin musiziert hat,“ versetzte der Frager und zog sich schon wieder einen Schritt zurück. „Hoheit Prinzessin Stephanie wünschen den Namen des Herrn zu erfahren. Wenn ich bitten dürfte?“ —

Camillo nannte sehr deutlich seinen Namen und wollte dem Kammerdiener, den er beim ersten Blick als solchen erkannt hatte, eine Karte übergeben, die dieser mit den Worten: „Ist nicht nötig, mein Herr — wir sind

gewohnt Namen zu behalten!“ zurückwies. Sowie der Alte aus dem Zimmer wieder verschwand, wandte sich Signor Camillo zu Erich hin und rief lachend: „Das war's, was ich gewollt und gewünscht hatte — ich hielt es doch für zweckmäßig, Ihrer freundlichen Protektion ein wenig unter die Arme zu greifen. Machen Sie kein erzürntes Gesicht, ich glaube zwar, daß Sie bon camarade sind — aber jeder ist am Ende sich selbst der Nächste! Jetzt haben wir wenigstens erreicht, daß Ihre Hoheit weiß, wer hier ist, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht bald verlangen sollte, mich in größerer Nähe zu hören. Lassen Sie uns aufbrechen, Herr Franken — das kann heute für uns alle ein froher Abend werden!“

Drittes Kapitel.

Es war eine ziemlich große und sehr heitre Gesellschaft, die eine Stunde nachher in drei zeltüberdeckten Barken in den glänzenden See hinausfuhr. Herr von Herther, der aus dem Fenster seines Zimmers gesehen, wie neben den beiden Wienerinnen und Erich Franken auch die Gemahlin und die drei Töchter eines russischen Generals, die im Hotel wohnten, dazu ein italienischer Bersaglierioffizier und seine Schwester, die in einem benachbarten kleinen Hause Villegiatur hielten und endlich — Camillo Arsakoff, der Musiker, in dasselbe Fahrzeug stiegen wie seine Tochter, hatte wohl ärgerlich den Kopf geschüttelt. „Das Reisen ist auch eine von den modernen Torheiten, die unser Leben den Einwirkungen des schlechtesten Zufalls preisgeben,“ murmelte er vor sich hin, während drunten die Barken in zierlichen Bogen vom Ufer

abstießen, und Felicitas und die beiden Wienerinnen mit ihren Tüchern nach ihm heraufgrüßten. Aber es blieb ihm keine Zeit, lange über sein eignes Wort nachzusinnen, die Stunde, in der er sich beim Herzog einzufinden hatte, war herangekommen. Im schwarzen Frack, auf dem der silberne Stern des Forstenburgschen Hausordens glänzte, stieg der Präsident nach den Gemächern hinab, die für den Herzog und die Prinzessin eingerichtet worden waren.

Hier fand er bereits eine Art Dienst organisiert. Die Türen nach dem Flur waren bis auf eine sämtlich von innen verschlossen worden, ein mittleres Zimmer, vor dem ein Lakai stand, diente als Entree — und ein zweiter Diener langweilte sich hier sichtlich, indem er auf den Flutspiegel des Sees hinausstarrte. Im nächsten Gemach saß Herr Lorberg zwischen seinen Papieren und Mappen am Schreibtisch und schien in voller Tätigkeit. Er erhob sich, um den Präsidenten zu begrüßen, und wiederholte mit bekümmerter Miene und leiser Stimme seine Bitte von vorhin. Dann öffnete er ihm selbst die Tür zu dem Vorzimmer des Herzogs, wo dessen Kammerdiener waltete. Herr von Herther wurde sofort angemeldet und stand eine Minute später dem Herzog gegenüber, der vom breiten Balkon mit der Aussicht nach See und Alpen, eben ins Zimmer zurückgetreten war. Auch hier zeigte sich der mäßig große Raum bereits den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Fürsten angepaßt. Ein Marmortisch, den Signor Luigi mit besonderem Stolz hier hereingestellt hatte, war mit Rauchmaterial, kostbaren kleinen Pfeifen und Bernsteinspitzen, Zigarrenkisten und Kästen bedeckt. Der Schreibtisch trug Bücher und Zeitungen, die sorgfältig übereinander geschichtet waren, das Schreibgerät aber stand nicht auf diesem, sondern wie es Herr von

Herther in Forstenburg oft gesehen, auf einem ganz niedrigen runden Tischchen, das an einen kleinen Lederdiwan herangeschoben war. Alles gemahnte den Eintretenden an daheim, nur nicht die leuchtende farbige Abendlandschaft draußen, die weiche Luft, die durch die offne Balkontür hereinquoll, nur nicht das Gesicht des Herzogs, das ein völlig andres schien, als im Forstenburger Schlosse. Der Präsident hatte viel hundert Male vor seinem Landesherrn gestanden, so wie in diesem Augenblick noch nie. Herzog Bernhard galt mit Recht als ein Mann, der nie Unschlüssigkeit zeige, und sich stets vollkommen beherrsche. Eben aber verriet er dem sichern Auge Herthers, daß er unschlüssig über den Empfang des Angemeldeten war. Er hatte den Präsidenten vertraulich begrüßen wollen, war noch mit der brennenden Zigarre in der Hand vom Balkon hereingetreten, jetzt schleuderte er die Zigarre von sich, richtete den Kopf empor und stand in so gebietender Haltung, daß Herr von Herther einem Sturm entgegensehen zu müssen glaubte. Denn auch das war ihm neu, daß der Herzog eine Minute verstreichen ließ, ehe er endlich kurz und mit rauhem Ton hervorstieß:

„Guten Abend, Herr von Herther. Ich weiß noch nicht, ob ich Ihnen die Überraschung danken soll, die Sie mir durch Ihr Hiersein bereiten! Jetzt nur eine erste Frage: Sie wissen, was mich aus Forstenburg und auf Reisen gehen hieß?“

„Hoheit, — ich muß mit Nein antworten!“ entgegnete Herr von Herther. „Denn es geziemt mir nicht, Geklätsch und unberechtigte Deutungen der Schritte Ew. Hoheit, die mir wohl zugekommen sind, für Wissen zu halten und auszugeben!“

„Sie haben mich ja sonst nicht mit Komplimenten

verwöhnt," sagte der Herzog. „Nehmen Sie immerhin an, daß das Geklätsch in diesem Falle, wie oft, recht hatte, und daß ich durch die Brautschau des Königs Max und sein nachmaliges Ausschlagen meiner Tochter eine so empfindliche Niederlage erlitten habe, daß meine getreuen Untertanen eine rechte Herzensfreude daran haben können. Das war's doch, worüber Sie sich keine unberechtigten Deutungen erlauben wollten, Herther?"

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich sowohl der Voraussetzung als der Folgerung widerspreche!" versetzte der Präsident, dem der Herzog noch um einen Schritt näher trat. „Da Sie selbst mir anvertrauen, daß ernsthaft von einer Werbung des Königs Max um Hoheit Prinzessin Stephanie die Rede gewesen sei und daß die bezüglichen Verhandlungen sich zerschlagen haben, so darf ich bedauern, daß eine Verbindung nicht stattgefunden hat, auf die Ew. Hoheit Wert gelegt haben und die dem Range und den Vorzügen der Prinzessin entsprochen haben würde. Eine Niederlage Ew. Hoheit vermag ich in der Entschließung des Königs nicht zu erblicken, und daß Ihre Untertanen über die Vereitlung Höchst Ihres Wunsches Freude empfänden, klingt zu bitter, als daß es Ew. Hoheit in besserer Stunde wiederholen sollten!"

Aus dem blauen Auge des Fürsten, das unverwandt auf dem Sprecher ruhte, schoß ein Blitz des Hohnes. „Weiße Salbe, Herther, nichts als weiße Salbe — ich bedarf ihrer nicht. Ich hatte Sie kommen lassen, weil ich mir einmal von der Seele sprechen möchte, was ich hinnehmen und hinabwürgen muß und bei Ihnen wenigstens sicher bin, daß nicht jedes Wort in die Zeitungen getragen wird. Oder schreiben Sie vielleicht auch Ihre Erinnerungen, deren Herausgabe ich noch erleben kann?"

„Hoheit!“ sagte Herr von Herther in bittendem Ton, der gleichwohl dem Herzog kundgab, daß er sich zu mäßigen habe.

„Bitte um Verzeihung!“ warf der Herzog nachlässig hin. „Ich hätte behutsamer sein sollen. Doch währt es nun schon zwei Monate, daß ich nichts um mich sehe, als die leidvolle Miene Stephanies und die ehrwürdige Maske, hinter der Lorberg sein Material für meine Herren Minister sammelt. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie bessere Veranlassung haben, Ihre Tochter auf Reisen zu führen und mehr Freude dabei. Jeden Tag dies niedergeschlagene Gesicht sehen und sich dabei sagen zu müssen, daß alles ja am Ende ganz natürlich zugegangen! Wir haben auf den Rat unserer höchst weisen Exzellenzen — die in dieser Bêtise einmal alle drei einig waren — die Prinzessin nach Bad Gundlach geschickt — dort hat sie der König gesehen und hat genug gesehen! In einer Zeit, die auch von ihren Königen verlangt, daß sie gute Hausväter sein und mit der fürstlichen Hausfrau tagaus tagein leben sollen, werden die Könige anspruchsvoll und betrachten selbst eine Prinzessin aus dem ältesten und besten Hause mit kritischen Blicken. Se. Majestät hat gefunden, daß Stephanie seinen Wünschen nicht entspricht, und da Se. Majestät nur nach Höchstihren Wünschen und nicht nach dem kleinen ohnmächtigen, halbmediatisierten Herzog von Forstenburg zu fragen haben, so wird kurz abgebrochen. Und nun mit gekreuzten Armen dastehen zu müssen, und — während mir die Prinzessin die einzige Hoffnung vereitelt, die ich an sie knüpfen konnte, den einzigen vernünftigen Zweck, den meine ganze Existenz noch hatte! — sie väterlich trösten zu sollen!“

Der Herzog ging mit großen Schritten im Gemach

auf und nieder — seine Augen funkelten bei der Erinnerung an das Geschehene und um seine Lippen spielte, so oft er der Prinzessin gedachte, ein geringschätziges Lächeln, bei dem es Herrn von Herther immer unbehaglicher zumut ward. Aber sein Landesherr dachte offenbar nicht daran, ihm das Zeichen der Entlassung zu geben, und suchte nur einen Übergang zu dem weitern Gespräch. Er wandte sich kurz um und auf einen der Lehnsessel deutend. „Ich habe Sie noch nicht einmal zum Sitzen aufgefordert, Herther, nehmen Sie Platz — wir haben noch mancherlei zu reden."

Der Präsident leistete der Aufforderung soweit Folge, daß er an den bezeichneten Sitz hintrat und seine Hand auf die Lehne desselben stützte. Da der Herzog sich nicht niederließ, sondern fortfuhr, zwischen der offnen Balkontüre und der verschlossenen Tür nach dem Flur auf- und abzuschreiten, fand auch Herr von Herther es unangemessen, sich zu setzen. Ein paar Minuten war es ganz still im Zimmer, bis Herzog Bernhard wiederum vor dem Präsidenten stehen blieb und im gleich rauhen Tone wie vorhin sagte: „Sprechen Sie immerhin! Ich lese auf Ihrem Gesicht, daß Sie etwas zu erwidern haben und es wäre bei Ihnen das erstemal, daß ich stillschweigende Billigung oder Zustimmung erhielte!"

„Mein allergnädigster Herr hat mich bis hierher nicht in den Fall gesetzt, über allgemeine Angelegenheiten des fürstlichen Hauses und persönliche Empfindungen mit ihm zu sprechen," erwiderte Herther. Seine Stimme zitterte etwas und ein Ausdruck von Spannung in dem feinen klugen Gesicht verriet, daß es ihm nicht leicht ward, Haltung zu bewahren. „Ich hatte bis hierher nur amtliche Dinge mit Ew. Hoheit zu besprechen und habe dann

pflichtmäßig meine Überzeugungen geäußert, und wo es anging, geltend gemacht. Wenn ich mir auf Ew. Hoheit Mitteilung ein Wort erlauben soll, so muß ich tief bedauern, daß der gescheiterte Vermählungsplan allzusehr Mittelpunkt Ihrer Gedanken geworden ist und Ew. Hoheit — ich hoffe nur momentan — die Freude an den höheren Pflichten und Aufgaben Ihres fürstlichen Berufs geraubt hat.“ —

„Pflichten? Aufgaben? Höhere sogar?“ fragte der Herzog zurück. „Sie haben hier keine Landtags- und keine Stadtdeputation zu vertreten und ich weiß sehr wohl, wie Sie sonst über unsre Lage, unsre Zustände und die ganze hochherrliche Zeit, in die wir geschleudert worden sind, denken. Da es Ihnen so schwer fällt, Ihre innerste Gesinnung zu bekennen, so sage ich, Ihr Herzog, Ihnen: nichts elender in diesen Tagen als ein machtloser Fürst, unfähig, etwas zu tun und zu wollen und doch der frechsten Kritik des Pöbels preisgegeben. Weder wirken zu können, noch das Dasein nach eigener Weise zu genießen, mit gebundenen Händen abwarten zu müssen, wie lange der zerlöcherte hohle Boden unter uns noch halten und tragen will, inzwischen aber zwecklos die Tage abzuspinnen und sobald man sich einen Zweck setzt, erfahren zu müssen, daß der Atem dazu nicht ausreicht — das ist mein Schicksal, wenn wir alle üblichen Redensarten beiseite setzen!“

Herzog Bernhard warf sich auf den kleinen Lederdiwan und blickte jetzt eher zu Boden, als nach dem Präsidenten von Herther hin. Und doch sah dieser wiederum das zornige Funkeln in den blauen Augen — das er in der letzten Viertelstunde wahrgenommen hatte, wenn der Herzog des Königs Max und seiner gescheiterten Erwartung gedachte. Es blieb ihm nichts übrig als zu

antworten, obschon er sich dem Vertrauen, das der Herzog ihm erwies, gerne entzogen hätte:

„Hoheit sehen heute alles in so trübem Licht, wie ich es nicht ansehen kann. Es ziemt mir um so mehr zu sagen, daß Ew. Hoheit Ihr Leben in besserer Stunde freundlicher betrachten werden, als ich dabei ganz Forstenburg hinter mir weiß! Unser Land ist das beste Zeugnis, daß die Dinge nicht so schlimm stehen und Ew. Hoheit sich wenigstens der Pflicht, die Ihnen keine Freude gewährt, nie entzogen haben."

„Unser Land? Das Herzogtum Forstenburg?" fragte der Herzog, den Oberkörper wieder strack emporrichtend und mit einem noch viel geringschätzigeren Ausdruck in seinen Zügen, als der gewesen war, mit dem er der Prinzessin Stephanie gedacht hatte. „Wodurch unterscheidet sich das Herzogtum von einem gutverwalteten Kreis des großen Nachbarstaates, und was soll für mich Tröstliches darin liegen, daß ich mit meinen Ministern ein erträgliches Regierungskollegium darstelle?"

Was immer der Grund sein mochte, Herr von Herther merkte jetzt, daß der Herzog sich nicht bloß seinen Unmut von der Seele sprechen, sondern daß er Wahrheit haben wolle. Er erwiderte daher entschlossen und mit beinahe jugendlichem Feuer:

„Ich habe seither glauben müssen, daß Ew. Hoheit mit dem Gang der Dinge bei uns und mit der bescheidenen Rolle, die wir spielen, völlig im Einklang wären. Ist dies nicht der Fall, so hat der Fürst eines mäßigen Staates noch andre Mittel, sich höhere Genugtuung zu verschaffen."

„Gewiß den Karl August oder dergleichen agieren und dabei wie mein Vetter von Warburg von jedem

Narren über die unzeitgemäße Rolle verhöhnt werden," rief der Herzog. „Künstler und Dichter beschützen, das heißt füttern, die dem gepriesenen Mäcen auf der Stelle den Rücken wenden, sobald eine vollere Raufe winkt! — Bei Lebzeiten verlacht und am Ende unsterblich werden, wie der klassische Herzog von Weimar, der sich nach allem, was er getan, doch von jedem literatur-beflissenen Schulmeister dafür hudeln lassen muß, daß er einmal seine Maitresse davor geschützt hat, den Weimaranern die Jungfrau von Orleans vorspielen zu sollen! Nein, lieber Präsident, für dergleichen Rollen bin ich nicht gemacht, und auch Sie wissen recht wohl, daß diese außer der Zeit sind. Aber setzen Sie sich endlich und lassen Sie sich nicht stören, wenn mich wie vorhin meine Unruhe überkommt."

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich mich völlig anderer Überzeugung erkläre, und so wenig ich vom Treiben eines sogenannt genialen Hofes viel erwarten würde, so vermag doch ein gebildeter, kunstsinniger Fürst noch Stätten zu erhalten und aufzurichten, an denen die höchsten geistigen Aufgaben rein erfüllt werden können. Auch gibt es neben Kunst und Wissenschaft noch hundert Dinge, in denen ein kleiner Staat und sein Regent der deutschen Nation noch von Wichtigkeit sein — ja unentbehrlich werden könnten."

„Das glauben Sie doch selbst nicht, Herther!" entgegnete Herzog Bernhard. „Unentbehrlich? in einer Generation, in der jedem Lotterbuben das Recht verbrieft worden ist, uns ins Angesicht zu sagen, wie überflüssig wir sind! Kulturaufgaben! — bei denen wir nur die Unzulänglichkeit unsrer Mittel empfinden und jeden Tag den großstädtischen Hohn zu bestehen hätten, der es

nächstens unbegreiflich finden wird, wenn außerhalb Berlin und Hamburg überhaupt etwas gedeiht, als Kohlköpfe!"

Den Präsidenten begann trotz der südlichen Abendluft, die so warm und duftig durch die offene Balkontür hereinquoll, zu frösteln. Er wünschte um jeden Preis dies Gespräch abzubrechen, und doch sah er, daß der Herzog sich darin gefiel, immer leidenschaftlichern Groll zu offenbaren. So hielt er mit einer Äußerung nicht zurück, die unter andern Umständen und ohne daß er selbst gereizt war, nicht über seine Lippen gekommen wäre:

„Ew. Hoheit weihen mich heute in Anschauungen ein, von denen ich mir nichts träumen ließ. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß ich unter diesen Umständen und bei dem geringen Genügen, das mein allergnädigster Herr an seinem hohen Beruf zu finden scheint, nicht recht verstehe, warum Ew. Hoheit so früh aus der Kaiserlichen Armee, in der Sie ruhmvoll dienten, ausgetreten sind."

„Vielleicht sollten Sie am besten wissen, Herr von Herther, warum mein Vater mich aus Mailand heimrief, und nie wieder verstattete, daß ich zu Radetzkys Heere zurückkehrte," sagte der Herzog mit blitzenden Augen. „Ich glaube, Sie waren es im Jahre 1850 vor allen, der im Kabinett meines Vaters die Anschauung vertrat, daß das Haus Forstenburg nicht reich genug sei, um die Oberst-Inhaberschaft eines Grenzerregiments tragen zu können."

„Ew. Hoheit wurden kurze Zeit später Souverän, und würden meinen Beirat schwerlich verlangt haben, wenn Ihnen die Fortsetzung der militärischen Laufbahn wünschenswert erschienen wäre," entgegnete der Präsident in merklich schärferem Ton als seither.

„Ereifern Sie sich nicht unnötig!" fiel der Herzog ein. „Sie müssen mir heute etwas zugute halten! Die

Aussicht als ewiger Generalmajor, unter bürgerlichen Schlachtenverlierern zu dienen, die um des Heils des Staates willen an die Spitze der Heere gestellt werden, erschien mir nicht lockend — noch ganz abgesehen von den Rücksichten, die ich auch nach Ihrer Meinung meinen teuren Untertanen schuldete. Es bleibt bei meinem ersten Ausspruch: nichts elender, als ein Dasein ohne Genuß und Macht, mit dem Schein beider!"

Der Kammerdiener öffnete die Tür, durch welche vorhin der Präsident eingetreten war. „Herr Kabinettsrat Lorberg, mit einem Rapport für Se. Hoheit."

Der Privatsekretär des Fürsten trat ein, sein Blick streifte im Vorübergehen den Präsidenten. Er legte ein Blatt Papier auf das Tischchen in der Nähe des Herzogs nieder, und zog sich so geräuschlos zurück, wie er gekommen war. Ehe aber der alte Herr mit tiefer Verbeugung aus dem Zimmer trat, hatte der Herzog die wenigen Zeilen überflogen. Er zuckte die Achseln, knitterte das Papier zusammen, und war im Begriff, es auf den Teppich zu werfen, wo ein paar aufgerissene Briefkuverts, und zerrissene Briefe schon lagen, als er sich plötzlich eines andern besann, und das Blatt wieder entfaltend, es Herrn von Herther hinüberreichte.

„Man meldet mir, daß Ihre Hoheit sich auf ihre Art zu trösten beginne. Es soll hier im Hause ein Musiker wohnen, ein Herr Arsakoff, wenn mir recht ist, ein namhafter Virtuos. Die Prinzessin hat ihn bereits spielen hören, und sich nach ihm und seinen Umständen erkundigen lassen. Aber da haben Sie den ganzen Jammer — wenn wir uns nur mit Musik betäuben können, vergessen wir, was uns widerfahren ist, und — wer weiß es — noch manchesmal bevorstehen mag. Ich sollte viel-

leicht gegen jede Art Enthusiasmus Einspruch tun, ich bin indes schon froh, wenn die halb apathische, halb duldende Miene einer andern Platz macht. Haben Sie den Herrn Arsakoff vielleicht kennen gelernt?"

Herr von Herther hätte jetzt Gelegenheit gehabt, seiner Abneigung gegen den Halbitaliener, die er von der ersten Stunde des Begegnens an empfunden hatte, entschiedenen Ausdruck zu geben. Aber es dünkte ihm unwürdig, eine Antipathie geltend zu machen, für die er keinerlei tatsächlichen Grund kannte. Und daneben verstimmte ihn die persönliche Erfahrung, wie streng der Herzog jeden Schritt seiner Tochter überwachen ließ, innerlich und legte ihm den Wunsch nahe, allen weiteren Erörterungen aus dem Wege zu gehen. Er begnügte sich, die Frage des Herzogs zu bejahen und hinzuzufügen, er wisse von Herrn Arsakoff nichts, als daß er ein vorzüglicher Klavierspieler sei.

„Weiter will die Prinzessin nichts von ihm! Versuchen wir's also einmal mit diesem Menschen. In den Bädern von Bex, wohin wir auf Empfehlung Schardings zuerst gingen, war für kein Geld eine derartige Zerstreuung aufzutreiben, hier scheint sie uns ganz von selbst in die Hände zu laufen. Meinen erzwungenen Reisegenuß wird es vielleicht erhöhen, wenn meine Tochter wieder ein paar Stunden am Flügel verbringt. Und nun, Präsident, Sie wissen jetzt zur Genüge, daß ich reisen mußte — erraten Sie wohl auch, warum ich hierher gereist bin?"

Da war es heraus, das Wort, das Herr von Herther seit der ersten Anrede seines Fürsten erwartet, gefürchtet hatte. Und der Blick Herzog Bernhards ließ keinen Zweifel darüber, daß hinter der einfachen Frage eine Beziehung lag, die dem Präsidenten persönlich galt. Er

wünschte jetzt selbst nichts mehr hinzuzögern, und antwortete darum auf der Stelle:

„Ich könnte mir denken, daß Ew. Hoheit nicht nur von der Schönheit des Landes, sondern von Jugenderinnerungen angezogen werden!“

„Und Sie denken sich zugleich, daß dem steinernen Herzog Bernhard die Sentimentalität wunderlich zu Gesicht steht. Lassen Sie mich bekennen, daß ich einer unklaren Regung folge, da seit dem Abbruch der Beziehungen mit dem Hofe des Königs Max einmal alles ziemlich unklar um mich geworden ist. Ich will hier einigen Spuren aus meinen fröhlichen mailändischen Soldatentagen nachgehen und darum, Herther, war ich nicht wenig betroffen, als ich vorhin gerade Sie zuerst erblickte. Ich konnte mich des Verdachts nicht erwehren, daß man Ihnen eine Nachricht gegeben hätte —“

„Hoheit, nie war ein Verdacht ungerechter —“ warf der Präsident ein, während der Herzog nach einem passenden Wort suchte, einen weitern Verdacht auszudrücken.

„Ich will es glauben,“ versetzte der Fürst, sich wiederum erhebend und auf und abgehend. Jetzt hatte Herther den Eindruck, daß sein Herr ihm nicht ins Gesicht zu sehen wünschte — daß er mit sich selbst rang, was und wieviel er sagen solle. Er stieß endlich hervor: „Kurz, Herther, ich habe einen Augenblick gemeint, daß Sie ein Interesse daran hätten, die Spuren zu verwischen, denen ich nachgehe. Sprechen wir offen miteinander. Ich weiß, daß Sie vor mehr als zwanzig Jahren von meinem Vater hierhergeschickt wurden, um meine mailändischen Angelegenheiten endgültig zu arrangieren, und daß — daß Sie auch — meine damaligen Beziehungen zu — Nina Peretti schließlich geordnet haben.“

„Hoheit," sagte Herr von Herther, nun auch seinerseits von seinem Sessel aufstehend, um sich dem Herzog zu nähern.

„Nein — lassen Sie mich aussprechen! Sie können mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich Ihnen über den Auftrag nie gezürnt, und Sie nie mit einem Wort behelligt habe. Wenn ich einen Sohn gehabt hätte, wäre ja der Fall leicht möglich gewesen, daß ich Ihre Dienste in ähnlicher Weise in Anspruch nehmen mußte. Und lange Zeit ist es mir nicht eingefallen, mehr als flüchtig an diese vergangenen Dinge zu denken, erst seit zwei, drei Jahren überkommt mich eine Empfindung, als ob ich mich nicht so ganz auf meinen Vater und Sie hätte verlassen sollen, namentlich was Nina — was Signorina Peretti anlangt!"

„Da Ew. Hoheit vollkommen über die Natur des Auftrags unterrichtet scheinen, den mir der hochselige Herzog Ludwig erteilt, so kennen Sie wohl auch den Bericht, den ich nach meiner Rückkehr von Mailand damals erstattet habe," entgegnete Herr von Herther. Er hatte seine ruhige Festigkeit, die er im Verlauf dieser eigentümlichen Unterredung ein paarmal vermißt hatte, vollständig wiedergewonnen. „Ew. Hoheit wissen demnach, daß seitens Ihres Herrn Vaters alles geschehen war, um das Mädchen für ihre Zukunft sicher zu stellen, Hoheit müssen den Brief vorgefunden haben, den ich von der Tänzerin — der jungen Dame — nach Forstenburg mitgebracht habe."

„Gewiß habe ich alles gelesen, und mich lange genug dabei beruhigt," versetzte der Herzog, dessen Schritte sich beständig vergrößerten. „Ich weiß auch, wie Sie über die ganze Episode gedacht, und meinen Vater in seinen guten Vorsätzen für mich bestärkt haben. Weiß endlich,

daß Sie Nina nach Möglichkeit mild und freundlich begegnet sind, und nur, Ihrem Auftrage getreu, ihre Mutterhoffnungen ironisch behandelt haben."

„Hoheit verzeihen — hier war kein Auftrag, sondern eine persönliche Überzeugung. Ich habe damals vierzehn Tage lang die Signorina Nina täglich gesehen und mit allen ihren Umgebungen verkehrt, ihren Arzt befragt und mit ihrer vertrauten Kammerfrau, der alten Brigida, konferiert, ich muß auch jetzt noch sagen, wenn keine Täuschung beabsichtigt war, täuschte sich die Tänzerin selbst, und nahm vielleicht Wünsche für Hoffnungen."

„Gleichviel — gleichviel — es war schade um sie — sie war ein reizendes Geschöpf, eine kluge Person!" sprach der Herzog mehr vor sich hin, als zu dem Präsidenten. „Es gehörte damals Mut und Charakter dazu, die Geliebte eines österreichischen Offiziers zu sein, wenn dieser auch ein fremder Prinz war. Der weiße Uniformsrock war für alle Italienerinnen der Pelz eines Ogers, — aber Nina hatte den Mut und trotzte selbst dem Auspfeifen, was ihr sogleich bereitet ward, als sie einmal ein kleines Solo zu tanzen hatte. Es waren gute Abende mit ihr, bessere habe ich seitdem nicht gehabt! Und habsüchtig war sie auch nicht, ihr sorgtet in Forstenburg dafür, daß meine Kasse immer in so schlechten Umständen blieb, um die Kleine nicht glänzend stellen zu können. Sie zeigte sich uneigennützig, und mit der glorreichen Abfindungssumme, die Sie ihr im Namen meines Vaters gezahlt, wird sie bei ihrem Naturell, und ihrem Unbedacht nicht weit gekommen sein. Ich will auf alle Fälle zu erfahren suchen, was aus ihr geworden ist."

Herr von Herther schloß die schmalen Lippen noch fester, als es sonst seine Gewohnheit war, er erwiderte

kein Wort, aber auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er auch keinem Worte seines Fürsten zustimme. Im Grunde seiner Seele lebte jetzt nur eine Empfindung des Bedauerns, daß er je dem verstorbenen Herzog seine Hand zu einem Dienst geliehen, um den ihn freilich sein damaliger Landesherr beinahe flehentlich gebeten, der ihm aber doch jetzt seiner selbst unwürdig erschien. Der Herzog war inzwischen auf den Balkon getreten, er sah über den See, und den Zug bunter Wolken am Horizont hin, — man hätte sagen können, es sei ein träumerischer Ausdruck auf seinem Gesicht. Mehrere Minuten lang herrschte Schweigen — es kam Herther vor, als ob der Herzog seine Anwesenheit vergessen habe. Der Präsident trat so hart auf, als es der Teppich am Boden erlauben wollte, und nahm endlich das Wort:

„Darf ich mich als entlassen betrachten, Hoheit? Mir gestatten meinem allergnädigsten Herrn einen glücklichen Aufenthalt hier zu wünschen, und mich bis zum Wiedersehen in Forstenburg zu Gnaden zu empfehlen?"

Der Herzog, wenn er geträumt hatte, wachte rasch genug aus seinem Traume auf. Er kam auf Herrn von Herther zu, wieder mit dem ehernen Gesicht, das dieser so lange Jahre an ihm kannte und sagte:

„Wo wollen Sie hin, Präsident? — was fällt Ihnen bei? Ich wünsche auf alle Fälle, daß Sie einige Tage hier bleiben, und damit Sie mir jeden Verdacht zerstreuen, daß uns mehr als ein Zufall hier zusammengeführt, daß Sie keinen meiner Schritte kreuzen werden, sollen Sie selbst mich nach Mailand begleiten!"

„Ew. Hoheit haben zu befehlen!" antwortete Herther mit unverhohlnem Mißmut. „Ich bitte gnädigst zu be-

rücksichtigen, daß meine Urlaubszeit für diese Reise gemessen ist, daß ich dieselbe vielleicht nie wiederholen kann. Für morgen hatte ich mit meiner Tochter und einem jungen Landsmann von uns, eine Fahrt nach den Inseln hinüber besprochen!"

„Ein Landsmann?" fragte der Herzog. „Noch mehr Forstenburger hier? Ein Reisebegleiter von Ihnen?"

„Nein, ein junger Architekt, Herr Erich Franken, dessen Bekanntschaft ich erst hier gemacht habe. Ich würde, sofern ich Ew. Hoheit nur irgend in der Stimmung gefunden hätte, selbst von dem jungen Künstler gesprochen haben, der, glaube ich, mit einem Landesstipendium eine Reise durch Italien macht, und es vielleicht als einen Glücksfall angesehen hätte, sich Ew. Hoheit hier vorstellen zu können."

„Erich Franken?! Ja so, das ist der junge Herr, den mir Exzellenz von Althen und der Herr Oberbürgermeister der Residenz für den neuen Theaterbau, bei dem ich nur zu einem Drittel zahlen und zu keinem Drittel mitsprechen darf, aufgedrungen haben. Er war Ingenieur an unserer Westbahn — Sie sehen, er ist mir nicht ganz fremd. Ich hoffe, daß er an den kleinen Machinationen keinen Anteil hat. Er hat ja wohl auf Grund einer Konkurrenz, in der er den ersten Preis gewann, den Auftrag erhalten? Er hat Landesstipendium? Sie sehen, Präsident, daß wir nach Ihren Wünschen Kunst und Geist mächtig fördern! Wenn Sie ihn für präsentabel erachten, so stellen Sie ihn vor. Machen Sie Ihre Fahrt nach Isola Bella, kommen Sie morgen um sieben Uhr mit Ihrem Schützling zum Diner. Eine Viertelstunde vorher führen Sie den Baumeister zu mir — Fräulein von Herther kann inzwischen der Prinzessin ihren Besuch machen. Nach

der Tafel morgen besprechen wir das Nähere wegen des Ausflugs nach Mailand. Guten Abend, Herther! Nichts für ungut und — auf Wiedersehen!"

Der Herzog reichte dem Präsidenten die Hand, nachdem er zuvor den Knopf einer Glocke auf dem Schreibtisch gedrückt. Beide Flügel der Tür taten sich auf und mit tiefer Verbeugung, aber ohne noch ein Wort zu sagen, verabschiedete sich Herr von Herther von seinem Fürsten. Er ging durch die Vorgemächer in einer Art von Betäubung, erst die Stimme des Kabinettsrat Lorberg brachte ihn wieder völlig zum Bewußtsein:

„Das war die längste Audienz, die Se. Hoheit seit fünf Jahren erteilt hat!" sagte der alte Privatsekretär mit einem sichtlichen Ausdruck des Staunens. „Haben Sie dem Herzog klar machen können, daß ich mit Ihnen in keiner Korrespondenz stehe?"

„Ich hoffe es, Herr Kabinettsrat!" versetzte Herr von Herther. „Ich werde Gelegenheit haben, Sie noch zu sprechen, Se. Hoheit legt gegen meine Abreise morgen Verwahrung ein. Für heute gute Nacht, es ist später geworden, als ich da drinnen gemerkt habe!"

Herr von Herther trat auf den großen Flur des Hotels und schlug den Weg nach seinem Zimmer ein, um den Anzug zu wechseln. Ein unbeschreibbares Gefühl, aus Trauer über die Eindrücke, die er im Zimmer des Herzogs empfangen hatte, aus Mißmut über sich selbst und einer unbehaglichen Spannung seltsam gemischt, hatte sich seiner bemächtigt, und er bedauerte in diesem Augenblicke lebhaft, ja leidenschaftlich, daß er nicht auf die erste Kunde von der bevorstehenden Ankunft des Herzogs Baveno verlassen habe.

Viertes Kapitel.

Wenige Stunden waren seit der Unterredung Herrn von Herthers mit dem Herzog und der Rückkehr der Barken aus dem See verflossen. Unter der Veranda des Hotels hatte sich, wie an den beiden Abenden zuvor, nach dem Diner eine Gruppe von Gästen zusammengefunden: der Präsident von Herther mit Felicitas, die Hofrätin Selden mit ihrer Tochter, der Bersaglierikapitän mit seiner Schwester, Erich Franken, und zu Herthers Mißvergnügen auch Camillo Arsakoff, der freilich längs der Veranda von einer der kleinen Gesellschaften zur andern ging, aber doch bei dieser am meisten verweilte. Das fröhliche helle Lachen, mit dem man vorhin aus den Barken gestiegen war, klang noch rings um die beiden kleinen Tische, um die man sich niedergelassen hatte. Selbst Felicitas, sonst nur zu sehr gewöhnt, auf die Stimmung ihres Vaters zu achten, schien in der ersten halben Stunde nicht wahrzunehmen, daß dieser nicht nur ernst, sondern ungewöhnlich schweigsam und fast düster unter der heiter plaudernden Gruppe saß. Als er ihr vorhin an den Stufen zur Terrasse entgegengekommen war, um ihr zu sagen, daß der Ausflug nach den borromeischen Inseln morgen stattfinden könne, daß aber ihr Aufenthalt hier sich verlängern werde, hatte sie ihm mit einem so freudigen Klang in der Stimme gedankt, daß er sie aufmerksam und fast betroffen anblicken mußte. Und als er sich dann zu dem jungen Baumeister gewandt und ihm die Einladung des Herzogs mitgeteilt hatte, war wieder ein froher dankender Ausdruck in Felicitas Zügen sichtbar geworden — Herr von Herther hatte nicht unterlassen können, seitdem von Zeit zu Zeit den Austausch von Blicken und Worten

zwischen seinem Kinde und Erich Franken zu belauschen. Wenn er auch nichts wahrnahm, als was er immer gesehen: das offne Wohlgefallen der jugendlichen Naturen aneinander und ein unbefangnes Glückseligkeitsgefühl über den verbrachten und den kommenden Tag — ihm dünkte es genug, um Besorgnis zu empfinden. Droben in den Zimmern des Herzogs, aus deren langen Reihen jetzt schon Lichter glänzten, hatte er heute wieder erfahren, aus wie dürftigen kaum sichtbaren Wurzeln alles Unheil des Lebens erwuchs — nichts war gleichgültig und zufällig, am wenigsten eine gute Stunde außerhalb der gewohnten Verhältnisse.

Und doch war der Präsident zu frisch empfänglich und zu gerecht, um sich den Eindruck dieser Stunde zu verschließen. Die Abendstille umher, der Duft aus den Gärten, und der Schein der farbigen Lampen im Grün wirkten besänftigend auf die Unruhe in seiner Seele. Es war jetzt völlig dunkel, nur am fernsten westlichen Seeufer überglänzte noch ein purpurner Widerschein den Himmel, und spiegelte sich als matt rötlicher Streif in der Seeflut. Die Fischerinsel und die weiter hinausliegenden Eilande waren nur als Lichtpunkte fast wie zitternde Irrlichter über dem Wasser erkennbar, — der kühle Hauch, der sich vom See erhob, und das rasche Aufblitzen zahlloser Gestirne, verhießen einen schönen Morgen. Der Septemberabend glich hier völlig einem selten schönen Juliabend daheim, und blieb doch traumhaft-fremdartig, er hauchte auch Herther die Lust ein, seine beständige Sorge hinter sich zu werfen. Der Präsident sah den jungen Landsmann heiter, jugendlich-hoffnungsvoll und dabei verriet doch mehr als eine Wendung des Gesprächs, daß Erich den Ernst des Lebens vollauf kannte, und ihm

offenbar mutig entgegentrat. Wider Willen fühlte sich der ältere Mann von dem jüngern angezogen, der mit so kräftigem Schritt, und so klarem Blick, einen in Herthers Augen dunkel gefährlichen Weg betreten hatte und doch in bescheidener Sicherheit gar kein Aufhebens davon machte. Über dem eifrigen Austausch seiner römischen Erinnerungen mit den Erwartungen und Arbeitsplänen des jungen Künstlers, vergaß Herr von Herther beinahe die Stunden, die er im Kabinett des Herzogs durchlebt hatte, und den Gedanken an die Tage, die er auf Wunsch seines Fürsten noch hier verbleiben sollte.

Felicitas lauschte mit frohglänzenden Augen dem Gespräch zwischen ihrem Vater und Erich Franken. Die Reise, und namentlich deren letzte Tage, hatten dem jungen Mädchen, das der Mutter früh beraubt worden war, erst enthüllt, wie trüb verstimmt, ja selbstquälerisch die Lebensanschauung ihres hochgebildeten, und überall das Beste wollenden Vaters im Grunde sei. Daheim in Forstenburg, in den gewohnten Verhältnissen, war Felicitas sich einer andern Empfindung, und eines andern Urteils, als die ihres Vaters kaum bewußt geworden. Und auch jetzt vergaß sie mit aller Leichtigkeit der Jugend rasch wieder, wie oft sie auf dieser Reise der Gegensatz ihrer Wünsche und jugendlichen Empfindungen und der ihres Vaters bedrückt hatte. Sie empfand nach ihrer Meinung nur das Wohlgefühl, wie gut sich der Vater mit dem wackern Landsmann doch noch verstand, wenn ein paar bedenkliche Klippen vermieden wurden. Unmerklich waren die drei in jene geheime Absonderung geraten, die mitten in der belebtesten Gesellschaft stattfinden kann. Der italienische Offizier und seine Schwester, die ihrerseits nur mit dem Musiker sprachen und scherzten, würden dies wohl kaum

bemerkt haben. Aber die muntere, in unerschütterlicher Sicherheit ihrer Auffassung der Dinge dahinlebende Wienerin duldete weder Absonderung noch geheime Sympathien.

„Verzeihens, Herr Präsident,“ sagte sie laut lachend, „aber wir haben jetzt wirklich genug gehört von der Kuppel der Peterskirche, und den römischen Palazzi! Sie und Ihr Töchterchen und der Herr von Franken da, sitzen wahrhaftig beisammen wie eine einzige Familie! Na, es gibt schon schlimmere Schwiegersöhne, wie den Herrn Architekten, seins aber doch froh, daß Sie keine Familie sind — Jesus Maria, was müßte das für eine Langeweile geben! Immer von Kuppeln und Dächern, von Säulen und Simsen zu sprechen — während Sie uns noch kein Sterbenswörtel gesagt haben von Ihrem Herzog, den Sie doch gesprochen haben!“

Bei der Naivität der Frau Selden war Erich über sein ganzes offnes Gesicht dunkel errötet, und Felicitas sah mit einem Ausdruck von Furcht ihren Vater an. Herr von Herther aber bewahrte in diesem Augenblick seinen völligen Gleichmut, er lächelte sogar und entgegnete:

„Ich würde doch fürchten, gnädige Frau, Ihre Wünsche nicht ganz erfüllen zu können. Denn Sie wollen pikante Neuigkeiten, die ich nicht zu geben habe, ich versichere Ihnen, daß der Herzog über sehr alte und für Sie gar uninteressante Dinge gesprochen hat.“

„Glaub's schon, glaub's schon, daß der Herr nicht gerade über das Neueste an seinem Hofe mit Ihnen plauschen wollen!“ rief die Wienerin. „Die Zeitungen sind ja voll davon, daß Ihre Prinzessin sich mit dem König Max vermählen sollte und daß der König, nachdem er sie gesehen, darauf bestanden hat, daß die Geschichte wieder

ausgefädelt werden müßte. Sie scheint ja ein liebes Mädchen, aber übelnehmen kann ich's dem König doch auch nicht — ein so dürftiges Figürchen und ein bleiches Gesicht, als ob sie keinen gesunden Blutstropfen im ganzen Leibe hätte! Wer mag gern davon reden, wenn einem was quer geht. Indes ich dachte, Sie hätten nebenher von guten Freunden, die mit dem Herzog gekommen sind, manches erfahren können? — Sie glauben nicht, was für interessante Dinge der Meinige zuzeiten von der Hofkanzlei mit heimbringt."

„Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich nicht das mindeste, ja kaum das weiß, was die Zeitungen zu wissen vorgeben," versetzte der Präsident höflich, aber mit einem Ton, aus dem die weltkluge Frau die bestimmte Ablehnung heraushörte. Herther würde unter allen Umständen auf ein Gespräch dieser Art nicht gern eingegangen sein, am wenigsten hier, fast unter den Fenstern des Herzogs, und jetzt, wo er in dem Gesicht Camillo Arsakoffs ein rasches, gleichsam aufblitzendes Interesse an dem Gegenstand des Gesprächs wahrnahm. Er versuchte daher mit einer raschen Frage an Fräulein Florentine Selden, die Tochter der Hofrätin, auf ein anderes Thema zu kommen:

„Sie haben bei dem plötzlichen Umsturz heute Ihre Wohnung räumen müssen? Haben Sie gleich gute Zimmer wieder erhalten?"

„Ich glaube, daß wir zufrieden sein werden," antwortete Fräulein Selden. „Wir wohnen jetzt gerade über Ihrem Herzog, dem ich also in seinen Träumen erscheinen kann."

„Das ist eine freundliche Aussicht für den alten Fürsten," mischte sich Camillo Arsakoff mit einer leichten Verbeugung gegen die junge Dame in das Gespräch.

„Sie würden dann gut tun, die Stirn des Herzogs ein wenig zu entrunzeln, er sieht wie ein stolzer und strenger Herr aus. Eigentlich lieb ich solche Gesichter, zumal bei den Deutschen, wo man sie selten sieht. Der Herzog ist sicher in seinem Forstenburg nicht populär?"

„Wir haben keine Ursache über ihn zu klagen, Signor Camillo," fiel Erich rasch ein. Er nahm den Ausdruck der Gereiztheit in den Zügen des Präsidenten wahr und wollte jedem unliebsamen Wort zuvorkommen. „Der Herzog führt im ganzen ein so zurückgezogenes Dasein, daß seinen Untertanen ein Urteil über ihn kaum zusteht. Er war Soldat, leidenschaftlicher Soldat und entbehrt wahrscheinlich mit Schmerzen jede kriegerische Betätigung. Die Jagd scheint doch nur schwacher Ersatz für die Spannung und den Reiz von Feldzügen."

Herr von Herther war seinem jungen Landsmann im Grunde dankbar für sein Eingreifen und Ablenken. Doch konnte er sich nicht versagen noch hinzuzufügen:

„Unsre Zeit hat eine wunderlich scharfe Kritik für ihre Fürsten. Eine Welt, die selbst jedes Ideals entbehrt, stellt an die Regierenden die höchsten Forderungen und mißt jeden Gebietenden mit Maßstäben, denen unter den Messenden keiner gewachsen ist."

„Sie haben diese Ihre Ansicht schon ein paarmal geäußert," erwiderte der Musiker, und seine großen schönen Augen richteten sich herausfordernd auf den ältern Mann. „Sie scheinen gar nicht zu glauben, daß irgendwer andrer Ansicht sein könne. Was heißt Ihnen Ideal, warum erscheint Ihnen unsre Zeit so heillos und alles Edlen bar? Ich habe den Eindruck, daß das Jahrhundert große gewaltige Ideale hat, man muß sie nur sehen und teilen können!"

„Ein Künstler würde freilich schlecht gedeihen, wenn er den Glauben hieran aufgeben sollte,“ sagte Herr von Herther höflich und ruhiger, als er sich selbst zugetraut hätte. „Dennoch — und wenn ich auch gern zugestehe, daß sich ein Rest oder vielleicht besser ein Schein von Idealen in gewisse Kunstbestrebungen und Kunstübungen geflüchtet hat, so ändert das am Charakter der Zeit nichts, ja bringt uns bestenfalls den Mangel noch schärfer zum Bewußtsein!“

„Das leugne ich eben ganz und gar,“ versetzte Herr Camillo und stieß den Dampf seiner Zigarette vor sich hin, als ob er ein Spottlied pfiffe. „Den kümmerlichen Rest alter Gefühle und Vorstellungen in gewissen verblaßten Kunstleistungen gebe ich Ihnen gerne preis — der ist für mich, für uns alle noch weniger Ideal als für Sie. Aber ich fühle, daß diese Zeit ihre Ideale hat und bin glücklich im Gedanken, mich eins mit ihnen zu wissen.“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte Herr von Herther — nur seine Tochter hörte heraus, welche Ironie in den wenigen Worten lag.

„Ich hoffe nicht, Sie zu überzeugen,“ fuhr der Musiker lebhaft fort. „Nein, wer einmal an den alten Idealen hängt, wer Bedürfnisse hat, die nur von ihnen befriedigt werden können, der glaubt nicht an die neuen! Eine Zeit hat für ihr ganzes Dasein das Bedürfnis nach Glaubenszuversicht und religiöser Weihe gehabt, eine andre hat sich ein Leben ohne Gemüt, ohne innre Harmonie, ohne Träume von Sympathie, ja ohne fortgesetzte Lüge, als ob ein Glück aus dem Bewußtsein quölle, sich gut und edel und rein zu fühlen, nicht vorstellen können. Das erfüllt auch ihre Kunst und darum dünkt uns diese Kunst so neckisch antiquiert, und so schal und würzelos

zugleich. Damit können wir nicht leben und sollen es nicht! Das Ideal unsrer Zeit ist für jeden einzelnen wie für die Millionen ein rasch bewegtes, freies, großes Dasein — von keiner Schranke als der des Augenblicks gehemmt, die man im nächsten überspringen mag. Es ist nicht wahr, daß unser Geschlecht lediglich Genuß sucht und kennt — selbst der rasche Genuß hilft ja nur das Ideal, das tausendfach unbewußte, dieser Tage erfüllen. Das Leben währt kurz, darum ist's besser, wenn es verbraust, statt zu versiegen, darum will der Mensch, dem die Binde von den Augen gefallen ist, daß es frei, groß, bewegt und wenn's sein kann, schön verlaufe. Darum steht jeder auf sich, um im freien Spiel seiner Kräfte nicht gehemmt zu sein. Ich kann nicht finden, daß eine solche Zeit ohne Ideale sei. Kommen nur wenige denselben nahe — so ist das wohl ein Geschick, was sie mit den Idealisten früherer Tage gemeinsam haben!"

Es war merkwürdig still in dem kleinen Kreise geworden, Männer und Frauen schauten mit verhaltnem Atem, Spannung in allen Zügen, nach Camillo Arsakoff, dessen funkelnde Augen und dessen halb verächtlich in den Nacken zurückgeworfener Kopf ihm das Ansehen eines Streiters gaben. Herr von Herther hatte anfänglich nur halben Ohrs gelauscht und war dann sichtlich aufmerksamer geworden. Während der Musiker hastig ein Glas des schäumenden Astiweins, den er im silbernen Kühler vor sich stehen hatte, ausschlürfte, erwiderte der Präsident mit ernstem Nachdruck:

„Wir würden uns allerdings nie verständigen. Was Ihnen als Ideal unsrer Zeit erscheint, von dem Sie selbst noch Gewinn hoffen, gilt mir als die niedrigste Ichsucht, der wüste Kampf aller gegen alle!"

„Wo dem einen die Öde starrt, schimmern dem andern tausend Blüten,“ rief Arsakoff. „Kampf aller gegen alle war Menschenlos, solange die Erde kreist. Unser Los ist, daß wir's wissen und doch das Leben schön und begehrenswert finden. Wir leben auf unsre eignen Bedingungen und schaffen auch auf diese. Wer heute dem Geist nachahmt, der unsern Tasso und Ihren Beethoven beseelt, würde wenig Beifall erwerben, und mich dünkt mit Recht. Es sind andre Dinge und andre Töne, die die Menschen von heut' ergreifen und ihre Sinne laben — wer das am frühesten begriffen hat, wird am weitesten kommen. Doch ich wollte gar nicht von mir sprechen, es mag sein, daß ich selbst aus Trägheit und leidiger Gewohnheit viel mehr am Alten hänge, als verstattet ist. Ich wollte nur sagen, daß das Ideal unsrer Zeit so gut sei, wie das einer voraufgegangenen.“

Die Antwort des Präsidenten wartete Signor Camillo nicht ab. Er hatte schon um sich gesehen und wahrgenommen, daß die Spannung allmählich und nicht nur auf Herrn von Herthers Gesicht in den Ausdruck unverhohlener Mißbilligung überging. Frau Selden und ihre Tochter hatten dem Sprecher freilich ein- oder zweimal zugenickt, der Bersagliere und seine Schwester verstanden nicht genug deutsch, um irgend eine Meinung äußern zu können. Aber der Präsident und seine Tochter, und neben ihnen Erich Franken, waren offenbar von Arsakoffs Worten peinlich berührt, und der junge Baumeister schien bereits eine leidenschaftliche Erwiderung auf den Lippen zu haben und Herrn von Herther zuvorkommen zu wollen. Indes erhob sich der Musiker unerwartet und fügte seinem letzten Ausruf mit gleichmütigem Ton hinzu:

„Ich muß die Herrschaften bitten, mich für eine

Viertelstunde zu entschuldigen, dort ist eben die Gräfin Platoff, meine hohe Gönnerin, aus dem Hause getreten; ich eile, sie zu begrüßen! Machen Sie kein so zürnendes Gesicht, Herr Baumeister. Ich räume Ihnen zum voraus ein, daß Sie bei Ihrem Tun nicht alles, was alt und wie Sie's nennen bewährt ist, als Gerümpel über Bord werfen müssen — den Menschen von heut', wenn Sie ihnen im Innern des Hauses üppigen Komfort und ein gewisses Etwas schaffen, das ihre Genußphantasie erregt, ist alles, was Ihnen sonst wichtig dünkt, recht herzlich gleichgültig. Mit uns, lieber Freund, ist das etwas anders! Bei uns wollen sie ihre Träume gedeutet haben, wollen ihr Blut wogen fühlen und haben einen wundersamen Instinkt, ob wir das vermögen oder nicht."

Er schritt mit elegantem Gruß und stolz erhobenem Haupt unter der Veranda hin und nach deren entgegengesetztem Ende. Nur Frau Selden folgte ihm mit bewundernden Blicken und sagte vergnügt:

„Ein prächtiger Mensch, mit viel Schick! Er spricht fast so gut wie er spielt — selbst wenn man sich nichts Rechtes dabei denken kann, klingt es doch immer brillant!"

„Ich hätte ihm wohl etwas zu erwidern gehabt," rief Erich, der über das ganze Gesicht erglüht war. „Es ist nicht fein von dem Herrn, uns seine absonderlichen Meinungen ins Antlitz zu werfen und dann jeder weitern Erörterung auszuweichen. Man darf freilich annehmen, daß in dem, was Herr Arsakoff vorträgt, ein hübscher Nachklang aus Gesellschaftsgesprächen und allerhand russischer Lektüre mitspricht — aber auch so bleibt es schlimm, daß ein Künstler dergleichen nachreden mag. —"

„Und warum soll es nicht seine volle Überzeugung, warum nicht die Wahrheit sein?" fragte Herr von Herther,

mit jenem bittern Lächeln und der grämlichen Falte auf der Stirn, die sich zuzeiten in sein Gesicht stahlen. „Mich dünkt, er hat genau die Rolle bezeichnet, die die Kunst in unsrem Leben noch spielt: Dienerin aller Lüste und Launen! Er ahnt nur nicht, daß er damit sich und seinesgleichen das Urteil spricht.“

Auf Erichs Gesicht verlor sich die Röte nicht — und Felicitas, die dem jungen Mann nahe genug saß, nahm ein Zucken um seine Lippen wahr, das sie veranlaßte, zuerst einen bittenden Blick auf ihn zu richten und dann auszurufen:

„Herr Arsakoff soll uns den einzig schönen Abend nicht verderben. Wenn er sich so für sein wundervolles Spiel bezahlt macht, wollen wir ihn lieber gar nicht mehr hören. Und nun, Frau Hofrat, Fräulein Florentine, Signora Bianca, helfen Sie mir die Herren zur Ordnung bringen. Die Luft war nie köstlicher und milder als jetzt, und doch liegt Streit in der Luft! — Schon auf dem See fehlte wenig, daß Signor Camillo und der Herr Baumeister hier sich über die besten Barken und die besten Segel gestritten hätten, wovon keiner der Herren das mindeste versteht.“

Erich hatte auf der Stelle den besorgten Wunsch des Mädchens verstanden, keinen Mißton zwischen ihrem Vater und ihm aufkommen zu lassen. Von ihrer Teilnahme glücklich überrascht, eilte er, seine Entgegnung in ein leichtes Scherzwort an die Damen zu verwandeln. Aber Felicitas hatte bei ihrer unschuldigen List ihren Vater nicht in Anschlag gebracht, über den die Vorstellungen, die Signor Camillo so trotzig angeregt, eine unwiderstehliche Macht ausübten. Herr von Herther machte eine ungeduldige Bewegung gegen seine Tochter, um anzudeuten,

daß er nicht unterbrochen zu sein wünsche, und fuhr dann zu Erich gewandt fort:

„Nein, nein, mein junger Freund, wie sehr Ihre Illusion und die jugendliche Eigenliebe sich dagegen sträuben mögen, es ist eine entgötterte Welt, in der wir leben; Herr Arsakoff spricht mit frevelndem Leichtsinn eine Tatsache aus, unter deren Gewicht wir Andersdenkenden erdrückt werden. Wo glänzt noch ein Licht, das kein Irrwisch wäre, wo gibt es Lebenskreise, Institutionen und Zustände, die den einzelnen, der aufrecht und wacker bleiben will, schützten? Wo ist nur eine Hoffnung, aus kleinen Anfängen etwas erwachsen zu sehen, was uns endlich wieder das Gefühl der reinen Sicherheit, der freudigen Tätigkeit gäbe?"

„Verzeihung, Herr Präsident," entgegnete Erich. „Sie sind so viel lebenserfahrener als ich, daß mir ein Widerspruch schlecht zu Gesicht steht. Aber mir scheint, daß keine noch so guten Einrichtungen und Schutzwehren der Welt verbürgen könnten, was sie braucht: den innern Sinn, der uns erhebt und aufrecht hält, der uns nicht rasten läßt, bis wir mit unserm Gewissen im Einklang sind. Es mag heute schwerer geworden sein, diesen Sinn zu bewahren oder geltend zu machen — aber unmöglich darf es keinem dünken, der nicht am Leben und seiner Zukunft verzweifeln will. Ich hoffe —"

„Lieber Herr Franken, bewahren Sie sich jede Hoffnung!" rief der Präsident dem jungen Sprecher ins Wort. „Es würde unrecht sein, Ihnen alles zu sagen, was in mir gegen Ihre jugendliche Zuversicht spricht, und ich darf Ihnen nicht einmal verübeln, wenn Sie mich für einen mürrischen, schwarzsehenden und eigensinnigen Gesellen ansehen. Ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie

niemals erfahren, wie ohnmächtig der Beste im Strome des Lebens kämpft, ohne eine Welle, die ihn trägt. Aber Felicitas hat recht — dies ist kein Gespräch unter diesem Himmel und an diesem Abend. Komm, mein Kind — wir wollen noch einen Gang über die Terrasse machen — und dabei das Gelübde ablegen, daß wir morgen alle Fragen und Dinge beiseite lassen werden, die über die seligen Inseln da drüben hinausliegen.“

Er hatte sich erhoben, gab seiner Tochter den Arm und verließ die Veranda mit einer Begrüßung der Zurückbleibenden, die es zweifelhaft machte, ob er wiederkehren werde oder nicht. Die Wienerin bezwang sich kaum, das Paar einige Schritte hinweggehen zu lassen, dann sagte sie halb entrüstet:

„Jesus Maria — sind aber der Herr Präsident ein reizbarer Herr! Wenn der Herr Arsakoff dort, der so eifrig der Gräfin Platoff den Hof macht, jetzt wüßte, wie sein harmloses Geplausch unser Beisammensein gestört hat — ich glaub', er hielt uns alle für Faschingsnarren. Nehmen Sie sich in acht, Herr Baumeister, und sehens dem Fräulein von Herther nicht zu tief in die grauen Augen — das ist eine gefährliche Familie, in der's allweg Sturm und Wetter setzt.“

Erich erwiderte ein so gleichgültiges Wort, daß Frau Selden wohl merkte, er habe den Sinn ihrer Warnung gar nicht verstanden. Seine Augen waren den hinweggehenden Landsleuten gefolgt, aber da ihm keine Aufforderung zuteil ward, sie wie sonst zu begleiten, zwang er sich, auf seinem Platze auszuharren. Jedesmal, wenn sich die Auf- und Abgehenden näherten, lauschte er schärfer — es war ihm, als strebe Felicitas zu ihrem verlassenen Sitze zurück. Und wenn sich dann die Schritte wieder

entfernten und er die Herrn von Herthers auf der obern Stufe der Treppe klingen hörte, die zum Seeufer hinabführte, überkam ihn die wunderlich phantastische Vorstellung, als schreite ihm ein Glück entgegen und werde ihm wiederum genommen, sein Blick suchte umsonst den beiden Gestalten im Dunkel zu folgen und traf hier nur auf die Gruppen dichter Gebüsche und dort auf die bunten Lichter der Veranda und die plaudernden oder still träumenden Menschen unter ihr, die minder befangen als er den Abend genossen. Wie eine Erlösung dünkte es dem von widerstreitenden Empfindungen Bewegten, als Herr von Herther plötzlich und unerwartet wieder herzutrat und ihm nach einem freundlichen Wort: „Auf morgen sieben Uhr also!“ den Gutenachtgruß bot. Fräulein Felicitas stand dabei hinter ihrem Vater — ihr ‚Gutenacht‘ war seltsam gepreßt und schüchtern — und doch wollte es Erich bedünken, als klinge es weicher, teilnehmender als an den Abenden zuvor. Bis zum Eingang des Hotels sah er Vater und Tochter nach — dann erhob auch er sich, um mit den Gedanken allein zu sein, die der Tag, und vor allem die letzte Stunde in ihm erweckt hatten.

Fünftes Kapitel.

Herr von Herther und seine Tochter hatten ihre nebeneinanderliegenden Zimmer im zweiten Geschoß des großen Hotels erreicht, und die Lichter in beiden Zimmern waren angezündet. Felicitas wollte sich mit einem Kuß und einem herzlichen Wort von ihrem Vater verabschieden — der Präsident aber hielt sie zurück. Er hatte vorhin bei dem

Gespräch unter der Veranda und dann während des stummen Ganges über die Gartenterrasse zu deutlich empfunden, daß Felicitas von seiner Erregung und der besonderen Bitterkeit seiner Aussprache schmerzlich berührt worden sei und jetzt nur aus kindlicher Ehrfurcht schweige. Er küßte sie auf die Stirn und sagte liebevoll: „Bleibe noch einen Augenblick bei mir, mein Kind, ich bin dir heute mehr als einmal recht fremd erschienen?“ Felicitas schüttelte nur den Kopf, blieb aber stumm, und Herr von Herther fuhr dringend fort: „Also nicht fremd — Felicitas — aber doch heftig, grundlos düster? — nicht wahr, etwas Ähnliches hast du vorhin gedacht?“

Das junge Mädchen schwieg noch einige Augenblicke, dann lehnte sie ihren Kopf an die Schulter des Vaters und flüsterte ihm ins Ohr:

„Mir war's, als hättest du heute einen besonderen Kummer beim Herzog gehabt, oder die alten Erinnerungen, die dich so oft quälen und dir jede Lebensfreude rauben, wären wieder einmal aufgestört worden.“

„Nicht durch den Herzog!“ entgegnete Herther rasch. „Weit eher durch die jungen Männer — auch durch deinen besondern Günstling, Felicitas — den Baumeister Franken. Ich erschrecke, wenn ich einen Menschen, wie er zu sein scheint, so unbekümmert um rechts und links ins Leben hineinschreiten sehe. Er vertraut arglos seiner Kraft und ahnt nicht, welche Lasten uns Dinge auferlegen können, an denen wir keinen Teil haben und die doch unser Leben bestimmen!“

Ein Ausdruck düstern Unmuts umschattete die Züge des ernsten Mannes. Felicitas wußte selbst nicht, wie ihr der Gedanke kam, daß es ihrem Vater heute wohltun werde, ihr sein Herz zu erschließen. Schon vielemal hatte

sie die Frage auf den Lippen gehabt und eben so oft wieder zurückgedrängt, die sie jetzt zögernd an ihn richtete:

„Du hast manchesmal davon gesprochen, daß Erlebnisse deiner, unsrer Familie dich frühzeitig trüb gestimmt haben. Darf ich nicht wissen, was es eigentlich ist, das dich immer wieder wie mit dunkler Gewalt überkommt? Ich muß denken, lieber Papa, daß es doch ein Unrecht sei, sich selbst mit Dingen zu quälen, an denen wir keine Schuld tragen, und ich bin sicher, ganz sicher, daß mein Vater nichts, gar nichts zu den schlimmen Erinnerungen beigetragen hat, die in unserm Hause wie Schatten umgehen und uns jetzt nicht einmal das kurze Reiseglück gönnen wollen."

Sie umschlang ihren Vater fester — er blickte ihr überrascht in die feuchten Augen, löste sich sanft aus ihrer Umarmung, führte sie zu einem Sessel, und rückte sich dann selbst einen solchen neben ihren Sitz.

„Du scheinst leider bereits mehr zu wissen, als ich ahnte. Ich sage leider — weil ich daraus entnehme, wie die alten, scheinbar vergessenen Dinge im stillen weitergetragen werden, wie sie immer und immer wieder emportauchen! Aber auch ich halte die Stunde für gekommen, wo ich dir im Zusammenhang und ganz wahr und klar erzählen muß, was du von andern doch endlich hören würdest. Ich habe heut' mehr als einmal gedacht, daß es gut sein würde, du wüßtest, was hinter uns liegt, was wir nach allem uns selbst schuldig sind und warum ich mit einer Sorge, die dir oft zu peinlich und ängstlich scheint, jeden Schritt, den wir tun, und jede Beziehung zu Menschen, die wir anknüpfen, überwache. Du wirst billiger gegen mich sein, Felicitas, aber freilich nicht froher für dich! Denn soviel weißt du immerhin schon, daß es

nicht heitre Erinnerungen sind, die ich dir mitzuteilen habe. Sie sollten wahrlich auch an einem andern Orte erzählt werden, als hier. Aber es wird Zeit für dich, sie auch in deiner Seele zu tragen, und zudem hoffe ich, daß die Bilder der Reise dir rasch genug ein glückliches Gleichgewicht zurückgeben sollen, wenn dich das Schicksal unsres Hauses erschüttert.

„Du weißt, mein Kind, daß unsre Vorfahren Kaufleute waren, die im sechzehnten Jahrhundert von Emden nach Bremen gewandert sind, und dann Jahrhunderte dort gesessen haben. Sie waren niemals ein besonders reiches und stattliches, aber jederzeit ein hochgeachtetes Patriziergeschlecht. Und während viele andre größere Häuser rasch auf- und noch rascher abblühten, wußte man in dem unsren weniger als in andren Familien von verlornen Söhnen und armen Vettern, nichts von Töchtern, deren Kinder unter die geringen Bürger herabgestiegen wären! Ich glaube nicht, daß unsre wackern Vorfahren besondre Sorge darum getragen haben, aber ein gesunder entschlossener Sinn, eine glückliche Ader, die sich auf beinahe alle Familienglieder vererbte, halfen dazu! Und die nüchterne strenge Weise des Lebens in diesen alten Handelsstädten, die Lust am großen Erwerb, der Ehrgeiz, ein geachtetes Haus zu gründen oder zu behaupten, waren so allgemein, daß der einzelne sich darein finden und fügen mußte! Es war ein beschränktes Dasein, in dem gar vieles fehlte, was uns jetzt unentbehrlich dünkt, Felicitas: aber die Hauptsache, Gedeihen und Tüchtigkeit der Familie fehlte nicht und der alte Weg hätte nie verlassen werden sollen.

„Die Herthers waren bis in die Zeiten vor der französischen Revolution zahlreich in Bremen, noch mein

Urgroßvater hatte mehrere Brüder, die alle unverheiratet und kinderlos starben. So geschah es, daß sich in einer Hand ein sehr großes Vermögen sammelte, und mein Großvater für einen der reichsten Männer der eben reich werdenden Stadt galt, und sowohl durch seine Mittel als durch die seltne Energie seines Wesens auch einer der geachtetsten war. Ich habe ihn selbst nicht mehr erblickt, aber aus den Erinnerungen und Erzählungen meines Vaters steht er lebendig vor mir. Er war einer der ersten Kaufleute, der einige Jahre in der neuen Welt zubrachte und dort wichtige Verbindungen für sein Geschäft knüpfte, er hatte nachmals bei der Expedition des preußischen Heeres nach Holland im Jahre 1787 mit seltener Umsicht und bedeutendem Gewinn große Lieferungen übernommen, er gab der alten Firma einen neuen Glanz. Dennoch war er ein anderer als die tüchtigen und trefflichen Männer seiner Familie vor ihm. Es war ein unruhiger, neuernder Sinn in ihm, er hatte das gefährliche Geschenk der Phantasie erhalten, brausende Lebensgeister und einen Trotz, der sich gern gegen das Herkömmliche setzte. Er vertraute lediglich dem eignen Willen und dem eignen Gefühl, er brachte aus Brasilien eine junge Frau zurück, mit der er sich ohne Wissen seines Vaters in Bahia vermählt hatte, und wenn ihm dieser, von der Schönheit und der reichen Mitgift der holden Frau Ines entwaffnet, den unerhörten tadelnswerten Schritt allzuleicht verzieh, so entschwand diese neue Weise, eine Verbindung zu schließen, nicht sobald aus dem Gedächtnis der Mitbürger Wilhelm von Herthers. Sie achteten mit jener Aufmerksamkeit, die ein leises Mißtrauen einschließt, auf die weitern Schritte des jungen Handelsherrn. Diese Schritte waren allerdings kühn, aber sicher und erfolgreich, es

lebten eine Frische, ein Schwung in ihm, die ganz einzig waren, ich habe als Knabe alte Leute meiner Vaterstadt mit Lust und begeisterter Erinnerung von dem Aufstreben, der Tätigkeit und dem Handelsglück meines Großvaters erzählen hören. Und dabei war Herr Wilhelm kein strenger Geschäftsmann im alten Sinn; zuzeiten schien es, als ob er mehr seiner schönen brasilianischen Frau, seinen Reisen und Liebhabereien lebe, als seinen großen Unternehmungen! Seine Gärten, seine Kupferstichsammlungen waren weithin berühmt, freigebig unterstützte er Entdeckungsreisen, beschäftigte Künstler und verkehrte mehr mit Gelehrten, mit Militärs und Seeleuten, als alle seine Standesgenossen. Aber, da ihm alles gedieh und gelang, da seine Einsicht, sein kräftiges Wort der Stadt in schweren Zeiten nützlich wurden, so gewöhnte man sich, ein paar Ausnahmen abgerechnet, auch hieran, und bewunderte zuerst den steten Erfolg und zuletzt sogar den trotzigen, selbstherrlichen Willen, der keine Schranke zu kennen schien, als die er sich selbst setzte. Es war die Krankheit der Zeit, an der auch er litt, er glaubte mit beinahe all seinen bedeutenden Zeitgenossen, daß der Mensch unabhängig von Verhältnissen, Umgebungen und Meinungen der andern, die man Vorurteile schalt, sei und sein sollte! Er war so ganz erfüllt von dieser Überzeugung, so glücklich in dem Leben, das er sich gewonnen und geschaffen hatte, daß er auch die beiden Söhne, die ihm Frau Ines schenkte, zu Männern gleich sich zu erziehen beschloß.

„Die beiden Söhne waren mein Vater Wilhelm und mein Onkel Franz, Felicitas! Sie hatten einen vorzüglichen Erzieher, einen talentreichen, noch jungen Gelehrten, nachmals als Universitätslehrer berühmt, der von der

Bildung, der Begeisterung und der Humanität der Zeit erfüllt, ein Gegner aller sogenannten Vorurteile, aller Verstandesdürre, ein frischer, lebensfreudiger, vielseitiger Mensch war. Er gewann hauptsächlich auf den jüngern Bruder Einfluß, und Onkel Franz schloß sich ihm mit allem Feuer der Jugend und seines Wesens an. Unter der Leitung dieses Lehrers erwarb er reiches Wissen und entsprach völlig den Wünschen meines Großvaters, der beide Söhne zu Erben seines großen Geschäfts bestimmt hatte, aber ihre kaufmännische Laufbahn erst nach erfolgter allgemeiner Ausbildung beginnen lassen wollte. Für meinen Vater war der glänzende Lehrer nicht von Segen. Von Natur minder regen Geistes als sein jüngerer Bruder, ohne Sinn für den poetischen Schwung, den Geist des Lehrers, ohne Neigung für die Studien, die dieser förderte, nur mit einem geduldigen Fleiß und einem guten Auge für das nächst Nützliche begabt, erregte mein Vater bald den Widerwillen des Lehrers, bald den Spott des befähigten Bruders. Auch der Großvater zeigte ihm mehr und mehr, daß er mit der Weise des ältern Sohnes unzufrieden sei, und übertrug alle Neigung und beinahe alle Hoffnung auf den jüngern! Daß dies meinen Vater selbst in den Kinderjahren schmerzte, hörte ich aus seinem eignen Munde, es schmerzte ihn um so tiefer, als er auch bei seiner Mutter keine wärmere Teilnahme fand. Frau Ines, die kaum die deutsche Sprache erlernt hatte, verstand von der Erziehung ihrer beiden Söhne, den Plänen und Absichten ihres Gemahls und der Weise des Lehrers nichts. Aber sie vermißte an meinem Vater das leidenschaftliche Feuer, die bewegliche Lebendigkeit, die äußere Anmut, die die Südländerin hoch anschlug und die Onkel Franz gleichfalls von frühester Jugend an besaß. Auch in späterer

Zeit änderten sich die Verhältnisse nicht. Als der Erzieher aus dem Hause geschieden war, die Söhne in das Geschäft des Vaters eintraten, machte sich die Verschiedenheit ihrer Naturen und Neigungen immer schärfer geltend. Die Unternehmungen des Großvaters waren außerordentlich umfassend, nicht eigentlich gewagt, aber beinahe immer auf die genaueste Kenntnis fremder Verhältnisse, einen raschen Überblick und schnellen Entschluß berechnet. Meinem Vater schien dies alles zu gespannt, zu wenig sicher, er fand die Forderungen, denen Onkel Franz leicht genügte, für sich zu hoch, er sah, daß andere blühende Geschäfte auf einfacherer Unterlage ruhten. Die Verbindungen der Firma, zumal die überseeischen, waren außerordentlich zahlreich, die jahrelangen Reisen, die ausgebreitete Personenkenntnis des Großvaters erleichterten diesen Verkehr. Auch die Söhne sollten reisen, wurden zunächst nach England, dann nach Amerika gesendet. Aber während Onkel Franz von Ort zu Ort eilte, in einigen großen Häusern kurze Monate als Volontär verblieb, dann aber seine Reisen noch weiter ausdehnte, erklärte mein Vater Wilhelm schon von London aus, daß er für diese Weise Kenntnisse zu sammeln und kaufmännischen Blick zu erwerben, nicht geschaffen sei. Er bat, an einer Stelle weilen zu dürfen, mit einem Geschäft der Firma voll betraut zu werden, für das er dann gern die Verantwortlichkeit tragen wolle. Seine Wünsche wurden erfüllt, der Großvater ließ ihn überhaupt von hier an nach seiner Art gewähren, aber es war mehr und mehr, als ob eine wirkliche Entfremdung zwischen beide getreten sei. Als die Söhne nach dem plötzlichen Tode ihrer Mutter heimkehrten, mein Vater aus Halifax in Neuschottland, wo er die letzten beiden Jahre verweilt, Onkel Franz aber aus Brasilien, wo er

die Verwandten der Mutter besucht und die alten Beziehungen des Großvaters erneuert hatte, war ihr Empfang wohl im ersten Augenblick und unter der frischen Wirkung des Schmerzes ein gleicher, aber kurz nachher offenbarte sich die eigentliche Gesinnung des Großvaters. Er überwies dem ältern Bruder ein mäßiges Kapital und die Getreidegeschäfte der Firma zu selbständiger Führung, während der jüngere Bruder als sein Stellvertreter die übrigen, weit bedeutenderen Unternehmungen zu leiten hatte. Nicht nur mein Vater, sondern jedermann in Bremen war über die auffällige Bevorzugung des jüngern Sohnes erstaunt und entrüstet. Man hatte sich wohl daran gewöhnt, Herrn Wilhelm von Herther seine eignen Wege gehen zu sehen, fand aber dies Verfahren um so unbilliger, da alle, die beide Brüder kannten, meinen Vater als Kaufmann viel höher stellten, ihm und seiner Tüchtigkeit unbegrenztes Vertrauen schenkten, dessen sich Onkel Franz nicht berühmen konnte. Das allgemeine Urteil der Einsichtigen wollte in dem jüngern Bruder die bedenklichen Eigenschaften und Neigungen des Vaters, ohne dessen große Vorzüge erkennen. Vielleicht urteilte man zu hart und zu rasch, jedenfalls aber forderte der Großvater, indem er gegen alle Überlieferungen seiner Kreise verstieß, dies Urteil selbst heraus.

„Auch Onkel Franz tat nichts, um es zu mildern und umzustimmen. Der Tod von Frau Ines und die Heimkehr beider Brüder war im Sommer des Jahres 1806 erfolgt, zu einer Zeit, in der schweres Unheil über ganz Deutschland und die Vaterstadt hereinbrach. Der Besetzung durch französische Truppen folgte das Dekret Napoleons, das die Kontinentalsperre anordnete und den Handel beinahe vernichtete, auf dem Fuße. Jahre des

Leidens und des Drucks, die für jeden fühlbar wurden, schlichen dahin.

„Während mein Vater seinen Teil des Geschäfts, der ihm bald zu eigner Vertretung und eignem Gewinn als selbständige Firma ganz abgetreten wurde, mit klugem Sinn wenigstens aufrecht erhielt und durch rastlose Tätigkeit mäßigen Gewinn erzielte, ruhte sein jüngerer Bruder scheinbar gänzlich. Der Großvater hatte sich bald nach dem Tode von Frau Ines und dem Eintritt der neuen Weltverhältnisse vom Geschäft zurückgezogen, er lebte einsam in seinen Gärten und schied selbst aus dem Senat der Stadt, da er deren völle Einverleibung in das französische Reich lange voraussah. Onkel Franz saß inzwischen in dem alten Kontor, welches im Grunde nur zum Schein bestand. Vergebens bot ihm mein Vater in brüderlicher Freundschaft mehr als einmal die Beteiligung an seinen Geschäften an. Der Onkel lehnte sie fort und fort ab — niemand begriff, wie der alte Herr so gelassen den gänzlichen Stillstand, die müßige Ruhe, die ganze Weise des Onkels zu ertragen vermochte. Es schien, als ob der schwere Ernst der Zeiten ohne allen Eindruck auf den letztern bleibe. Zwar war es bekannt, daß er, wie in allen so auch in den politischen Dingen leidenschaftlich, die fremden Dränger haßte, zwar wußte man, daß das Auge der französischen Behörden wachsam auf ihm ruhte! Aber im übrigen lebte er so frisch, so unbekümmert dahin, als wären die Zeiten glänzend, als fielen ihm goldne Früchte großer Tätigkeit in den Schoß, als genüge er durch ein reiches Genußleben seinen Pflichten auf das vollständigste. War ihm die Gunst, die gute Meinung seiner Mitbürger niemals entgegengekommen, so gewann er sie noch weniger durch dies Verhalten, durch die ruhige

freundliche Gleichgültigkeit, die er den Warnungen des Bruders, dem tausendfältigen Tadel, der ihm nicht immer verborgen blieb, entgegensetzte. Und leider waren auch Onkel Franz' häusliche Verhältnisse derart, das Mißtrauen und Mißbehagen gegen ihn fortwährend wach zu erhalten.

„Mein Vater wie sein jüngerer Bruder hatten sich beide beinahe gleichzeitig, etwa ein Jahr nach ihrer Rückkehr und ihrer völligen Niederlassung in der Vaterstadt, verheiratet. Mein Vater wählte die Tochter einer kleineren, aber achtbaren und alten Kaufmannsfamilie zur Frau — deine Großmutter, Felicitas, die du leider nicht gekannt hast! — und hatte dabei keinen Widerstand seines Vaters, sondern nur einen gewissen Kaltsinn zu überwinden.

„‚Du heiratest mir mit Marianne zu viele Vettern und Basen, Wilhelm!‘ war alles, was er über die Gründe dieses Kaltsinns erfuhr. Im übrigen hatten weder er noch seine junge Gattin Ursache, über den alten Herrn zu klagen, er begann sogar häufiger das Haus meines Vaters zu besuchen. Er mochte, trotz seiner Abneigung gegen die allerdings zahlreichen weiblichen Verwandten meiner Mutter, die er durch seine gemessene Höflichkeit fast immer verscheuchte, um so lieber ins Haus kommen, als dasjenige seines Lieblingssohnes keine Freude, kein Behagen gewähren konnte.

„Onkel Franz heiratete in erster Ehe die jüngste Tochter eines Gymnasiallehrers, den er noch durch seinen Erzieher kennen gelernt, der ein bedeutender Philolog gewesen sein soll, aber bei zahlreicher Familie und nicht sehr geordneten Verhältnissen in ziemlich bedrückter Lage dahinlebte. Die Tochter, die er, in altrömischen Erinnerungen befangen, Kornelia getauft hatte, zählte zur Zeit, als Onkel Franz aus Brasilien zurückkehrte, sie kennen

lernte und alsbald eine leidenschaftliche Neigung für sie faßte und an den Tag legte, kaum siebzehn Jahre. Einer Römerin glich sie nicht, aber alle, die sie gekannt haben, selbst mein Vater, versicherte nach langen Jahren, daß sie in der Tat das schönste Mädchen der Stadt gewesen sei, eine schlanke reizende Blondine mit einem lieblichen Gesicht, mit tiefblauen Augen, von einer bezwingenden natürlichen Anmut, die aus aller Beschränktheit und Enge, ja Dürftigkeit ihrer Umgebung siegreich hervortrat. Dennoch erregte diese Neigung des Onkels und sein Entschluß, die schöne Kornelia in das alte Hertherſche Haus einzuführen, großen Anstoß. Man mißtraute eben dem Kaufmann, der in so drückend schwerer Zeit nur seine Leidenschaft zu Rate zog, der sein Haus ohne jede Rücksicht auf sein Geschäft und seine Zukunft gründete, — man mißgönnte der reizenden jungen Frau ihr Glück keineswegs, sah aber voraus, daß sie keinerlei günstigen Einfluß auf ihren Gatten gewinnen werde. Die Ehe des Onkels dauerte viel zu kurz, um alle solche Vorhersagungen zu widerlegen oder zu bestätigen. Sicher war, daß nach der Heirat mit Kornelia seine Leidenschaft eher wuchs, als abnahm, daß es den Anschein gewann, als widme er seiner jungen Gattin beinahe alle Zeit, als sei er noch weniger tätig wie zuvor.

„Zwei Jahre vergingen ihm indes allem Anschein nach in ungetrübtem Glücke, im dritten raffte ein jäher Tod, ein hitziges Fieber, die schöne junge Frau hinweg, ohne daß sie dem untröstlichen Gatten Kinder zurückließ. Onkel Franz war tiefgebeugt, der alte Herr, welchem sich Kornelia mit dankbarer Zärtlichkeit angeschlossen hatte, trauerte kaum weniger als sein Sohn. — Doch trat kurz nach dem Tode Kornelias eine merkwürdige Wandlung

in dem Verhältnis beider Brüder ein. Sei es, daß in seinem Schmerze ein Bedürfnis erwachte, sich anzuschließen, sei es, daß er nach Verlauf des Jahres den Entschluß faßte, durch Tätigkeit und strengere Pflichterfüllung als seither seine Trauer zu überwinden, — genug, Franz von Herther begann häufiger mit meinem Vater zu verkehren, er nahm selbst an einigen Geschäften teil, deren mäßiger Gewinn seine einzige Einnahme in dieser Zeit zu bilden schien. Auch jetzt war er noch weit entfernt, sich der strengen Weise seines ältern Bruders zu bequemen, umsonst riet ihm dieser, von allen größern Reisen zurzeit abzusehen. Sie konnten voraussichtlich keinen geschäftlichen Nutzen bringen, sie verschlangen große Summen. Trotzdem ließ sich Onkel Franz nicht abhalten, jährlich mehrere Monate zu reisen und schützte dabei vorzugsweise Verbindungen vor, die er in Holland noch zu haben behauptete. Er fand für alle Launen seines leidenschaftlichen Wesens wie immer den besten Verbündeten am Großvater, der mit der Unbeweglichkeit meines Vaters und der ängstlichen Sorge, in der dieser sein Haus und seine wachsende Familie kaum auf Tage verlassen mochte, nie einverstanden war.

In der Zeit seines nähern Verkehrs mit dem ältern Bruder verheiratete sich Onkel Franz im Jahre 1810 zum zweiten Male. Er schloß diesmal eine Verbindung, die jedermann als verständig und glückverheißend ansehen mußte. Er heiratete die Tochter eines reichen, hochgeachteten, in Bremen niedergelassenen, englischen Kaufmanns, des Herrn Andrew Robinson, und ich glaube, daß es hauptsächlich der Einfluß meines Vaters war, der ihn zu dieser zweiten Ehe bestimmte. Der ältere Bruder hatte dabei nichts als des Wohl des jüngern im Auge

gehabt, es schmerzte ihn, denselben einsam, im verödeten Hause zu wissen, und überdies hatte er nach den flüchtigen, unzulänglichen Einblicken, die ihm der Onkel in seine Geschäftsverhältnisse vergönnte, die Überzeugung gewonnen, daß dem Bruder die reiche Mitgift der zweiten Frau mehr als willkommen sein werde, daß er bei der Fortdauer des geschäftlichen Stillstandes, dem Aufwand für das Hauswesen des Großvaters und die eignen hochgespannten Ansprüche, über kurz oder lang in ernste, ja in schwere Verlegenheiten geraten müsse. Mein Vater hoffte, daß der vereinigte Einfluß des Herrn Robinson, der neuen Gattin und seiner eignen brüderlichen Freundschaft, eine völlige Wandlung der Sinnes- und Lebensweise des Onkels herbeiführen werde. Leider aber wurde die vielverheißende, mit so inniger Freude begrüßte Verbindung eine durchaus unglückliche. Schon nach wenig Monaten war es kein Geheimnis mehr, daß zwischen dem Onkel und Frau Mary eine innerliche Entfremdung waltete, die bald zum offnen Zerwürfnis wuchs. Der Onkel vermißte bei seiner zweiten Frau alle Wärme der Empfindung, und schalt sie kalt, eisig, teilnahmslos bei menschlichem Wohl und Weh. Er forderte von ihr die jugendfrische Anmut, die Hingabe an seine Wünsche und Neigungen, die er bei seiner unvergeßlichen Kornelia gefunden hatte, er ward in seinem unbefriedigten Verlangen, seiner ungestillten Sehnsucht reizbar, heftig, ungerecht gegen die zweite Gattin. Frau Mary, die das Bewußtsein hatte, alle ihre Pflichten gegen den Gemahl streng zu erfüllen, und nicht zu verstehen, kaum zu ahnen vermochte, was er bei ihr so schmerzlich entbehrte, führte bittre Klage über sein launisches Wesen, seine Heftigkeit, seine Ironie gegen alle feststehenden Einrichtungen gut

bürgerlicher Existenz. Die Entfremdung wuchs trotz allen Zuspruchs von seiten meines Vaters und meiner Mutter. Der alte Herr lehnte es ab, seine väterliche Autorität geltend zu machen, ja vielleicht schürte er selbst, ohne eine Ahnung des schweren Unheils, das er über sich und das Hertherſche Haus brachte, die törichte, stets wachsende Abneigung, die Onkel Franz gegen seine zweite Frau empfand. Von Monat zu Monat ward das Mißverhältnis trauriger, es war nicht viel über ein Jahr nach der Trauung verflossen, als der nur seiner Willkür nachlebende Mann ein Wort sprach, das in der Familie Herther noch nie erklungen war und nie hätte erklingen dürfen! Er dachte an eine Ehescheidung, und in seiner Leidenschaft tat er die ersten unwiderruflichen Schritte zu diesem Äußersten, indem er das Haus seiner Frau verließ, und sich in die Gartenwohnung des Großvaters zurückzog. Er tat dies ohne seinen Bruder, ohne irgend einen Freund zu Rate zu ziehen, ohne jede Rücksicht auf die Vernichtung seines Rufes, die schwere Gefährdung seines Kredits, die daraus hervorgehen mußten!

„Daß dieser Schlag vor allen meine Eltern hart und schwer traf, daß mein Vater alles aufbot, um ihn abzuwenden und die Scheidung zu hindern, brauche ich dir kaum zu sagen. Er wendete sich mit flehentlichen Beschwörungen an den Onkel selbst, an die Schwägerin und deren Vater. So schwerbeleidigt Frau Mary war, so setzte sie doch den drängenden Bitten des treuen Bruders kein entschiedenes Nein entgegen. Um so starrsinniger zeigte sich dafür Onkel Franz. Er erwiderte auf alle Mahnungen an die Ehre des Hauses, an seine eigene Ehre, an seinen Vorteil und seine Zukunft, er könne mit dieser Frau nicht leben, seine Selbstachtung stehe ihm

höher als die Achtung der Welt, das Leben sei ihm zu wertvoll, um es mit einer Lüge fortzuführen, er fühle den tiefsten Widerwillen gegen die Gemütsart, die Herzenskälte Marys, er wolle sie davor bewahren, daß sein Widerwille in Haß umschlage, und er sei bereit, ihr jeden möglichen, äußern Vorteil zu gewähren. Und als der ältere Bruder in seiner Erregung durchblicken ließ, daß die Rückgabe des Vermögens von Frau Mary nach allem, was er wisse, ja auch eine Katastrophe für die Firma herbeiführen müsse, lächelte er beinahe spöttisch zu den Darlegungen des Besorgten und verweigerte ihm dennoch jede klare Auskunft und Mitteilung. Verzweifelnd wendete sich mein Vater jetzt an den Großvater, beschwor ihn, die Schmach zu hindern, die durch den Schritt seines jüngern Sohnes der Familienehre drohe, bewies ihm an hundert Beispielen, daß eine Ehescheidung jederzeit den Ruf dessen gefährde, der zu ihr schreite, und einen lange nachwirkenden Makel hervorbringe, er forderte geradezu, daß der Großvater dem Beginnen Einhalt tun solle, und sprach, nicht um den Onkel anzuklagen, nur um einen Eindruck hervorzubringen, seine dunklen Befürchtungen und Sorgen über die Lage des Onkels und damit auch des Hauses, offen aus. Alle seine Bemühungen und Beschwörungen waren fruchtlos. Der alte Herr zeigte auch diesmal, daß seine Sinnesrichtung, seine Lebensanschauungen völlig mit denen des jüngern Sohnes zusammenklangen, er entgegnete den drängenden Vorstellungen, daß in solchen Angelegenheiten der Mensch nur die eigne Empfindung, die eigene Einsicht, nicht die der Familie zu Rate ziehen könne. Er habe nie begriffen, wie Franz zur Heirat mit Miß Robinson gelangt sei, und er müsse zwar bedauern, daß die Verbindung jemals stattgefunden habe, aber doch

seinem Sohne nur Glück wünschen, wenn er männliche Kraft und Mut und Ehre genug besitze, um so unerträgliche Fesseln nicht länger zu tragen. Die Vermögensangelegenheit sei lediglich zwischen ihm und seinem Stellvertreter in der Firma zu ordnen, und er hoffe, daß die Angelegenheiten meines Vaters so gut, ja so glänzend stünden, als die seinen.

„Auf das tiefste verletzt, dabei von den letzten Äußerungen des Großvaters betroffen, die er nur einer blinden Vertrauensseligkeit zuschreiben konnte, da er wußte, daß die Ehrenhaftigkeit und der Stolz des alten Herrn jeden Schein, jede Täuschung ausschlossen, — zog sich mein Vater zurück, und ließ die traurige Angelegenheit ihren Gang nehmen. Man war damals noch unendlich leichtfertiger und rascher in Ehetrennungsangelegenheiten, als es heute der Fall ist: die Behauptung unüberwindlicher Abneigung galt für einen Beweis und so kam Onkel Franz bald zu seinem Ziel.

„Die öffentliche Meinung wandte sich zum zweiten Male stärker und gewichtiger als bei seiner ersten Heirat gegen ihn, der Kreis seiner Freunde und Umgangsgenossen verkleinerte sich sichtlich, und der Name von Herther, der sonst nur bei rühmlichem Anlaß und überhaupt selten genannt worden war, wich nicht mehr von den Lippen aller müßigen Schwätzer und Spötter der Stadt. Mein Vater litt um so schwerer darunter, als er, nachdem es bis zur Trennung gediehen war, das Gefühl hatte, daß sie noch keineswegs das Äußerste, das Letzte sei.

„Die Furcht vor einem neuen Unheil verließ ihn, wie gesagt, nicht mehr, freilich war er weit entfernt, zu ahnen, welche entsetzliche Gestalt dies Unheil tragen werde.

„Über allem, was ich dir erzählt habe, mein Kind,

war der Anfang des Jahres 1812 herbeigekommen. Ganz Deutschland begann sich in diesen Monaten mit den Truppenmassen zu erfüllen, die Napoleon zu seinem Feldzug nach Rußland aufbot, — auch in unsrer Vaterstadt rückte Regiment um Regiment ein und vermehrte die schon seit Jahren gewöhnten Einquartierungslasten. Das Gartengut vor den Toren, das der Großvater und Onkel Franz jetzt gemeinsam bewohnten, erhielt stets einen oder zwei Offiziere und eine beträchtliche Zahl von Mannschaften, und so sehr der alte Herr und sein Sohn die französische Herrschaft haßten, so waren sie doch natürlich weit davon entfernt, den einzelnen ihre Abneigungen entgelten zu lassen, sie bewirteten diese vielmehr reich und zuvorkommend, ja meinen Vater wollte es bedünken, als ob seit dem Scheidungsprozeß seines jüngern Bruders, seit dem sich die Zahl der Besucher des Gartens mehr und mehr gelichtet hatte, die Gesellschaft durchmarschierender Offiziere, wenn es nicht geradezu französische waren, besonders willkommen sei. Die ersten Monate des Jahres 1812 vergingen im steten Wechsel der flüchtigen und ungebetenen bunten Gäste. Von Anfang April aber bis zu den ersten Maitagen blieb das dritte Schweizerregiment in napoleonischen Diensten in Bremen, und auf dem Gartengute des Großvaters wurden der Kapitän Franz von Salis, ein Leutnant Hardegger und unter andern Soldaten der Diener des Kapitäns, Kaspar Flori von Lenz, einquartiert.

„Die beiden Offiziere hatten ihre Wohnung in dem Landhaus meines Großvaters selbst, der Diener des Kapitäns aber, jener Graubündner, wohnte in dem Häuschen des Gärtners, was sich am Haupttor der ganzen Besitzung befand, die übrigen Soldaten lagen in dem sogenannten Wirtschaftshofe, einigen Häusern und Ställen,

die seitwärts der Gärten erbaut worden waren. Diese Einrichtung ward während der Wochen ihres Aufenthaltes nicht verändert. Die sämtlichen Soldaten, mit Ausnahme Kaspar Floris, der seinen Kapitän und den Leutnant Hardegger bediente, lernten das Wohnhaus selbst und die vom Großvater und Onkel Franz bewohnten Räumen nicht näher kennen. Um so besser ward der Graubündner damit vertraut.

„Von der ersten Zeit ihres Aufenthalts an verkehrte der Onkel in auffälliger Weise mit den beiden Schweizer Offizieren. Man sah sie gemeinsame Spazierritte sowie Bootfahrten auf der Weser unternehmen, das Mittagsmahl auf der Villa des Großvaters verlängerte sich Tag um Tag, oft bis zum Abend, und durch einen der alten Diener erfuhr mein Vater, daß es dabei um so ungezwungener, lebendiger, fröhlicher zugehe, als die beiden Offiziere aus der Abneigung gegen ihren Kriegsherrn kein Hehl machten und oft genug mit ihren Wirten auf den Untergang des Kaisers anklangen. Sie mochten wenig ahnen, daß ihrer aller Untergang mit dem des Gewaltigen verknüpft war, obschon sie das Leben im Hertherschen Hause in so raschen, vollen Zügen genossen, wie es eben Soldaten vor einem blutigen Feldzug zu tun pflegen. Was bei ihnen zu begreifen, zu entschuldigen war, mußte bei Franz von Herther schwer entrüsten. Es war, als wolle der Onkel aller Welt zeigen, daß ihm die Trennung von der ungeliebten Frau neue Jugend, frischen Lebensmut zurückgegeben habe. In vielen Kreisen erwartete man nichts andres, als daß er bald zu einer dritten Ehe schreiten werde. Dazwischen aber gingen dumpfe Gerüchte von Mund zu Mund. Man flüsterte einander zu, daß Herr Franz mit allem, was er jetzt tue, nur seine Ver-

zweiflung übertäube, daß der Bankrott der Firma demnächst bevorstehe. Von wo diese Gerüchte ihren Ausgang nahmen, vermochte mein Vater, den sie tief erschütterten, nicht in Erfahrung zu bringen. Er widersprach ihnen nach Pflicht und Kräften, aber das Vorgefühl einer Katastrophe, das ihn schon seit Monaten nicht verlassen hatte, lastete schwer auf ihm. Er sah und sprach den jüngern Bruder in dieser Zeit beinahe gar nicht, er vermochte ihm nicht zu vergeben, daß der unangetastete Name, die makellose Ehre der Familie durch ihn verloren waren. Gegen den Großvater, der noch immer von Zeit zu Zeit in unser Haus kam, beobachtete er Schweigen — wenn ihn etwas daran zweifeln ließ, daß der Sturz des Onkels bevorstehe, so war es nur die ruhige Heiterkeit des stattlichen Greises.

„In der zweiten Maiwoche verließ das dritte Schweizerregiment Bremen und seine Quartiere. Der Großvater besuchte am Morgen nach dem Abschied seiner militärischen Gäste und dem Abmarsch des Regiments meine Eltern, — er war heiter, freundlich, behaglich, gesprächig wie immer. Onkel Franz hatte es sich nicht nehmen lassen, die beiden Offiziere bis zum ersten Rastort ihres Bataillons zu geleiten, der Großvater erzählte dies mit fröhlichem Gesicht, mit heller Stimme und guter Laune! Mein Vater hörte den Bericht des Großvaters ohne ein Wort an, was hätte es frommen sollen, dem alten Herrn zu sagen, daß in der Stadt das Gerücht von der Ankunft eines holländischen Agenten ging, der große Wechsel des Onkels zu präsentieren und einzukassieren habe, und daß mein Vater mit jedermann erwartete, Onkel Franz werde seinen Verpflichtungen diesmal nicht genügen können!

„Am Mittag ging der noch immer rüstige alte Herr

aus unserm Hause hinweg, das er nie wieder betreten sollte. In der folgenden Nacht wurden meine Eltern durch wiederholtes Pochen und lautes durchdringendes Rufen aus ihrer Ruhe emporgescheucht. Sie unterschieden bald die Stimme des Onkels Franz und die Worte: „Öffne — um Gotteswillen — und mach' rasch — der Vater!“ Mein Vater stürzte aus dem Zimmer, um drunten von seinem bleichen, bebenden Bruder Franz, dessen Stimme hohl und heiser klang, mit der Schreckenskunde empfangen zu werden, daß der Vater auf seinem Landgute ermordet liege. —

„Es war kein Zweifel an der entsetzlichen Tatsache möglich. Der lebensfreudige gute Greis war mitten in seinem grünen Frieden, mitten im Haus, in seinem Schlafzimmer meuchlerisch überfallen und mit einer Schnur erdrosselt worden! Er konnte kaum aus dem Schlafe erwacht sein, keinen Widerstand geleistet haben! Noch in der schweren schmerzlichen Betäubung dieser Nacht, noch ehe die Behörden herzugerufen waren, sprach Onkel Franz den Verdacht aus, daß die militärischen Gäste, die am Morgen das Haus verlassen hatten, an dem furchtbaren Verbrechen teil haben möchten! Den herzueilenden Magistratspersonen, den Dienern des Hauses, meinem Vater selbst schien kein Raubmord vorzuliegen. Uhr, Kette, jedes Kleinod des alten Herrn, seine Börse, die zahlreichen Kostbarkeiten seines Schlafzimmers fanden sich unberührt, — nirgends schienen sich Lücken zu zeigen, aber Onkel Franz, noch immer fassungslos in seinem Schmerz, hatte heftig seinen ersten Ausspruch wiederholt und die Zweifelnden zu einem leerstehenden kleinen Wandschrank geführt, dessen Tür allerdings gewaltsam geöffnet war. Er hatte hinzugefügt, daß er bestimmt wisse, sein Vater habe seit Jahren

an dieser Stelle eine Barsumme von mehr als zwölftausend Talern in englischem Gold aufbewahrt! Diese Summe war verschwunden. Und gleichzeitig brachten es eifrig nach allen Seiten hin angestellte Nachforschungen beinahe zur Gewißheit, daß der Schweizersoldat Kaspar Flori, eben jener Diener der beiden Offiziere, der am Morgen mit ihnen und seinem Regiment das Haus verlassen hatte, gegen Abend in der Nähe der Gärten gesehen worden sei.

„Ich erzähle dir eben nur, Felicitas, was ich nach Jahren erfuhr und erfahren mußte. Onkel Franz hatte vom ersten Morgen nach der entsetzlichen Nacht an darauf bestanden, in Begleitung von Gerichtspersonen dem Schweizerregiment, das auf seinem langsamen Marsche nicht zu weit gelangt sein konnte, nachzueilen. Man wußte sein Drängen hinzuhalten, ihn durch Aussagen und Erörterungen über eine Woche in der Vaterstadt zu fesseln. Allerdings wurde unter Mitteilung aller Verdachtsgründe von seiten der Mairie und der Gerichte an die Militärbehörden requiriert, die Verhaftung und Auslieferung des Kaspar Flori gefordert. Aber es ist kein Zweifel, daß die persönliche Intervention eines Mannes, der Anteil an dem dunkeln Ereignis nahm, mehr gefördert hätte, ganz andre Wirkung gehabt haben müßte, als das Senden von Briefen und Botschaften, die in der ungeheuren Wirrnis des Vormarsches der großen Armee durch Deutschland immer und überall zu spät eintrafen. Und doch war es leider nicht unnatürlich, daß man dem Bruder meines Vaters, dem Sohne des Ermordeten, die Abreise versagte und ihm, ohne Aufsehen zu erregen, stillschweigend Hindernisse in den Weg legte! —

„Laß mich kurz in diesen peinlich schweren, traurigen

Erinnerungen sein, mein Kind! In den ersten Tagen nach dem Mord, als die Kunde des großen Raubes, der zu gleicher Zeit an dem alten Herrn verübt worden war, durch die Vaterstadt lief, verzogen sich die Lippen gar vieler alter Geschäftsmänner zu bitterm Lächeln, gar viele finstere und spöttische Blicke flogen dem Onkel nach, indes mein Vater nur teilnehmenden und mitleidigen begegnete. Man flüsterte sich zu, daß die angeblich geraubte Summe wohl der unvermeidlichen Zahlungseinstellung zum Vorwand dienen solle, man sprach es geradezu aus, daß Herr Franz von Herther vom schweren Unglück seiner Familie Nutzen zu ziehen hoffe. Aber nach wenigen Tagen schlug in denselben Kreisen, wo diese Reden gefallen waren, die Stimmung merkwürdig um. Dunkle Gerüchte, daß ein Testament des Großvaters beim Gericht deponiert sei, in dem der ältere Bruder zugunsten des jüngern schwer benachteiligt werde, gingen umher, man vernahm, daß der holländische Agent mit voller Deckung seiner Forderungen abgereist sei, man sah sich überrascht und zweifelhaft an und erkannte allerdings, daß die pekuniären Verhältnisse des Onkels nicht entfernt so zerrüttet, so haltlos sein konnten, als man sie bisher geglaubt hatte. Aber seltsam: die Mienen wollten sich dabei nicht aufhellen, die Teilnahme für den ungerecht Verdächtigten nicht erwachen. Und plötzlich wurde ein andrer, unendlich viel finsterer Argwohn wach. Wer ihm zuerst Worte geliehen, von wo aus er seinen Weg in weitere Kreise gefunden, vermochte ich in spätern Jahren nicht mehr zu erforschen, so viele Mühe ich daran gesetzt habe. Ganz frei von der Schuld, dem furchtbaren Verdacht zuerst ihr Ohr geliehen zu haben, mögen die Schwestern und sonstigen Verwandten meiner Mutter, sowie die Glieder der schwer verletzten Familie

Robinson nicht gewesen sein. Heimlich, scheu, aber immer bestimmter raunte man sich zu, daß Herr Franz von Herther von den letzten Augenblicken seines Vaters, vom Verbleib jener großen Summe vielleicht, ja wahrscheinlich mehr wisse, als er vor Gott und Menschen verantworten könne. Wie ein Nebel, der sich herabsenkt und einen ruhig seines Wegs schreitenden Wandrer einhüllt, ohne daß es dieser zunächst auch nur bemerkt, umgab der Verdacht den scheinbar nur mit der Ordnung der traurigsten Angelegenheiten beschäftigten Mann immer dichter. Als er endlich in Begleitung einiger Beamten nach Warschau aufbrechen, dem Schweizerregiment folgen durfte, ward er, ohne es zu ahnen, von seinen Begleitern streng überwacht. In der Vaterstadt aber waren Hunderte im stillen überzeugt, daß er nicht wiederkehren und die erste Gelegenheit zur Flucht nützen werde. Es vergingen jedoch nur wenige Wochen und der unglückliche Mann kam zurück. Alle Versuche, das schon tief in Rußland befindliche dritte Schweizerregiment und die des Verbrechens Verdächtigen aus demselben zu erreichen, waren vergeblich geblieben, Onkel Franz schien völlig niedergedrückt von der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen, von seiner Trauer und seinem Schmerz, die stets neue Nahrung erhielten. Noch schien er nichts von dem Argwohn, der ihm auf den Fersen saß, von dem finstern Verdacht, der seine Schritte, seine Mienen bewachte, nichts von der höhnischen Zuversicht zu ahnen, mit der man sich zuflüsterte, Herr von Herther werde ja wohl Sorge getragen haben, das gesuchte Regiment nicht aufzufinden, und habe vielleicht nur deshalb die Beamten bis tief in das Innere von Polen geführt, um seinen Mitschuldigen und Helfershelfern Sicherheit der Flucht nach andern Seiten zu geben! Wenn mich

in spätern Jahren irgend etwas an der Schuld des unseligen Mannes zweifeln ließ, so war es die für einen Verbrecher unerhörte Kraft, mit der er, während es um ihn von Anschuldigungen schwirrte, während jeder Blick, der ihm folgte, Verdacht ausdrückte, völlige Unbefangenheit — oder den Schein völliger Unbefangenheit bewahrt hatte! Monate vergingen, die lauten Anklagen der ersten Tage verstummten allmählich — im geheimen aber wurzelte die Überzeugung, daß der Onkel an dem gewaltsamen Tode seines Vaters irgend eine Schuld trage, immer tiefer in den Herzen!

„Welche peinvollen, furchtbaren Tage und Stunden mein Vater in dieser Lage durchlebte, ist nicht zu schildern. Alle seine Gefühle sträubten sich gegen den entsetzlichen Argwohn, mit wachsender Verzweiflung sah er ihn um sich greifen, und doch! in der Stunde nüchterner Erwägung konnte auch er sich desselben nicht erwehren. Zuletzt trug er's nicht mehr, er brach das Schweigen, welches zwischen ihm und dem jüngern Bruder herrschte, er riß die Binde, wenn es eine Binde und nicht bloß eine Maske war, von Franz' Augen schonungslos hinweg. Er mochte hoffen, daß, wenn der Bruder unschuldig sei, er alles aufbieten müsse, diese Unschuld zu erweisen, wenn aber schuldig, daß er aus der Heimat verschwinden und sich in Vergessenheit begraben werde! Keins von beiden geschah! Onkel Franz nahm die Kunde von dem Verdacht, der auf ihm ruhte, mit kalter Verwunderung, mit unverhohlner Verachtung auf. Er erklärte, daß er nicht einen Schritt tun wolle und werde, so bübischem Argwohn, so tückevoller Verleumdung zu begegnen. Mein Vater, entsetzt über diese Schroffheit, außer sich bei dem Gedanken, daß ein dunkler, unauslöschlicher Fleck Jahr um Jahr

auf dem Rufe seiner Familie haften solle, empört über die hochmütige Geringschätzung aller der Menschen, unter denen beide aufgewachsen waren und lebten, zu Worten hingerissen ward, die ihm in spätern Lebenstagen bitter leid, aber in dieser Stunde nur natürlich waren! In seiner leidenschaftlichen Erregung ließ er durchblicken, daß er selbst Augenblicke habe, in denen er den Argwohn der Welt teile, er beschwor Onkel Franz bei dem Andenken des Vaters, nichts zu unterlassen, um den furchtbaren Verdacht, wenn es nur ein Verdacht sei, zu zerstreuen! Der jüngere Bruder aber setzte allen Mahnungen des älteren ein festes Nein entgegen und richtete zuletzt die leidenschaftliche Frage an meinen Vater, ob dieser auch jetzt, nachdem er ihm, dem Bruder, und niemand sonst auf der Welt, seine Unschuld beteure, an seinem Verdacht festhalte? Mein Vater, der wähnte, daß dies Wort den Beginn heilsamer Gemütserschütterung und Nachgiebigkeit bedeute, entgegnete zögernd und schmerzlichen Tones, daß er nicht eher völlig beruhigt und überzeugt sein werde, als bis er wisse, aus welchen Quellen die plötzlichen reichen Mittel des Bruders flössen und bis dieser alles aufgeboten habe, den Verdacht bei jedermann zu zerstreuen und zu verscheuchen. Da sah Onkel Franz seinen Bruder mit einem Blick an, dessen Gedächtnis meinen Vater selbst in der Sterbestunde nicht verließ, und ging, ohne einen Laut zu erwidern, aus dem Hause hinweg, indem die verhängnisvolle Unterredung stattgefunden hatte.

Beide Brüder wechselten von Stunde an nie mehr im Leben ein Wort! Ihre Herzen hatten sich leider längst getrennt, jetzt schieden sich auch ihre Wege! Onkel Franz tat alles, was er in der letzten traurigen Unterredung zwischen den Brüdern als seinen Entschluß be-

zeichnet hatte. Er brach auch die wenigen Beziehungen ab, die seit dem unglücklichen Ereignis noch bestanden hatten, er zog sich gänzlich zurück, aber er blieb in der Vaterstadt und unternahm keinen Schritt, die Ehre seines Namens herzustellen, den schleichenden Verdacht von sich abzuwenden. Die Behörden ließen es unter der Hand an Erörterungen und Ermittlungen nicht fehlen, — doch jede Spur des Verbrechens führte immer wieder auf die Schweizer zurück, die im Gartengut des Großvaters einquartiert gewesen waren. Es geschah also nichts gegen den Onkel — die öffentliche Meinung, auch der Bessern, fuhr fort, ihn mit tiefem Mißtrauen und Argwohn zu betrachten, er fuhr fort, der allgemeinen Stimme eine ruhige Verachtung entgegenzustellen."

„Hatte er nicht recht, Vater?" unterbrach plötzlich Felicitas, deren Antlitz schon seit längerer Zeit in Glut getaucht war, die Erzählung. „Was konnte, was sollte dein unglücklicher Onkel andres tun?"

„Sein Unrecht erkennen," versetzte Herr von Herther ruhig. „Wenn ihm in Wahrheit schweres Unrecht geschah, durfte er sich beklagen? Er hatte alle Gefühle, alle Sitten, Gewohnheiten und Rücksichten seiner Lebenskreise verletzt, durch seine erste Heirat, durch die Scheidung von seiner zweiten Gattin, durch seine Weise, das Leben und die Geschäfte zu führen, er hatte nie einen Schritt getan, ihr Wohlwollen, ihre gute Meinung zu gewinnen! Alles sprach gegen ihn, selbst sein spätres Verhalten ward von einsichtigen und ruhigen Männern als eine neue Erschwerung des Argwohns betrachtet. Ich erinnere mich, wie noch viele Jahre später der alte wackre Konsul Lornsen, der Freund meines Vaters, als das Gespräch ihn einmal wider Willen in diese trauervollen Tage zurückführte, mit

ruhiger Bestimmtheit sagte, daß ein wahrhaft Schuldloser jeden Augenblick seiner Zeit, jeden Heller seines Vermögens an die Ehre seines Namens und den Erweis seiner Unschuld gesetzt haben würde. Onkel Franz verschmähte diesen Weg — oder er wagte ihn nicht zu betreten. Jahre vergingen, in denen er freudlos, beinahe einsam hinlebte. Das Gerücht von seiner dunklen Tat schlummerte scheinbar ein. Aber wo der Name von Herther genannt war, da knüpften sich fortan bedeutsame Mienen, bedauernde Ausrufe und leise geflüsterte Mitteilungen an diesen Namen!

„Mein Vater litt unsäglich unter solchen Verhältnissen, die Lebenskraft des frischen Mannes ward durch sie gebrochen. Er hielt in späterer Zeit seinen Bruder für unschuldig und geriet dadurch in Widerspruch mit den Überzeugungen meiner Mutter und ihrer Familie. Das Dunkel, das jahrelang über den Verhältnissen des Hauses, der Tätigkeit des Onkels geschwebt hatte, das Unbegreifliche, woher die großen Summen geströmt waren, die der Großvater, wie der jüngere Bruder bedurften, der Widerspruch zwischen der allgemeinen Überzeugung vom Ruine des jüngern Herther und seinem fortgesetzten Aufrechtstehen, ward freilich gelöst. Bald nach dem Frieden, der der Welt zurückgegeben ward, kam es zu Tag, daß die jahrelange müßige Rast Franz von Herthers nur eine scheinbare gewesen sei. Während ihn jedermann mit seinen Liebhabereien und Launen beschäftigt glaubte, hatte er im Gegenteil eine seltene Tätigkeit entfaltet. Seine Reisen waren großenteils, oft mit persönlicher Gefahr, nach London gerichtet gewesen, wo er alsbald nach der Kontinentalsperre ein Kontor errichtet hatte; er war in all diesen Kriegsjahren ebenso glücklich als tätig gewesen,

und galt jetzt, wo auch andre seine Arbeiten und seinen Gewinn zu übersehen begannen, für einen sehr reichen Mann. Je mehr mein Vater davon Kenntnis erhielt, je klarer er über so vieles scheinbar Geheimnisvolle im Tun und Treiben seines Bruders in den letzten Jahren wurde, um so unbegreiflicher dünkte ihn, daß er jemals an eine so schwere Schuld desselben geglaubt hatte. Er würde sich gern mit ihm versöhnt haben, aber das Verhalten Onkel Franz', der jede Annäherung zurückwies, machte dies unmöglich!

„Ich habe, da ich erst nach dem Pariser Frieden geboren bin, natürlich auch erst in spätern Jahren von diesen Ereignissen und Verhältnissen im Zusammenhang gehört. Mein Vater ward im Laufe der Zeit stets schweigsamer, zuletzt durften von keiner Seite her diese dunkeln Familienerinnerungen mehr berührt werden. Sie verschollen gleichsam mit dem, der ihr Anlaß geworden und geblieben war. Denn Onkel Franz verweilte nur noch wenige Jahre in der Vaterstadt. So trotzig er sich dem Urteil seiner Mitbürger gegenüberstellen mochte — so ruhig und gefaßt er äußerlich erschien, so trug er doch das Leben, das er sich selbst bereitet, nicht lange. Die Freude an seiner kaufmännischen Tätigkeit, so viel er je gehabt, war dahin, die Vereinsamung, in der er seine Tage abspann, lastete schwer auf ihm, das Gefühl, den geheimen Widerstand, der ihn umgab, nicht besiegen zu können, ward stets mächtiger. Er mochte längst an das Aufgeben seines Geschäfts, an das Verlassen der Vaterstadt gedacht haben, das Erwachen einer neuen Leidenschaft entschied seinen Entschluß. Er hatte Maria von Heldburg, die jüngste Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers kennen gelernt, der zahlreiche Kinder und sehr mäßige

Mittel besaß. Sie soll ein schönes, anmutiges Mädchen gewesen sein und muß Franz von Herther mit tiefer, echter Neigung geliebt haben, wenn man nicht annehmen will, daß sie nur durch seine äußern Verhältnisse bestimmt ward, ihm ihre Hand zu reichen. Der dunkle Schatten, der auf seinem Leben ruhte, konnte ihrem Auge nicht entgangen sein, und nur, wenn ihre Liebe die Überzeugung gewonnen hatte, daß der irrende leidenschaftliche Mann kein Verbrecher sei, ist es zu verzeihen, daß sie seine dritte Gattin ward. Noch bevor die Heirat erfolgte, hatte Onkel Franz sein Geschäft aufgelöst. Er ging mit seiner jungen Frau nach Florenz, sein großes Vermögen gestattete ihm, sich in der Heimat der Künste ein Leben nach seinem eignen Sinne zu gründen. Sein Haus ward eine gastliche Stätte für die zahlreichen nach Italien pilgernden deutschen Gelehrten und Künstler, — von denen die wenigsten je einen Fuß nach der alten Handelsstadt gesetzt hatten und daher nicht wußten, welche Vergangenheit hinter dem Herrn des Hauses lag. Du weißt, daß Onkel Franz erst vor wenigen Jahren im höchsten Lebensalter in Italien gestorben ist, und daß von seinen Töchtern aus der dritten Ehe die eine als die Frau eines ihrer Vettern, des Malers von Heldburg in Rom, lebt, während eine andre sich in Florenz mit einem englischen Kaufmann verheiratet hat. Mit unsrer Familie hat die des Onkels nie wieder einen Bezug und Verkehr gehabt — was dir von heute an nicht mehr rätselhaft und unerklärlich sein wird.

„Auf mein Leben aber gewann die Vergangenheit des Onkels, der meinen Augen, ja meiner Erinnerung noch im Knabenalter entrückt wurde, in spätrer Zeit folgenschweren Einfluß. Vielleicht mit Rücksicht darauf, was

geschehen war, was ich nicht zu frühzeitig erfahren sollte, ließ mich mein Vater eine auswärtige Schule besuchen, nur wochenlang kam ich während der Ferien nach der Vaterstadt. Im letzten Jahre meiner Studien, als ich mich fern in Heidelberg befand, starb dein Großvater plötzlich und unerwartet, obschon er seit vielen Jahren leidend, und in verdüsterter Stimmung dahinlebte. Ich wußte von alledem, was schon so viele Jahre zurücklag, so gut wie nichts. In meinen eignen Augen war ich, als mein Vater die Augen geschlossen hatte, der Erbe seines unbefleckten Namens, aller der Ehre und Achtung, deren sich unsre Familie seit länger als einem Jahrhundert erfreut hatte. Sie sollten mir meinen Lebensweg bahnen helfen; mit aller guten Hoffnung der Jugend, mit frischem Vertrauen, voller Anhänglichkeit an die Vaterstadt, ließ ich mich daselbst nieder. Nur zu bald mußte ich erkennen, daß ich mit einer unerklärlichen geheimen Zurückhaltung, einem unfaßbaren Mißtrauen, einer seltsamen Sprödigkeit gar vieler angesehenen Familien und Kreise rang, für die ich keine Erklärung fand. Es vergingen Monate, bevor ich gegen einen und den andern der alten Freunde meines Vaters mein bekümmertes Herz erschloß. Sie zögerten und zauderten, ließen einzelne Winke fallen, nur nach und nach erfuhr ich, von den ältern weiblichen Verwandten meiner verstorbnen Mutter zumal, jenen dunkeln Teil unsrer Familiengeschichte, den ich dir eben erzählt habe, Felicitas! Ich mußte erkennen, daß der düstre Verdacht gegen den jüngern Bruder meines Vaters wie ein Fluch auf dem Namen von Herther ruhte, daß ich nur unter schweren Kämpfen, unter fortwährenden peinlichen Eindrücken eine Stellung in der Vaterstadt gewinnen könne. So verließ ich traurigen Herzens die

alte Heimat unsrer Familie und gewann in Forstenburg, wo ich völlig unbekannt, ohne jeden Vorteil alter Verbindungen auftrat, einen Beruf und einen häuslichen Herd. Aber niemals, auch in den glücklichsten Zeiten meines Lebens, vergaß ich die eindringliche Lehre, die ich in meiner Jugend erhalten. Streng, mit äußerster Zurückhaltung hielt ich mich in den Schranken, die meine Pflicht, meine Stellung mir zogen; jede Neigung, die mich über diese hinausführte — ich hatte deren auch, mein Kind! — suchte ich zu bekämpfen. Bei jeder Beziehung, in die ich im Leben trat, bei jedem Wunsch, rief ich mir ins Gedächtnis, daß jeder erste Schritt Folgen haben werde und müsse, und lernte daher sorgfältiger auf anscheinend gleichgültige Gewohnheiten und Genüsse blicken, als es die meisten pflegen. Ich wußte, daß ein Schatten des Argwohns, des Mißtrauens, der sich daheim an unsern Namen geheftet, auch meinem Lebensweg folgte, — es ward mein Ehrgeiz, mein Stolz, den unbefleckten Namen, die alte, lautlose und prunklose Ehre meiner Familie wieder zurückzugewinnen, und ich hoffe, Felicitas, daß auch mein Kind so denkt und daß keines von uns den schwer errungenen makellosen Ruf je wieder gefährden wird!“

Herr von Herther sah bei diesen Worten seine Tochter mit einem halb eindringlichen, halb bittenden Blicke an, unter dem das bewegte junge Mädchen leicht erzitterte. Sie öffnete und schloß einige Male die Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, dann rief sie wie flehend:

„Um Gottes willen, mein Vater, wenn Onkel Franz unschuldig war, wenn der ganze Verdacht gegen ihn nur aus verleumdrischem Neid, aus Mißgunst und Mißtrauen entsprungen wäre? Du hast dein eignes Leben beraubt, dir vieles versagt, und vielleicht ist alles,

alles, was du mir eben vertraut hast, ein schwerer Irrtum! —"

„Um so mehr recht hätte ich, Felicitas!" fiel ihr Herr von Herther nicht unfreundlich, aber sehr ernst in die Rede. „Um so mehr, wenn mein Onkel am Tod seines Vaters schuldlos war, wie ich jetzt glaube und vor meinem Ende noch zu enträtseln hoffe. Der entsetzliche Verdacht hätte ja nie entstehen, nie an ihm haften können, wenn er durch die Führung seines Lebens nicht Anlaß dazu gegeben hätte. Aus der Bitterkeit, die er gegen sich erweckt, aus dem Mißtrauen, womit seine fremdartige Bildung, seine Willkür, seine Leidenschaft, sein Verlangen nach einem andern Leben und einem bessern Glück, als seine Mitbürger genossen, eben diese Mitbürger erfüllt hatte, ist der dunkle Schatten erwachsen. Die Vorgeschichte des Oheims ist kein Irrtum, mein Kind, vielleicht geschah der erste falsche Schritt schon, als mein Großvater in Bahia mit der schönen Brasilianerin Ines zum Traualtar trat! Du weißt jetzt, daß ich nicht zu streng, zu abgeschlossen, daß ich nur sorglich, nur wachsam bin! Gute Nacht, Felicitas, bewahre, was ich dir erzählt, tief in deinem Herzen. Dein junges Leben kann es nicht stören, aber in manchem Augenblick vielleicht leiten!"

Felicitas zögerte noch immer, ihren Vater zu verlassen — es war ihr, als müsse sie alles, was ihr Herz in diesem Augenblick erfüllte, ihm eröffnen. Aber um seinen Mund schwebte jener eigenartig abwehrende Ausdruck, der zuzeiten bei ihm wiederkehrte, der selbst sein Kind befangen machte, und als er jetzt sein „Gute Nacht" wiederholte, wagte sie nur leise zu sagen:

„Und ich glaube unbedingt, daß der Großonkel völlig unschuldig gewesen ist, und recht getan hat, die Stimme

der Welt zu verachten! Mir tut nur weh, daß du unter diesen alten, längst vergeßnen Dingen gelitten hast, und daß sie dir immer wieder lebendig werden. Gute Nacht, Papa, träume von etwas Lieberem als solchen Erinnerungen!"

Der Präsident blieb betroffen über den Ton und die Mienen seiner Tochter zurück — er schien einen Dank für das Vertrauen erwartet zu haben, das er ihr in der letzten Stunde gezeigt hatte. Aus Felicitas' Worten aber klang es heraus, daß sie von den verschollnen Familiengeschichten nicht in dem Sinne ergriffen sei, wie er es gehofft hatte. Doch unterließ er, die in ihr Zimmer Verschwindende zurückzurufen — ein stärkerer kühler Luftzug durch die offenstehenden Fenster gemahnte ihn daran, daß inzwischen die Nacht vorgeschritten sei. Von unten herauf aus dem Garten leuchteten noch die farbigen Lampen und drang der Schall von Stimmen der noch in der Veranda weilenden Gäste. Der hellgestirnte Himmel über der nachtdunklen Flut verhieß einen klaren Morgen, Herther fühlte sich eigentümlich bewegt, wie er in die träumerische Ruhe hinauslauschte und sich besann, daß es ein golden friedlicher Tag gewesen, der nun in seiner Erinnerung als ein schwüler, gewitterschwerer stand, und ihm auch jetzt die traumlose Ruhe nicht verhieß, nach der er sich sehnte. Aber gewohnt, sich selbst zu beherrschen, schnitt er das eigne Nachsinnen kurz ab, indem er sich von der Außenwelt rasch trennte, die Fenster schloß und sich noch eine Stunde in ein ernstes fachwissenschaftliches Werk versenkte, das von den ersten Morgenstunden her auf seinem Tische aufgeschlagen lag.

Sechstes Kapitel.

Der Morgen hielt, was der Abend versprochen hatte: ein heller Septembertag weckte mit schimmerndem Blau und blitzenden Sonnenstrahlen die Schläfer im „Hotel Beaurivage“. Über den See hin schwoll und wallte der Strom frischer Alpenluft, den ein aufspringender Nordwind in der Dämmerung herangeführt hatte, und der die stille Flut zu leichtbewegten Wellen furchte. Auf der Terrasse des Hotels standen schon nach fünf Uhr einzelne Gruppen von Gästen, um sich an dem köstlichen Ausblick zu weiden und die würzige Luft zu atmen. Andre Frühaufsteher nahmen unter der Veranda den Kaffee und lasen Briefe und Zeitungen, die sie auf ihren gewohnten Plätzen vorgefunden hatten. Im ganzen herrschte schon reges Treiben, und dem jungen deutschen Baumeister war die Ungeduld nicht zu verargen, mit der er beide Ausgänge des Hotels auf der Terrasse im Auge behielt und dem Erscheinen seiner Landsleute entgegensah. Die frohe Morgenstimmung, in der er herabgekommen war, wäre vielleicht durch das längere Warten auf den Präsidenten und seine Tochter nicht erhöht, aber gewiß auch nicht niedergeschlagen worden. Doch hatte er den ersten Gruß mit Camillo Arsakoff, der ihm stündlich weniger gefiel, austauschen müssen. Und er fühlte sich jetzt gleichsam unter den scharfen Augen des Musikers, der auf einen Wink am Frühstückstische der Gräfin Platoff Platz genommen hatte und, obschon er gespannt den Worten der Dame lauschte, doch Zeit und Lust behielt, jeden Vorgang in seiner Umgebung zu beobachten.

Gräfin Platoff war eine starkknochige, zur Korpulenz neigende Dame, von scheinbar lässiger, in Wahrheit sehr

sorgfältiger Haltung. Ihre harten Gesichtszüge, die niedrige Stirn, der sie durch Zurückkämmen der überstarken schwarzen Haare nach dem Hinterkopf größere Freiheit zu geben suchte, die kleinen, aber funkelnden schwarzen Augen und die eigentümlich aufgeworfenen Lippen verboten freilich auch einem schmeichelnden Bewunderer, wie Signor Camillo war, sie schön oder anziehend zu finden. Aber sie gaben doch einen Gesamteindruck, der sich nicht vergessen ließ, wenn man ihn einmal gehabt. Auch Erich, der im Vorüberschreiten halb wider Willen nach der Gräfin hingeblickt hatte, sagte sich das und erstaunte zugleich über die Mischung von Apathie und Lebhaftigkeit in diesem Gesicht. Eben saß sie halb auf eine künstliche weibliche Arbeit gebeugt, und schien so matt und schlaff, daß man Zweifel hegen konnte, ob sie Arsakoffs längere Ansprache auch nur höre. Doch, wie sie im nächsten Augenblick sich emporrichtete und zu sprechen begann, erwachte vibrierendes Leben in den müden Zügen, und die Lippen schlossen und öffneten sich mit einer Hast, die den erregten Ton ihrer Rede auch Fernstehenden verriet. Erich war nicht geneigt, den Lauscher zu spielen, und hörte von den Auseinandersetzungen der Dame, die französisch zu ihrem Gegenüber sprach, nur wenige abgebrochne Worte. Arsakoff machte sie aufmerksam, daß der junge Deutsche noch auf der Terrasse hin- und widergehe und zuzeiten in ihre Nähe komme. Die Gräfin wies den Einwand mit einer Handbewegung zurück, die Ungeduld und die kälteste Geringschätzung zugleich ausdrückte, und fuhr rasch fort:

„Was tut das, mein Bester? Unser Gespräch kann die ganze Welt hören, und wer Urteil besitzt, wird mir beistimmen. Sie können Ihren Willen haben — und wenn Sie darauf beharren, sollen Sie ihn haben — aber

Ihr Wille ist eine Torheit. Was kann Ihnen eine Stellung an dem kleinen Forstenburger Hofe, und wäre sie viel glänzender, als solcher Hof sie zu vergeben hat, für Ihre Zukunft sein oder nützen?"

„Es gelingt mir vielleicht, in dem deutschen Nest die sichere Position zu erwerben, deren ich bedarf, Gräfin!" sagte Arsakoff. „Ich bin es müde, auf die Gunst des Zufalls zu bauen, und möchte nach einem bestimmten Plan handeln!"

„Und nach welch einem Plan?" fragte Gräfin Platoff scharf zurück. „Einen Hoftitel des Herzogs von Forstenburg zu führen, dem man von uns aus nicht einmal mehr einen Chargé d'affaires schickt? Oder träumen Sie von einer reichen Heirat? Ganz Forstenburg hat keine drei Erbinnen von hunderttausend Rubeln."

„So erobere ich vielleicht eine von den beiden. Die Verhältnisse mögen in Ihren Augen klein und dürftig sein — ich bilde mir auch nicht ein, daß ich sie auf die Länge ertragen würde! Aber sie sind klar und übersehbar. Ich wünsche nicht zum zweitenmal, wie in Mailand, erfolglos anzupochen. Und Sie wissen wohl, wie es bei uns in Petersburg steht. Als Liebhaber wäre ich mancher Dame unsrer Gesellschaft willkommen, die mich von ihrer Valetaille aus der Türe werfen lassen würde, wenn ich als Bewerber um die Tochter käme!"

„Sie werden unverschämt, mon ami," unterbrach ihn die Gräfin.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, ich beabsichtigte nicht, es zu sein," versetzte Arsakoff leichthin. „Aber gewisse Dinge lassen sich schwer ausdrücken, ohne es zu scheinen. Ich will sagen, daß es höchste Zeit für mich wird, einen festen, das heißt einen goldnen Boden unter

den Füßen zu haben und nicht länger auf den Zufall gestellt umherzugehen. Se. Kaiserliche Hoheit oder sonst wer zahlt vielleicht noch ein- oder zweimal meine Schulden, besser wäre es jedenfalls, keine zu haben. Und selbst abgesehen davon — es ist notwendig, daß ich einige Zeit in Deutschland verweile und mich dort in musikalisches Ansehen setze. Das alberne Vorurteil vom musikalischen Prestige der Deutschen herrscht einmal."

„Wer glaubt daran?" fragte Gräfin Platoff mit einem verachtenden Ausdruck, „pensionierte Obersten und Titularräte, die Quartette spielen, und ein paar Musikprofessoren in Kreisstädten, die näher an Asien als an Enropa liegen. Wenn Sie Mut hätten, Camille, so sprächen Sie offen aus, was die beste Gesellschaft und die gescheitesten Leute denken: daß das Zeitalter der Deutschen auf allen Gebieten vorüber ist, und dächten nicht daran, nach Deutschland zu gehen. Es ist Ihnen auch nicht ernstlich um die Anerkennung der Esoteriker zu tun — Sie suchen etwas andres — Gott weiß was!" —

„Ich habe es Ihnen gesagt, gnädige Frau," rief der Musiker, der die forschenden, funkelnden Augen der Gräfin fortgesetzt auf sich ruhen fühlte. „Wahrhaftig, Ihre Skepsis kann man nicht besser belügen, als indem man die Wahrheit spricht!"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht," murmelte Gräfin Platoff. „Aber da sind drei Wölfe aus der Fabel auf einmal, und der eine, denke ich, ist für uns!"

Aus der Tür des Lesezimmers traten in der Tat der Präsident von Herther, seine Tochter und mit ihnen der Kabinettsrat Lorberg, der mit dem Präsidenten im eifrigen Gespräch war. Sowie Erich Franken ihrer an-

sichtig ward, eilte er ihnen entgegen, sein frisches Gesicht erhellte sich und gab Herrn Camillo Arsakoff am Seitentisch Anlaß zu einer spöttischen Bemerkung. Herr von Herther, der bleicher als sonst und sichtlich etwas übermacht aussah, benutzte den Augenblick, um Erich dem Kabinettsrat des Herzogs vorzustellen. Der alte Herr widmete dem jungen Landsmann ein paar freundlich herablassende Worte und ermahnte ihn und den Präsidenten zugleich, die Audienzstunde, die der Herzog bestimmt hatte, pünktlich einzuhalten. „Hoheit wünschen auch auf der Reise keine Ausnahme von der Regel!“

Herr von Herther nickte zustimmend und verabschiedete sich zugleich von Lorberg, nachdem er Erich nach der Barke gefragt und die Antwort erhalten hatte, daß diese mit zwei tüchtigen Ruderern schon seit einer Stunde bereitstehe. Der Kabinettsrat begleitete die Weggehenden noch über die Gartenterrasse bis zu den Stufen, an deren Fuß das leichte Fahrzeug mit bunter Zeltbedachung schaukelte, das sie nach den borromeischen Inseln tragen sollte. Felicitas und Erichs glückliches Lachen scholl bis in den Garten herüber, auch Herr von Herther, als er jetzt noch einmal gegen Lorberg den Hut lüftete, zeigte ein selten heiteres Gesicht.

„Sie nehmen sich wahrhaftig so vergnügt aus, wie Proletarier, die einen Sonntag begehen!“ sagte Signor Camillo, der von seinem Platz aus das Einsteigen und die Abfahrt der drei gut wahrnehmen konnte. Die Gräfin, an welche die Bemerkung gerichtet war, zündete sich, ohne ihm zu antworten, eine Zigarette an, zu einer zweiten Bosheit blieb ihm keine Zeit, denn der alte Kabinettsrat näherte sich dem Tische, dem sein frühes Erscheinen auf der Terrasse eigentlich gegolten hatte. Er begrüßte die

russische Gräfin beinahe unterwürfig, und doch mit einem kaum merklichen Zuge von Vertraulichkeit, und wollte sie veranlassen, ihn dem berühmten Künstler, von dessen Anwesenheit er schon gestern mit Freude vernommen habe, vorzustellen. Gräfin Platoff tat das Umgekehrte und empfahl ihren Schützling der Gunst des Herrn Lorberg.

„Was sich selbst empfiehlt, bedarf keiner Gunst, Frau Gräfin," versetzte der Kabinettsrat geschmeidig. „Ich freue mich, Herrn Arsakoff sagen zu können, daß Hoheit Prinzessin Stephanie seinem Spiel schon gestern mit allem Entzücken gelauscht und gegen ihren hohen Vater den Wunsch ausgedrückt haben, während ihres Aufenthaltes hier den Unterricht des Herrn genießen zu können. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt überhaupt Unterricht erteilen und die Absicht haben, längere Zeit hier zu verweilen, aber ich sollte denken, wenn Sie der Prinzessin Ihre Aufwartung machen wollten, daß sich alles zur Zufriedenheit beider Teile ordnen ließe."

„Herr Camillo wird die Ehre zu würdigen wissen, die ihm Ihre Hoheit widerfahren läßt," nahm Gräfin Platoff das Wort, ehe der Musiker eine Silbe zu erwidern vermochte.

„Geben Sie mir einen Wink, Herr Kabinettsrat, zu welcher Stunde mich Ihre Hoheit empfangen würde!" setzte Arsakoff rasch hinzu. „Es war zwar meine Absicht, in den nächsten Tagen nach Mailand zurückzukehren — aber wenn ich einer so hohen Kunstfreundin meine Dienste widmen kann, so würden sich meine Pläne deren Wünschen gern anbequemen."

„Lassen Sie sich bei Ihrer Hoheit der Prinzessin um zehn Uhr anmelden, hören Sie, was sie wünscht und welche Stunden ihr genehm sind, und besprechen Sie dann

das Geschäftliche mit mir," versetzte Herr Lorberg. Sein Ausdruck bei diesen Worten verriet eine gewisse nervöse Erregung, es begann ihm an der Art und Weise des jungen Künstlers und der seiner Beschützerin, der Gräfin Platoff, aufzugehen, daß der neueste Einfall der Prinzessin der Kabinettskasse des Herzogs, die unter seiner Verwaltung stand, keine geringe Last auferlegen werde. Gleichwohl war sein Auftrag so klar und bestimmt gewesen, daß er keinen Versuch zum Rückzug machte, sondern ruhig fortfuhr:

„Es wird notwendig sein, daß Sie sich, wenn einmal alle Präliminarien geordnet sind, dem Herzog vorstellen, bei Sr. Hoheit liegt ausschließlich die letzte Entscheidung."

Signor Camillo gab zu erkennen, daß er sich dieser Entscheidung unterwerfen werde. Der Kabinettsrat erhob sich, indem er die Zigaretten, die ihm die Gräfin anbot, lächelnd ausschlug, und sagte dann nach einigem Hüsteln:

„Es wird die Prinzessin höchlich interessieren, daß Sie im Hotel hier anwesend sind, Frau Gräfin, und gewissermaßen zu unsern nächsten Zimmernachbarn gehören. Werden Sie unsrer Hoheit die Freude gönnen, Ihre Bekanntschaft zu erneuern?"

„Zimmernachbarn?" rief die Gräfin. „Mein lieber Kabinettsrat — man hat mich aus meinen Gemächern vertrieben und die Treppe hinaufgeworfen, um Platz für Sie alle zu gewinnen. Prinzessin Stephanie würde ich gern sehen — ja ich könnte — alles wohl überlegt — Herrn Camillo hier, da er sich einmal meinem Schutz anvertraut hat, Ihrer Hoheit vorstellen. Ich hoffe doch, daß Ihr Herzog Besuche, die man seiner Tochter gemacht, gelegentlich erwidert?"

„Ich glaube für gewiß annehmen zu dürfen, daß Se. Hoheit Sie noch heute aufsuchen wird, Frau Gräfin," entgegnete Lorberg geschmeidig. „Ich werde nicht verfehlen, dem Herzog Ihre freundlichen Absichten bezüglich seiner Prinzessin-Tochter zu melden."

Der Kabinettsrat stand wieder neben dem Tische der Gräfin in einer Haltung, die eigentlich nur noch ein Abschiedswort, einen kurzen Gruß gestattete. Er sprach das Wort jedoch nicht, sondern richtete seine klugen Augen in so eigentümlicher Weise nach der Gräfin Platoff, daß diese ohne viel Vorbereitungen, brüsk zu Arsakoff sagte:

„Bitte, Camillo, fragen Sie doch einmal im Bureau nach, wie es zusammenhängt, daß ich seit drei Tagen mit meinen Zeitungen „Le Nord" nicht erhalte! Sie werden mir einen Dienst erweisen." Der junge Mann flog schon gehorsam hinweg, die Gräfin sah mit einem Lächeln, welches ihre harten Züge für einen Augenblick milder erscheinen ließ, der schlanken Gestalt nach. Auch der alte Kabinettsrat folgte ihrem Blick. Rasch genug wurde derselbe wieder ihm zugewandt, und die Gräfin fragte mit einem eigentümlichen Aufblitzen der kleinen dunklen Augen nur kurz: „Nun?"

„Es ist eine Laune Ihrer Hoheit," bemerkte der Kabinettsrat. „Mein allergnädigster Herr, der diesen Launen sonst wenig nachgibt, glaubt Ursache zu haben, Prinzessin Stephanie jetzt besonders zu schonen."

„Sie brauchen nicht zu husten," warf Gräfin Platoff scharf und trocken ein. „Die ganze Welt weiß, daß Ihr Euch Königskörbe holt, — Herzog Bernhard tut sehr recht, wenn er für die Wünsche seiner Tochter einmal ein wenig aufmerksamer ist. Aber was wollen Sie eigentlich?"

„Sie bürgen für den jungen Künstler?" fragte Lorberg.

„Die Prinzessin kennt in ihrem Musikeifer kein Maß, und es würde schwer sein, namentlich unter den eigentümlichen Verhältnissen einer Reise, ihn durchaus in der Stellung eines Musikers festzuhalten, der Ihrer Hoheit Stunden erteilt.“

„Bürgen?“ gab die Gräfin zurück, „daß er Euch keine Pretiosen stiehlt, und gute Manieren hat? Herr Arsakoff ist ein Klavierspieler ersten Ranges, und ich glaube, ein talentvoller Komponist, er ist Kammervirtuos des Großfürsten Michael. Die Sitten an den deutschen Höfen ändern sich fortwährend, aber sofern es noch üblich ist, daß man einen jungen Mann und eine junge Dame vom Alter der Prinzessin nicht miteinander allein läßt, sehe ich in allem kein Bedenken!“

Des Kabinettsrats Bedenken waren damit keineswegs beseitigt. Er schüttelte zu den Äußerungen der Gräfin leise den Kopf, auf den Einfall an die notwendige Anwesenheit der Hofdame, oder — wie hier, — der englischen Gouvernante in einer Musikstunde der Prinzessin besonders zu erinnern, würde er nie gekommen sein. Ihm lag die Feststellung der äußern Bedingungen, unter denen Herr Arsakoff seine Zeit opfern würde, freilich mehr am Herzen, als der fürstlich reichen Gräfin, die gar nicht verstanden hatte, welcherlei Garantie er von ihr wünschte. Zur Sprache bringen konnte er die Sache nicht mehr, denn schon kehrte der Musiker zurück, und schwenkte die vermißten Nummern des „Nord“ triumphierend von fern. Dazu zeigte das Gesicht der Gräfin einen Ausdruck, der es Herrn Lorberg geraten erscheinen ließ, vorderhand die Frage als erledigt zu behandeln. Er rüstete sich demnach wirklich zum Gehen und wiederholte noch einmal halb zu dem jungen Künstler, halb zur Dame gewendet:

„Wir rechnen also um zehn Uhr auf Sie bestimmt, Herr Arsakoff — und wir hoffen auf die Frau Gräfin, wenn sie wirklich Ihrer Hoheit die Freude machen will! Ich muß mich zu Gnaden empfehlen, die Morgenpost wird bereits angelangt sein, und mein Dienst beginnt." —

Der Kabinettsrat war kaum verschwunden, als Signor Camillo auf der Marmorplatte des Frühstückstischchens einen Triumphmarsch mit den Knöcheln zu trommeln begann. Die Gräfin ließ ihn einige Augenblicke gewähren. Dann unterbrach sie seine Freudenbezeigung und sagte: „Sie sind und bleiben ein großes Kind, Camillo. Sie jubeln, daß Sie Ihr Steckenpferd ohne große Schwierigkeit erhalten, und vergessen, daß manchesmal auch Steckenpferde ihren Reiter nicht tragen."

„Nun denn, so lassen Sie mich von der Aussicht entzückt sein, daß es mich tragen wird. Prinzessin Stephanie soll wirklich musikalischen Sinn und feines Verständnis besitzen! Wenn sie nur eine echte musikalische Ader hat, und nicht völlig blutleer ist, soll sie bald meine Gönnerin aus bessern Gründen als aus Neugier sein, und meine Schritte fördern. Ich habe einmal Vertrauen zu dem Stern, der mir da so plötzlich aufgegangen ist!"

„Die Prinzessin gilt sehr wenig am Hofe ihres Vaters," antwortete die Gräfin Platoff. „Sie werden es erfahren, und ich sehe Sie beizeiten die Newsky Perspektive wieder heraufkommen. Sie gebärden sich heute wie ein Kreuzritter, Camillo, der, sobald er nur einen harten Sattel unter sich fühlt, von der Eroberung trapezuntischer Prinzessinnen träumt! Wüßte ich nicht zu gut, wie genau Sie unsre Welt kennen, so finge ich an zu fürchten, daß Ihnen meine Erzählung von der Situation der Prinzessin Stephanie allerhand gotische Gedanken

erweckt hätte! Guten Morgen für jetzt — holen Sie mich um zehn Uhr von meinem Zimmer ab.“

Sie reichte ihm ihre Finger, die er küßte und rauschte davon; in der Haltung ihrer Gestalt, und dem festen und doch leichten Schritt, sprach sich die Energie ihres Willens, für die sie berufen war, aus. Der Musiker blickte ihr mit einer Mischung von Bewunderung und Scheu nach, er trommelte wiederum den Marsch, in dem ihn die Gräfin vorhin unterbrochen hatte, und murmelte dabei das italienische Sprichwort „Die Klügsten sind oft die schlechtesten Rätselrater“ vor sich hin. Er gönnte der morgendlich glänzenden Landschaft, die ihn umgab, nur einen flüchtigen Blick und warf sich dann eifrig über die zahlreichen Zeitungen, die Gräfin Platoff auf dem Tische zurückgelassen hatte. — —

Es war zehn Uhr, und draußen lag schon heißer goldschwerer Tagessonnenschein über dem See und seinen Ufern, als Gräfin Platoff und Camillo Arsakoff in die Gemächer eintraten, die der Herzog und die Prinzessin von Forstenburg am Nachmittag zuvor bezogen hatten. Die Zimmerreihe war mit allen Mitteln der Sorgfalt und der Kunst kühl und schattig erhalten — der Musiker, der in seiner hochgelegnen, kleinen und schwülen Wohnung eben Toilette gemacht hatte, fröstelte beinahe, wie er sich nach der Gräfin dem harrenden Kabinettsrat vorstellte. Er wußte selbst nicht, ob er nur beim Wechsel von Wärme und frischer Kühle, oder im Bewußtsein zusammenschauerte, daß hier vielleicht die entscheidende Wendung seines Lebens beginne. Jedenfalls berührte es den Abergläubischen peinlich, daß er in der künstlichen Dämmerung, die durch dichte Jalousien erzeugt war, einen Fehltritt tat, und beinahe über die Schwelle gestürzt wäre. Die Gräfin sah sich

zornig nach ihm um. „Was machen Sie, Camillo? Sollen die Leute hier glauben, daß Sie zum erstenmal in einen Salon treten?" Arsakoff hatte sich inzwischen gefaßt, der Lakai im Vorzimmer der Prinzessin gab ihm den entfallnen Hut wieder in die Hände und öffnete die Türen zu demselben kleinen Salon, in dem gestern, vor dem Eintreffen des Herzogs, der Konzertflügel des Hotels aufgestellt worden war. —

In dem Rot und Gold dekorierten achteckigen Raume war nichts Bemerkenswertes, als die augenblickliche Herrin des Salons und die noch jugendliche Dame neben ihr. Kabinettsrat Lorberg hatte in Ermanglung eines Oberhofmeisters die Einführung der Fremden übernommen. Die Prinzessin Stephanie, die in einem lichtgelben Sommerkleide, das sich vom Rot der Tapete vortrefflich abhob, in der Mitte des Salons stand, und mit einer gewissen unruhigen Spannung ihren Besuchern entgegensah, duldete von der Gräfin Platoff eine vorschriftsmäßige Verbeugung, und schnitt die nächste mit einer halb verlegnen Umarmung ab. Sie fürchtete die hochfahrende und unbarmherzig urteilende Russin, aber ihr Vater hatte ihr vor weniger als einer Stunde den freundlichsten Empfang derselben anbefohlen und so überwand sie sich, ohne der Gräfin die Selbstverleugnung ganz verbergen zu können, die sie übte.

„Ich freue mich unendlich, liebe Frau Gräfin, daß uns der glücklichste Zufall hier zusammenführt," sagte Prinzessin Stephanie mit wohllautender Stimme, die ein wenig zitterte. „Wir würden wohl kaum Aussicht gehabt haben, Sie einmal wieder in Forstenburg zu begrüßen! — Sie wollten so liebenswürdig sein, mir einen vorzüglichen Künstler vorzustellen, der gegenwärtig mit Ihnen hier verweilt?"

Die Gräfin Platoff hatte, indem sie die ersten Minuten ganz der Begrüßung der Prinzessin widmete, Camillo für sein kleines Ungeschick von vorhin, vielleicht auch für den Eifer gestraft, mit dem er auf seine Einführung in diese Räume gedrungen hatte. Sie wandte sich jetzt nach ihm, der in der Nähe der Tür, und neben Lorberg geblieben war, und stellte ihn der Prinzessin Stephanie förmlich vor:

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich Ihnen Herrn Camillo Arsakoff empfehle. Wir haben ihn in Petersburg in unsern Kreisen ein wenig verwöhnt, indes bereuen wir das nie, und finden immer, daß sich sein Genie um so besser entfaltet, je wärmer der Sonnenschein von Wohlergehen und Bewunderung ist, in dem er lebt. Er ist von der Aussicht, daß Sie Interesse an seiner Kunst nehmen, außerordentlich beglückt und stellt sich ganz zu Ew. Hoheit Verfügung!“

„Tausend Dank, liebe Gräfin,“ entgegnete Prinzessin Stephanie noch immer mit einem zaghaften Ausdruck. Sie fühlte die schönen dunklen Augen des Musikers auf sich gerichtet, er stand ihr in unterwürfiger Haltung gegenüber und sie wußte, daß er ein Wort von ihr erwarten müsse, um sprechen zu dürfen. Und doch war ihre Zunge wie gefesselt, nur mühsam brachte sie endlich hervor:

„Ich bin glücklich, Herrn Arsakoffs persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich hatte dies im Grunde schon gestern getan, als ich Sie spielen hörte, und auf der Stelle wußte, daß der günstige Zufall einen bedeutenden Künstler in unsern Weg geführt hat. Wenn Sie nicht davor erschrecken, einer Dilettantin, die wenigstens Eifer und guten Willen besitzt, etwas von Ihrer kostbaren Zeit zu opfern, und ihr einige Sorgfalt angedeihen zu lassen —“

„Der Wunsch Eurer Hoheit ist mir Befehl! Ich weiß hinlänglich, daß eine erlauchte Kunstfreundin, wie Prinzessin Stephanie von Forstenburg, wenig genug von mir erlernen kann, aber ich werde es mir zur höchsten Ehre schätzen, das Wenige mitzuteilen, was ich vermag."

„Und es würde Ihnen nicht zu schwer fallen," fragte die Prinzessin, deren bleiches Gesicht sich im Eifer des Augenblicks etwas zu röten begann, „mir täglich eine bis zwei Stunden zu opfern, um mein unzulängliches Spiel zu verbessern, und vielleicht eine Stunde, um Sie selbst zu hören?"

„Gewiß nicht, Hoheit — ich wiederhole, daß ich zu Ihren Diensten bin," versetzte der Musiker. „Ich bitte nur zu bestimmen, wann Ew. Hoheit über meine Zeit zu verfügen gedenken, und wann ich die Ehre haben soll, den Unterricht zu beginnen!" Prinzessin Stephanie antwortete nicht, denn Kabinettsrat Lorberg, der in einiger Entfernung von ihr, und die junge Dame, die hinter ihr stand, mußten zugleich von demselben Luftzug getroffen sein, der sie zwang, leise, fast unmerklich zu hüsteln. Die Prinzessin zuckte leicht zusammen — sie ward inne, daß die Gräfin Platoff zugegen sei, und den größern Anteil der Unterhaltung zu fordern habe. In reizender Verwirrung zeigte sie auf ein Taburett, das neben ihrem eignen stand, und sagte:

„Bitte, liebe Gräfin, nehmen Sie einen Augenblick Platz, und gönnen Sie mir die Freude Ihrer Gegenwart etwas länger. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine treue Edith vorstelle, — Miß Edith Blake! Herr Arsakoff, Edith, von dem seit gestern zwischen Ihnen und mir schon mehrfach die Rede gewesen. Ich danke Ihnen, lieber Lorberg — Sie werden so freundlich sein und dafür sorgen,

daß ich morgen um die gleiche Zeit meine Musikstudien gewiß beginnen kann. Und jetzt ist Herr Arsakoff vielleicht so liebenswürdig, uns eine Probe seiner Kunst zu geben — ich würde die große Phantasie, die ich gestern nur durch Decke und Balkontür gehört, gern noch einmal vernehmen."

Der junge Musiker, der bei dieser ersten Audienz auf so vollen Triumph nicht gerechnet hatte, war um so mehr bereit, dem Wunsche der Prinzessin nachzukommen, als er wußte, daß die genannte Phantasie ein Lieblingsstück auch der Gräfin Platoff sei. Mit rascher Gewandtheit öffnete er den Flügel, rückte sich einen Stuhl zurecht, und barg Hut und Handschuhe unmerklich in den Falten der zunächst herabhängenden Portiere. Er begann zu spielen, und behielt dabei fest die Prinzessin im Auge, die sich zwischen der Gräfin Platoff und Miß Edith Blake niedergelassen hatte. Wie seine ersten Töne voll und gewaltig den Raum erfüllten, senkte sich das zierliche schmale Köpfchen Stephanies tiefer und tiefer. Ihr dunkles Auge weilte am Boden und heftete sich eine lange Weile gleichsam an das Muster des Mailänder Teppichs, der zu ihren Füßen lag. Nach und nach schlug sie die Augenlider empor, richtete sich selbst höher auf, und es war in der Tat, als ob sie von den Tönen emporgetragen, und ihre Haltung von Minute zu Minute freier würde. Die bleichen Lippen und Wangen der jungen Dame röteten sich leicht — der eigentümlich wehmütige oder leidende Ausdruck ihrer Züge machte einem befriedigten, glücklichen Platz, ein fast kindliches Lächeln verlieh ihrem feinen schmalen Gesicht einen geheimen, eigensten Reiz. Offenbar wirkte das Spiel des jungen Mannes belebend auf sie — es war ungewiß, ob sie jetzt noch ihrer Umgebungen dachte, oder nur die

weichern süßen Töne, die wie silberglänzende Quellen unter Arsakoffs Fingern aufsprangen und perlten, hörte. Sicher nahmen nur Miß Blake und der Musiker vom Flügel aus den halb mitleidigen, halb verächtlichen Ausdruck in den harten energischen Zügen der Gräfin Platoff wahr. Die Prinzessin erschien in ihrem ganzen Wesen wie umgewandelt und befeuerte Arsakoff, der sich schon seit der ersten Minute der Macht seines Spiels bewußt geworden, zum Einsatz all seines Könnens, und zur außerordentlichsten Leistung. Auch der Musiker schien nur in seinen Tönen zu leben — sein Augenaufschlag, seine Haltung hätten seine Ergriffenheit und seine Hingebung noch viel deutlicher auszudrücken vermocht, wäre die Gräfin nicht zugegen gewesen, deren nie fehlgehenden Spott Camillo aufs äußerste fürchtete.

Die Phantasie ging zu Ende, so oft sie auch der Künstler durch improvisierte Einlagen verlängert hatte. Die leichte Verwirrung, in der er sich von seinem Sitze erhob und in den Raum zwischen dem Flügel und der Tür zurücktrat, war nicht durchaus gespielt — das völlig veränderte Gesicht, das Prinzessin Stephanie ihm bei den letzten Takten dankbar zugewandt, hatte ihn aus seiner kühlen Fassung gebracht. Er war jetzt gewiß, eine im höchsten Maße empfängliche und sensitive Natur vor sich zu haben und pries innerlich seinen Instinkt, sich durch die kalte Gleichgültigkeit, mit der Gräfin Platoff von der kleinen Deutschen gesprochen hatte, nicht beirren zu lassen. Die Prinzessin kam jetzt auf ihn zu und sagte — immer halblaut, wie sie zu sprechen gewohnt war:

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Arsakoff — für den gehabten Genuß, und für die Aussicht auf künftige Genüsse, die Sie mir eröffnet haben! — Sie sind Russe?“

„Durch meinen Vater, — durch meine Mutter Italiener, wie mein Vorname und mein Aussehen verraten," gab Camillo rasch zur Antwort. „Meine Mutter war Mailänderin und ich habe in ihrer Vaterstadt einen Teil meiner musikalischen Erziehung genossen."

Die Prinzessin ging über die erhaltene Antwort leicht hinweg, sie nahm kein Interesse an Arsakoffs Familie und Bildungsgeschichte. Sie sagte mit eigentümlicher Lebhaftigkeit:

„In Ihrer Komposition werden nationalrussische Motive enthalten sein, — ein paar schwermütige Volkslieder und einen kleinrussischen Tanz habe ich sofort erkannt. Doch möchte ich sagen, Sie haben alles in ein Licht getaucht, das aus Ihrer eignen Seele strömt, und der Phantasie ihre wahre Bedeutung gibt. Sie hat mich ergriffen und erhoben."

„Hoheit sind sehr gnädig, meiner kleinen Schöpfung solche Wirkungen zuzuschreiben. Ich muß anfangen, sie selbst für nicht ganz mißlungen zu halten, wenn sie solchen Kennern und in solcher Umgebung einen Eindruck hervorrufen kann."

Eine Bewegung und ein Blick Arsakoffs deuteten nach dem Balkon, vor dem sich die üppig schöne Landschaft auftat, welcher Prinzessin Stephanie in diesem Augenblick den Rücken kehrte. Sie verstand, was der Musiker meinte und sagte mit Lebhaftigkeit:

„Das leidet gar keinen Vergleich! die reichsten Formen und Farben verblassen vor den Tönen — ich fühle mich nie an sie erinnert, wenn ich Musik, wirklich gute Musik höre, die mich fesselt. Es gibt keine Anknüpfung der wirklichen Welt an die der Töne, — ein paar Stimmungen und Regungen unsrer Seele vielleicht ausgenommen."

„Hoheit haben recht — es ist in der Tat eine andre Welt, in welche uns die Musik hineinversetzt," entgegnete Arsakoff so leise, als es irgend möglich war. Er hätte seine Erwidrung die Gräfin gern nicht hören lassen, und wußte doch, daß sie alles hören würde.

„Eine höhere, eine bessere Welt!" versetzte Prinzessin Stephanie lauter als zuvor. „Nichtmusikalische Menschen haben die Sehnsucht, sich über die Erde zu erheben beim Zug farbiger Wolken, oder beim Blinken der Gestirne. Wir sind glücklicher als sie, — mit den ersten echten Tönen sind wir in den Regionen, wohin sie sich sehnen."

Arsakoff hielt es für besser, sich diesmal zum Zeichen der Zustimmung nur zu verbeugen. Er nahm wahr, daß Kabinettsrat Lorberg seine Gegenwart schon zu lange dauernd fand. Sowie sich die Prinzessin der Gräfin Platoff wieder zuwandte, die inzwischen ein paar Worte mit Miß Blake geflüstert hatte, bat diese, sich entfernen zu dürfen, und veranlaßte damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Die Prinzessin fiel in die eigentümliche Schüchternheit zurück, die sie beim Empfange gezeigt, und ihre Besucher verließen den Salon mit allem vorschriftsmäßigen Zeremoniell. Im Vorzimmer holte der Kabinettsrat, den seine junge Gebieterin noch einmal zu sich herangewinkt hatte, den Musiker ein und flüsterte eifrig:

„Sie schenken mir zehn Minuten in meinem Zimmer, Herr Arsakoff, und gestatten dann, daß ich Sie Sr. Hoheit melde. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem schönen Erfolge — Ihre Hoheit ist ja ganz entzückt von Ihnen!"

„Ich lasse Herrn Arsakoff zu Ihrer Verfügung. Guten Morgen, Herr Lorberg, vielleicht habe ich die Ehre, Ihren allergnädigsten Herrn noch heute bei mir zu sehen!" sagte

die Gräfin, dem Ausgang entgegenrauschend. „Auf ein Wort, Camillo," fügte sie auf russisch hinzu. „Binden Sie sich nicht weiter, als für hier! — ich wiederhole Ihnen, das ist kein Boden für Sie. Sie sind im Augenblick von der Prinzessin berauscht — Sie hat Ihnen nichts andres gesagt, als was sie für Liszt und Brahms und Rubinstein auswendig gelernt hat. Doch, wie Sie wollen — ganz wie Sie wollen. Merken Sie sich nur das eine, daß mein alter Freund, der Herzog Bernhard, aus einem andern Holze geschnitzt ist, als die Fürsten, die Sie bis jetzt kennen gelernt haben. Vor ihm gilt kein Ansehen der Tasten und der Notenköpfe! Guten Morgen, Camillo — ich sehe Sie vielleicht, wenn Sie hier fertig sind."

Sie entschwand durch die Türen zum Vorflur des Hotels, die zwei herzogliche Lakaien geschäftig vor ihr aufrissen. Herr Lorberg hatte sich zum Abschied tief verbeugt, Camillo Arsakoff aber sah seiner Gönnerin mit einem befangenen, zweifelhaften und beinahe bösen Blick nach, und folgte dann dem geschäftig vorantrippelnden Kabinettsrat, der innerlich den Kunstsinn der Prinzessin und alle Künstler zugleich verwünschte.

Siebentes Kapitel.

Während dies alles im „Hotel Beaurivage" vorging, hatten Herr von Herther, Felicitas und Erich Franken auf anmutiger Fahrt längst Isola Madre erreicht. Der Zufall hatte es gefügt, daß sie zunächst allein anlangten, und das Eiland mit dem Gefühl betreten durften, als hätten sie für die nächsten Stunden davon Besitz ergriffen. Schon die Fahrt über den See war köstlich gewesen, —

der kühle Hauch von Locarno herüber hatte trotz der steigenden Sonne die lichtgrüne Flut noch leicht bewegt und wehte jetzt erfrischend über die Zitronenterrassen der Insel. Herr von Herther schien mit jeder Strecke, die sich die Barke von Baveno entfernt hatte, eine seiner Sorgen hinter sich gelassen zu haben und war in so jugendlicher Laune und heitrer Frische an das Land gestiegen, daß er mit Erich wetteifern konnte. Er ging mit elastischem Tritt seiner Tochter und dem jungen Begleiter vorauf und berichtete, wie er in seiner Heidelberger Studentenzeit zum erstenmal die italienischen Seen und auch Isola Madre besucht habe. Er blickte wiederholt zu der alten Villa auf der Höhe der Insel hinauf und sagte lachend, daß ihm diese sein Alter bedenklich ins Gedächtnis rufe, denn seit er sie zuerst gesehen, habe sie entschiedene Fortschritte in der Verwitterung gemacht. Erich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß ein gewisses nicht lautes, und doch helles, fröhliches Lachen, das ihn an Felicitas von Herther seit der ersten Stunde der Bekanntschaft erfreut hatte, ein Erbteil von ihrem Vater sei. Felicitas selbst wurde von Minute zu Minute mehr in einen Glücksrausch versetzt, nach den gestrigen spätern Abendstunden hatte sie unmöglich diese lichte und duldsame Stimmung erwarten können! Um so rückhaltloser überließ sie sich jetzt ihrer eignen Beseligung — und hing sich mehr wie einmal zärtlich an den Arm des Vaters, um ihm ihre Dankbarkeit für den Genuß dieses Tages und der ganzen Reise auszudrücken. Herr von Herther atmete in vollen Zügen den würzigen Hauch, der aus dem Inselgarten emporstieg, und ihn mit einer seit langer Zeit nicht mehr gekannten lichten Heiterkeit erfüllte. Er ahnte selbst nicht, daß daran die schmerzliche Stunde von gestern Abend reichlich so viel Anteil

hatte, als die grüne Pracht der Isola Madre. Viele Jahre hindurch gewöhnt, die Last seiner dunklen Familienerinnerungen allein zu tragen, kam ihm jetzt nicht zum Bewußtsein, wie sehr er durch die Mitteilung an Felicitas innerlich erleichtert sei. Aber er empfand eine stille Befriedigung über die Glückseligkeit, die aus Felicitas' Augen und Mienen strahlte, und dachte in dieser Stunde weder an Bremen noch an den Herzog von Forstenburg.

Erich, der bald den beiden folgte, bald wieder, wenn Herr von Herther voraufschritt, an der Seite des anmutigen Mädchens ging, wußte nichts von allem, was zwischen Vater und Tochter gestern abend ausgetauscht worden war. Die lichtere Stimmung des Präsidenten aber kam auch ihm zugute. Herr von Herther überwand sich selbst, die Erzählung, welche der fachkundige junge Landsmann von der Herstellung der Inseln und ihrer Gärten gab, ohne eine sarkastische Bemerkung über Erichs Torheit, seine Wissenschaft mit der Kunst zu vertauschen, voll Interesse anzuhören. Er lächelte humoristisch zu dem Enthusiasmus, den der Baumeister für einige Einzelheiten der Anlage an den Tag legte, und fuhr selbst fort, sich an jedem Reiz des prächtigen Eilands zu erfreuen. Der Eifer, mit dem Felicitas und Erich manchen seiner Äußerungen gemeinsam widersprachen, schien ihn zu vergnügen — die Besorgnis, mit der er gestern die wachsende Vertraulichkeit zwischen seiner Tochter und dem jungen Baumeister beobachtet hatte, war heute gleichfalls in den erfrischenden Morgenwind verflogen. Fühlte er doch, daß er jetzt mit seinem Kinde inniger, unlöslicher denn je verbunden sei, und daß sein Vertrauen zu Felicitas auch das ihre zu ihm neu entfacht haben müsse.

Steigend und langsam die Terrassenwege durch-

schreitend hatten die drei die Höhe der Isola Madre erreicht. Sie standen zwischen dichten Laubwänden, die den erquicklichsten Schatten gaben, unter sich in phantastischer Mannigfaltigkeit das üppige Grün zwischen den Felsen, und die dunklen Wipfel des eigentlichen Parks, vor sich den See und seine lachenden Ufer bis zu den Alpen im Norden. Deutlich ließen sich von hier die fernen Eisfelder der Simplonkette und die Vorberge der gewaltigen Höhen mit ihren Kastanienwäldern erkennen, die Tramontane trug jetzt nur noch einzelne frische Luftwellen von dorther, sie schlummerte in dem heißern Sonnenschein allmählich ein und der Spiegel des Sees zeigte beinahe keine Bewegung mehr. Hier oben empfand man nun die ganze Schönheit der kurzen Stunde, die noch alle Frische des Morgens und den Glanz des Tages zugleich hatte. Felicitas konnte nicht müde werden, ihre Augen in die leuchtende Pracht hinauszurichten, und dann abwechselnd ihren Vater und Erich mit fragenden Blicken anzusehen, ob sie auch gleich ihr das Glück dieser Minuten empfänden? Erich, der schon öfter auf der Insel und an dieser Stelle geweilt hatte, belebte sein eignes Entzücken an den Eindrücken, die Felicitas hier empfing. Der Präsident aber ging einige Schritte seitwärts, wo eine halbverwitterte Steinbank zur Ruhe einlud und sah gleichfalls lange, lange, gleichsam durstigen Auges, im Kreise umher und bis nach Isola Bella hinüber. Wenn ihn dabei die Vorstellung beschlich, daß er sich heute und in diesen Tagen, und dann schwerlich jemals wieder an der Schönheit dieser Bilder laben werde, so fühlte er sich dadurch nicht niedergeschlagen, sondern um so mehr zu ruhigem Genuß gestimmt. So geschah es, daß wohl eine Viertelstunde hindurch völliges Schweigen herrschte. Der alte Gärtner, der die

Fremden geleitet, machte sich am andern Ende des Laubganges mit einigen hochstämmigen Myrthenbäumen zu schaffen. Herr von Herther sagte doch endlich zu Erich: „Wunderliche Welt! Der, welcher uns allen die Sehnsucht nach diesen Eilanden erweckt, und diese Prachtkegel der Natur so enthusiastisch geschildert hat, Jean Paul, durfte sie so wenig sehen, als der Dichter des Tell die Schweiz. Und doch ist Gerechtigkeit in dem allem — wir sehen die Wirklichkeit und genießen sie nicht halb so, als die großen Begehrenden ihren Traum. Erinnern Sie sich nicht an die ersten Kapitel im Titan, Herr Franken?"

Erich errötete leicht und gab zu, daß er den genannten Roman nie auch nur zu sehen bekommen, geschweige denn gelesen habe. Er berief sich darauf, daß ihm bei den Verhältnissen seines elterlichen Hauses die Zeit für seine Studien knapp zugemessen gewesen sei, und daß er bei dem spätern Berufswechsel alle seine Kräfte für das Notwendige habe anspannen müssen. Herr von Herther lächelte und unterbrach ihn:

„Aber, lieber Herr Franken, bedarf es denn einer Entschuldigung? Wer unter der jüngern Generation liest noch, kann noch lesen? Schon unter meinen Altersgenossen sind nur wenige, welche sich aus dem halb vergeßnen, heiligen Quell noch recht erquickt haben, und es ist eine leidige Angewohnheit von mir, für die ich öfter empfindlich gestraft werde, daß ich immer und immer wieder voraussetze, daß meine alten Lieblinge auch noch Lieblinge aller Welt seien. Ich kann Ihnen nicht einmal nachträglich zum Titan raten — als ich das letztemal einen Blick hineinwarf, kam er mir selbst recht gespannt und unnatürlich vor. Und doch weiß ich bestimmt, ich habe das Buch seinerzeit eingeschlürft, wie den lautersten Wein

und diese reine Luft! Alle diese Entzückungen und Wirkungen einer großen irrenden Zeit, haben wir uns verloren gehen lassen; nur ihr verhängnisvollster Irrtum lebt und wirkt unter uns fort: ihr Glaube an die Macht der Persönlichkeit und das Recht des einzelnen!“

Felicitas wandte die Augen vom leuchtenden See hinweg und bittend nach ihrem Vater. Ihr war's in diesem Augenblick, als gleite ein graues Gespenst aus der Heimat durch die goldne Pracht dieses Tages. Erich Franken hätte am liebsten die Miene angenommen, die letzten Worte des Präsidenten überhört zu haben. Aber Herthers dunkles Auge ruhte so fest und fragend, ja wie es dem jungen Mann vorkam, so herausfordernd auf ihm, daß er nicht zu widerstehen vermochte und im Tone ruhiger Überzeugung sagte:

„Muß es denn ein Irrtum gewesen sein, Herr Präsident? — und liegt der Irrtum nicht nur bei denen, die geglaubt haben, die edle Natur hinter sich werfen zu können, aber die freie zu behaupten? Sie können doch auch nicht wünschen, daß wir chinesische Zustände hätten, in denen die Pietät vor dem Alten, Überlieferten, die Familie und die hergebrachte Ordnung alles sind, und der einzelne mit seiner besten Kraft, seiner Selbstbestimmung nichts!“

„Und warum sollte ich es nicht wünschen, Herr Franken?“ fragte der Präsident ruhig zurück. „Manches Ziel, von dem wir wissen, daß es nie erreicht werden kann, mag doch aufs äußerste wünschbar sein. Was Sie chinesische Zustände nennen, ist das Walten eines Autoritätsgefühls, eines tiefsten heiligsten Respekts vor Dingen, die nicht erschüttert werden dürfen. Stünde dies oder etwas ähnliches uns in Aussicht, so würde ich noch Glauben

an unsre Zukunft hegen — ohne dies aber sehe ich Geschlechter auf Geschlechter nichtig ins Nichts taumeln. Doch genug davon, wir haben uns gelobt, diese Dinge nicht zu besprechen und Deutschland, von dem wir reden, liegt weit jenseits der Berge! Die stille Schönheit hier ist auch chinesisch, sie sieht aus, als ob sie ein Jahrtausend ohne Zerstörung überdauern könnte. Wie ist's, Felicitas, wollen wir zu einem der andern Gärten hinübergehen? der alte Gärtner dort, unser Cicerone ist unsres Weilens auf einem Fleck ohnehin schon lange müd! Und dann — wir bleiben nicht allein! Sehen Sie dort hinab, Herr Franken — eine Barke mit zwei Ruderern hält auf unser Eiland zu — ein einzelner Herr darin — er muß die Inseln im Flug sehen wollen, so schießt seine Barke daher!"

Felicitas, die leichter atmete, als das gefährliche Thema rasch verlassen wurde, folgte den Blicken und der deutenden Hand ihres Vaters. Erich Franken zog aus seiner Tasche ein kleines vorzügliches Fernrohr und richtete es auf die in der Tat heranfliegende Barke. Sobald er hingesehen, sagte er:

„Dem Herrn, der da herankommt, bin ich gestern in unsrem Hotel in Baveno begegnet. Wenn ich nicht ganz irre, gehört er sogar zum Gefolge unsers Herzogs — wollen Sie sich einmal meines Glases bedienen, gnädiges Fräulein?"

„Erlauben Sie mir dasselbe," versetzte der Präsident. „Felicitas kennt die Herren im Gefolge des Herzogs weniger genau als ich — auch hat der Herzog außer dem alten Lorberg niemand bei sich!" Er hatte das von Erich bereitwillig dargebotene Glas genommen und blickte eine, zwei Minuten aufmerksam hindurch. Und dann rief er mit sichtlichem Unmut in seinen Zügen: „Sie haben den-

noch recht — es ist Mühlmann, der Kammerdiener des Herzogs, und ich fürchte sehr, seine Eile gilt uns — Se. Hoheit hat vielleicht einen Einfall gehabt, demzufolge wir früher nach Baveno zurück müssen."

Die Barke war inzwischen der Landestelle schon ganz nahe gekommen. Herr von Herther ging zu dem alten Gärtner der Isola Madre, der aufmerksam geworden war und durch Zeichen zu verstehen gab, daß er nicht hier oben verweilen könne. Er sagte:

„Laßt uns immer noch einige Minuten hier und geht hinab, um zu hören, was den Herrn da unten hierher führt. Will er nur Eure Gärten sehen, so gebt ihm Euren Knaben mit und kommt wieder hierher, um uns weiterzuführen. Fragt er nach einem Herrn aus dem Beaurivage-Hotel in Baveno, so bringt ihn herauf, denn dann will er mich sprechen."

Der alte Gregorio leistete, von dem Fünflirestück besiegt, das ihm Herr von Herther in die Hand drückte, dem erhaltenen Wink Folge. Zehn Minuten verstrichen, in denen die hier oben Verweilenden eine gewisse Spannung nicht verhehlen mochten und das junge Mädchen die mißmutige Bemerkung nicht unterdrückte: „Ich wollte, unsre Hoheit wäre in Bex oder irgendwo geblieben, anstatt hierher zu kommen." Der junge Baumeister machte eine Miene, die seine völlige Zustimmung ausdrückte, Herr von Herther widersprach wenigstens nicht, behielt aber den Gang, der zu der Höhe führte, fortgesetzt im Auge. In der Tat währte es auch nur einige Minuten, daß, von dem Gärtner Gregorio gefolgt, der Kammerdiener des Herzogs von Forstenburg zwischen den Stämmen und Laubwänden des Ganges erschien. Um Herrn von Herther jeden Zweifel zu benehmen, daß sein Hierherkommen dem

Präsidenten gelte, hielt Herr Mühlmann schon von fern einen Brief in die Höhe, der die Farbe der herzoglichen Kabinettsschreiben zeigte. Herr von Herther ging nun seinerseits dem Kammerdiener einige Schritte entgegen — er zeigte weder Neugier noch Ungeduld, sondern rief dem rasch Herankommenden einen freundlichen Gruß zu. Der Kammerdiener beeilte sich, mit einer Verbeugung den Brief in die Hände Herthers zu legen und hinzuzufügen:

„Se. Hoheit selbst haben mir den Befehl erteilt, nach der Isola Madre zu fahren und das Billett dem Herrn Präsidenten persönlich zu überreichen. Der allergnädigste Herr schärfte mir ausdrücklich ein, zu eilen und den Brief nur dann abzugeben, wenn ich Sie noch hier anträfe. Se. Hoheit lassen bitten, die wenigen Zeilen alsbald zu lesen, als Antwort werde mein Bericht genügen, daß der Herr Präsident den Brief in Empfang genommen haben. Wenn ich bitten dürfte!" —

„Haben Sie es so eilig, Mühlmann? Wollen Sie dieser Zauberinsel nicht einen Blick gönnen?" fragte der Präsident mit einem etwas mühsamen Lächeln, während er beiseite trat, um den Brief des Herzogs zu öffnen und zu lesen. Eine nicht eben angenehme Überraschung malte sich dabei auf seinem Gesicht; der Kammerdiener war wohl geschult und nahm nichts wahr, als daß sein Auftrag erfüllt sei.

„Herr Präsident erlauben mir, einen guten Morgen zu wünschen. Se. Hoheit werden sehr erfreut sein, daß ich meinen Auftrag habe ausrichten können."

Herr von Herther erwiderte den respektvollen Gruß des Mannes auch jetzt nicht unfreundlich, aber zerstreuter, flüchtiger als vorhin. Sein Blick verweilte auf dem Brief des Herzogs und glitt dann hinüber zu dem alten Gärtner

der Insel, der dem hinwegeilenden Kammerdiener nur einige Schritte das Geleit gab, um ihm den rechten Weg zu seiner Barke zurückzuzeigen. Die Zeilen waren ganz von des Herzogs eigner Hand, übrigens kurz genug und nur für Herrn von Herther verständlich und von Bedeutung. „Mein lieber Präsident," las der Empfänger zum dritten Male, als wollte er sich jedes Wort einprägen, „ich bringe soeben in Erfahrung, daß der alte Gärtner der Borromei auf Isola Madre ein Verwandter, ein ziemlich naher obendrein, von Nina Peretti ist. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie Ihren Ausflug nach dem Eiland benützen, um einige Nachrichten von dem Gärtner einzuziehen, die mir die wunderliche Pflicht erleichtern, die mir hier obliegt. Im voraus für Erfüllung meiner Bitte dankend, grüßt Sie Ihr wohlgeneigter Bernhard." — Herr von Herther bedurfte wirklich eines Entschlusses, um den an sich leichten Auftrag seines Fürsten zu vollziehen, er verwünschte mehr als jemals, daß er gestern nicht dennoch auf jede Mißdeutung hin abgereist sei. Jetzt blieb nur übrig, Erich Franken und Felicitas von der Unterredung fernzuhalten, die ihm auferlegt war. Er ging zu seiner Tochter und dem jungen Landsmann, die inzwischen einen andern, beinahe gleichschönen Aussichtspunkt aufgesucht hatten, von dem aus man in das Innere des Inselgartens hinabblickte. Er sagte, daß er einen Auftrag des Herzogs erhalten habe, bei dem Gärtner der Isola Madre gewisse Erkundigungen einzuziehen, daß er sie bitte, ihren Weg hinab langsam fortzusetzen, während er mit dem alten Gregorio noch etwas zurückbleibe. „Es handelt sich um den Forstenburger Park," fügte er hinzu, einen verwunderten Blick seiner Tochter wahrnehmend, — und die Unwahrheit, die erste,

die er je im Leben zu Felicitas gesprochen, glitt nur schwer über die widerstrebenden Lippen. Um so rascher wandte er sich zu dem Alten zurück — es drängte ihn jetzt, die Stelle zu verlassen, an der er noch eben mit Entzücken geweilt hatte. Er nahm sein halbvergessenes Italienisch zusammen, um in kurzen bestimmten Fragen den Wünschen des Herzogs zu genügen.

„Ihr heißt Gregorio Peretti?" sprach er den Gärtner an, der keinerlei Erstaunen zeigte, daß der Fremde seinen Namen kenne.

„Gregorio, Exzellenza," versetzte jener. „Mein Vater hieß Felice; der Älteste in unsrer Familie heißt immer Felice, zum Andenken an den großen Papst Sixtus, der ein Peretti war. Jetzt führt mein älterer Bruder, der Seidenweber in Como, den Namen."

Der Präsident mußte über den Familienstolz des Gärtners lächeln und sich besinnen, wie er die Frage einleiten solle, die eben diesem Stolz so empfindlich sein konnte. Er sagte also zögernd:

„Ich sah vor langen Jahren in Mailand eine sehr anmutige Tänzerin, Signorina Peretti — war diese gleichfalls aus Eurer Familie?"

„Beide, Herr — beide — Bianca und Nina — sie waren meine Nichten, Töchter meines jüngern Bruders, schöne Mädchen, gute Künstlerinnen, die großes Glück in der Welt gemacht haben. Waren beide einmal hier, als sie schon lange nicht mehr in der Skala tanzten und viele Jahre in Petersburg lebten. Bianca war die Schönere!" erwiderte der Alte mit Feuer.

„Ich habe, soviel ich mich erinnere, nur Signorina Nina gesehen," versetzte der Präsident, froh, daß sich seine Aufgabe so viel leichter gestaltete, als er irgend

hoffen konnte. „Ihr sagt also, daß Eure Nichte nach Petersburg gegangen sei und dort großes Glück gemacht habe?“

„Sie hat einen Grafen geheiratet — ich habe den Namen vergessen — einen stattlichen Herrn, und reich, sehr reich, Exzellenza,“ versicherte der Gärtner. „Es ist ein Schnee- und Eisland da oben — nicht gut für die Armen, aber wer Gold hat, sitzt überall warm!“

„Und lebt ihr Vater noch in Mailand, oder eines von ihren Geschwistern? Lebt sie selbst noch in Rußland?“

Gregorio schüttelte den Kopf. „Es waren nur zwei Schwestern, Bianca und Nina! Ihre Oheime leben — mein Bruder Felice und ich! Warum sollten die Jüngeren nicht leben, denen es besser geht und die vollauf haben?“

Herther merkte, daß der alte Gregorio seit dem Besuch seiner Nichten auf dieser Insel von ihnen nichts wieder gehört habe. Er meinte, genug zu wissen, um dem Herzog eine Auskunft geben zu können, und lenkte, während er an der Seite des Gärtners hinschritt, das Gespräch auf andre Dinge. Er war der erhaltenen Nachrichten froh — sie schienen, sobald sie sich bewahrheiteten, dem Herzog weitere Nachforschungen in dieser Angelegenheit zu verbieten. Und so kehrte für den Präsidenten im Niedersteigen von der Zitronenterrasse ein wenig von der weichen, wunschlos heitern Stimmung eines goldnen Reisetags zurück, mit der er vorhin auf der Höhe der Insel gestanden hatte.

Felicitas und ihr junger Begleiter weilten indes an einer der schönsten Stellen der Gärten. Die Mauer unter ihnen senkte sich hier schroff in den See und in phantastischer Üppigkeit hingen die Zweige der Bäume und Sträucher über sie herab und spiegelten sich zitternd in der leisbewegten Flut. Hier war eine Steinbank an-

gebracht, um den Anblick voll genießen zu können, und hinter der Bank erhob sich eine Gruppe von prachtvollen Zedern, deren Äste bis auf den Boden herabreichten und fast eine Wand zwischen dem Felsvorsprung und dem Wege bildeten. Ein kräftiger Harzgeruch entströmte den Zederstämmen und mischte sich mit dem süßern Hauch der weißen Magnolienblüten, die seitwärts in Fülle gediehen. Die Schönheit des Orts ergriff sie wieder mit voller Gewalt, Felicitas sagte leise:

„Es ist doch vielleicht gut, daß man solche Eindrücke nur wenige Male im Leben und nur eine oder ein paar Stunden hat! In diesen Gärten beständig zu schwelgen, müßte die Seele in lauter Entzücken und Weichheit auflösen.“

„Ich weiß nicht, wie bald man sich daran gewöhnen würde,“ versetzte Erich. „Ich weiß nur, daß die Glieder der Grafen- und Grandenfamilie, denen die Inseln gehören, nicht alle in solche Stimmungen verfallen sind. Sehen Sie nachher im Palazzo der Isola bella die Familienbilder an, die da hängen, Sie werden harte, energische und kaltstolze Gesichter genug erblicken. Ich glaube wirklich alles, was der Mensch von Haus aus als sein Eigentum und gutes Recht ansieht, was er nicht erwirbt, oder frei und unerwartet vom Glücke geschenkt erhält, bringt keinen Eindruck hervor und löst in seiner Seele keine Empfindung. Darin hat Ihr Herr Vater gewiß recht, daß es das Unglück des heutigen Geschlechts ist, eine Menge von Dingen, die man sich früher schwer erkämpfen, oder die man sein ganzes Leben ersehnen mußte, mühelos und leicht zu besitzen. Die Gunst des Glücks wird den Menschen zum Recht und rührt ihre Seele nicht!“

Das junge Mädchen sah ihren Begleiter überrascht

und ein wenig zweifelnd an und entgegnete: „Wenn Sie in so vielem mit Papa übereinstimmen, wie kommt's, Herr Franken, daß Sie doch in jeder Stunde mit ihm in einem kleinen Streit sind?"

Erich errötete so, daß Felicitas wünschte, nicht gefragt zu haben. Aber der Blick, den der junge Mann zugleich auf sie richtete, belehrte sie hinlänglich, daß er nicht verletzt sei, ja es war selbst ein Ausdruck glücklicher Befriedigung über ihre Teilnahme in seinem Gesicht:

„Ich habe gefürchtet, daß ich Ihnen so erscheinen würde, Fräulein Felicitas, vielleicht bin ich auch, wie alle meine Landsleute, ein wenig streitsüchtig. Aber es ist nicht das allein, denn Ihr Herr Vater flößt mir das Gefühl aufrichtiger Ehrfurcht ein. Ich würde ihm kaum widersprechen mögen, wenn seine unerschütterlichen Ansichten nicht oft auf die wundeste Stelle meines Innern träfen! Ich habe geradezu ein Gefühl, als ob mir ein Todesurteil gesprochen werden sollte, wenn ich den Herrn Präsidenten dem redlichen Wollen und der Kraft des einzelnen alle Wirkung und alle Zukunft versagen höre. Das Schicksal hatte mich nicht weich gebettet — mein Vater war ein Geschäftsmann, der in ungesegneter Arbeit unter seinen Händen ein kleines Erbe hinschwinden sah und mich und meine Mutter — meine goldne Mutter, liebes Fräulein! — in fast drückender Lage zurückließ. Ich wußte schon damals, daß es mich zur Kunst drängte, aber ich durfte mein begonnenes Studium nicht aufgeben, mußte wider meine Neigungen arbeiten und ringen, bis ich etwas für meine Mutter gesorgt. Nun ein wenig ist mir's gelungen — ich lebe endlich für meine Kunst, und werde den nächsten Winter mit der Mutter in Venedig zubringen, ich hoffe, daß ihr das gut tun soll, nach langer, entbeh-

rungsreicher Zeit. Ich habe alles aus eigner Kraft erringen müssen! — wenn die Verhältnisse, die zufälligen Lagen, in denen der Mensch geboren wird, alles sind, so bin ich nichts und kann nie etwas zu sein hoffen! So fällt es mir schwer, meine ganz entgegengesetzten Ansichten zu verschweigen, und es ist manchmal ganz unmöglich! Ich hoffe, Sie verzeihen mir das!" —

„Von Herzen!" sagte Felicitas bewegt. „Nur müssen Sie versprechen, auch meinen Vater nicht falsch zu beurteilen, seine Ansichten scheinen schroffer, als sie sind, und er hat trübe Erlebnisse hinter sich, die ihm diese Ansichten gegeben haben. Aber Sie haben recht — es wäre ein ganz trostloser Gedanke, wenn wir selbst für unser Leben, unser Glück gar nichts zu erstreben und zu tun vermöchten! —"

„Ich denke nicht so hochmütig von der eignen Kraft und weiß recht gut, was ihr die Welt entgegensetzt!" rief Erich, dem es in dieser Stunde ganz natürlich vorkam, dem anmutigen und doch so ernsten Mädchen sein ganzes Herz zu eröffnen. „Aber ich meine doch, jeder Mensch sollte ein Ziel haben, ein Glück, eine Aussicht oder einen Vorsatz, die er der Welt abringt und die ihm ein Licht im Leben werden. Ich glaube wer das hat, recht hat, der könnte nie ganz unglücklich sein. Und ich fühle auch, daß es ein Tun ist, kein Dulden und Fügen, womit ein solches Ideal gewonnen wird — und darum hänge ich auch so innig an unsren großen Männern des vorigen Jahrhunderts, für die dies alles so gar keinem Zweifel unterlag! Ich verspreche Ihnen aber, daß ich mich um Ihretwillen überwinden und nicht bei jedem Anlaß Meinungen, die Ihrem Herrn Vater herzlich unreif dünken mögen, aussprechen will."

Felicitas schwieg auf dies Versprechen und sah Erich mit einem Blick an, in dem sich Dank und Vertrauen und doch eine leise Scheu mischten. Bis zu dieser Minute und bis zu dem kurzen Wort „um Ihretwillen“ hatte sie frei und unbefangen neben dem jungen Mann verweilt und war nicht inne geworden, daß der Klang und der Sinn seiner Worte sie stets stärker anzog und ihre Seele mit dem Verlangen erfüllte, mehr von Erichs Leben und Schicksal zu wissen. Jetzt aber traf ihr Blick mit dem Erichs zusammen. Und wie sich die beiden Augenpaare ineinandersenkten und jedes gleichsam strebte, in die Seele des andern hinabzuschauen, war es Felicitas, als müsse sie zurückweichen und ihrem Vater, der nur wenige Schritte entfernt sein konnte, entgegeneilen. Und doch blieb sie, und blickte nur in den See hinaus, um die helle Röte nicht länger wahrzunehmen, die im Gesicht Erichs emporschlug. Felicitas trat einige Schritte gegen den Uferrand vor, der hier nur durch die hohen, starren Aloeblätter eingezäunt war, die von unten herauf wuchsen. Erich folgte ihrem Schritt sofort, und so standen beide in einer inneren Bewegung, die ihnen fremd war und sie halb schreckhaft durchschauerte, am äußersten Rand des schmalen Platzes. Jedes rang nach einem Wort und jedes Wort dünkte sie schal und unpassend, ehe es auf ihre Lippen trat. Sie wagten sich nicht mehr anzusehen; Felicitas nahm die höhersteigende Sonne zum Vorwand, um mit der Rechten ihre Augen vor dem heißern Strahl zu schützen, während doch ihre Linke lässig mit dem Sonnenschirm spielte. Wie sie aber die Hand wieder sinken ließ, glitt diese in Erichs Hand, die sich sanft, gleichsam bittend, um die ihre schloß. Sie schrak nicht zusammen, — ein Gefühl überkam sie, als stehe sie im wachen Traum, und sie

atmete stiller, langsamer, um nicht plötzlich aufgeschreckt zu werden. So blieben Erich und Felicitas einige Minuten nebeneinander, wie Kinder, die das Licht blendet, und als jetzt die Schritte Herrn von Herthers näher erklangen, lösten sich ihre Hände ohne alle Hast, ohne Heimlichkeit. Der Herankommende, dem beide ihre Gesichter zuwandten, hätte leicht noch sehen können, wie sie nebeneinander gestanden hatten, wenn er nur ein wenig rascher hinter die Zedern getreten wäre. Auch war es den beiden jugendlichen Naturen in diesen ersten Augenblicken nicht, als ob sie ein Geheimnis miteinander zu hüten hätten. Erst wie sie im Hinweggehen noch einmal in der gleichen Sekunde sich nach der Stelle zurückwandten, an der sie eben geträumt hatten, erwachte in Felicitas' Seele eine unerklärliche Unruhe, und sie hing sich eilends an den Arm ihres Vaters, um dem Blick des jungen Mannes zunächst nicht zu begegnen.

Achtes Kapitel.

Kabinettsrat Lorberg hielt dem Herzog von Forstenburg kurze Zeit vor der für Herrn von Herther und Erich Franken anberaumten Audienz Vortrag. Er stand vor dem kleinen runden Tisch im Zimmer Herzog Bernhards, legte dem sitzenden Herzog die Papiere vor, die einer Unterschrift bedurften und machte aus andern Papieren kurze Mitteilungen, auf welche er noch kürzere Weisungen empfing. Der Herzog unterschrieb rasch, aber nie ohne zuvor mit scharfem, geübten Blick den Inhalt der Vorlage überflogen zu haben, er entschied meist ohne längres Besinnen, aber ließ sich jede Entscheidung, nachdem der

Kabinettsrat die betreffende Bemerkung niedergeschrieben hatte, noch einmal langsam und deutlich vortragen. Er nickte dann kurz und Lorberg beeilte sich, zu einem neuen Gegenstand überzugehen. Doch war die zweite Post aus Forstenburg heute ungewöhnlich stark gewesen, es mochte wohl eine Stunde vergangen sein und der Kabinettsrat hatte den Inhalt seiner Mappe noch immer nicht vollständig zur Sprache gebracht. Plötzlich aber fuhr der Herzog zwischen die eintönige Vorlesung eines Ministerialberichts über Wegbauten drein und sagte:

„Lassen Sie das liegen für heut' und morgen. Haben sich die Heimerslebener so lange ohne Chaussee beholfen, werden sie wohl auch noch eine kleine Zeit warten können. Wir erfahren inzwischen vielleicht, warum Exzellenz Althen, der solche Dinge sonst selbständig zu entscheiden pflegt, diesmal meinen Konsens will. Und nun sagen Sie noch rasch, was haben Sie mit dem Herrn Tastenschläger vereinbart?"

„Hoheit — der Herr Arsakoff beharrt auf seinen exorbitanten Forderungen. Er legte ein paar Briefe aus Livorno, Genua und Marseille vor, nach denen er dort während des nächsten Monats zu Konzerten erwartet wird und veranschlagt den Ertrag jedes dieser Konzerte zu fünfzehnhundert Franks. Er erwartet Entschädigung dafür und überläßt es der Munifizenz Ew. Hoheit, was ihm nach beendetem Unterricht im übrigen gewährt werden soll. Er zeigte wiederholt seine Bereitwilligkeit für den nächsten Winter in einer passenden Stellung und unter passenden Bedingungen — so drückte er sich aus! — mit nach Forstenburg zu gehen."

„Nicht übel!" sagte der Herzog, eine leichte Rauchwolke, die er vor sich hinblies, mit den Augen verfolgend.

„Ich fürchte, daß wir dem Herrn keine passende Stellung zu bieten haben — passende Bedingungen ganz gewiß nicht. Für hier können wir nicht zurücktreten, schon weil die Platoff ihn protegiert. Er soll die Entschädigung für seine aufzugebenden Konzerte, die ihm vermutlich kein Drittel der Summe eingetragen hätten, haben. Und unser Hausorden mag dreingehen, denn den meint er doch mit dem Appell an meine Munifizenz?"

„Der Herr ist sehr prätentiös, Hoheit!" antwortete der alte Kabinettsrat mit hervorbrechender Entrüstung. „Er wird die Dekoration mit bestem Danke entgegennehmen und dann immer noch ein Cadeau erwarten. Ich habe wenigstens den Eindruck."

„Nein!" sagte der Herzog mit scharfer Bestimmtheit. „Er macht sich kostbar, aber es ist ein Mensch mit Terrainkenntnis. Er weiß ganz gut, daß er außer der Entschädigung für die angeblich vereitelten Konzerte und dem Ordenskreuze von uns nichts erpressen kann."

„Ew. Hoheit befehlen demnach, daß ich dem Herrn Arsakoff seine ungehörigen Forderungen, soweit sie sich auf den Aufenthalt hier beziehen, bewillige und daß der Unterricht Ihrer Hoheit der Prinzessin morgen am Vormittage beginnen kann."

„Ganz genau so!" entschied Herzog Bernhard. „Und nun klappen Sie ihre Mappen zusammen und lassen Herther seinen Schützling bringen. Er würde mir nicht verzeihen, wenn ich lange warten ließe, wo er dabei ist."

Der Kabinettsrat machte seine Verbeugungen und ging. Im Vorzimmer traf er in der Tat den Präsidenten und Erich Franken. Der junge Baumeister hatte einige Mühe gehabt, vollkommen in der vorschriftsmäßigen Toilette zu erscheinen — denn noch am gestrigen Morgen hätte

er an alles eher als an die Möglichkeit denken können, hier seinem Fürsten vorgestellt zu werden. Er stellte sich indes jetzt zu Lorbergs Zufriedenheit in üblicher Weise dar und erweckte bei dem alten Herrn eine Ahnung, daß der kräftige junge Mann mit dem frischen lebensvollen Gesicht dem Herzog nicht mißfallen werde. Verbindlich bemerkte er, daß Se. Hoheit seine treuen Untertanen bereits erwarte und daß er sich freue, nachher beiden Herren an der Tafel des Herzogs zu begegnen. Der Kammerdiener des Herzogs, der vor wenigen Stunden auf der Isola Madre Herrn von Herther aufgesucht hatte, verbeugte sich vor dem letzteren tiefer, respektvoller als sonst — der Handelsgerichtspräsident war in seinen Augen eine sehr wichtige Persönlichkeit in bezug zum Herzog geworden. Er öffnete jedoch diesmal nicht die Türen zum Privatzimmer des Herzogs, sondern die zu einem großen Salon, der die Ecke des Hauses bildete und neben den Wohn- und Schlafgemächern des Fürsten lag. Kaum war der Präsident mit seinem Schützling eingetreten, so erschien der Herzog, reichte Herrn von Herther die Hand und ließ sich Erich, dem sein Landesherr dem Aussehen nach nicht fremd war, vorstellen.

„Ich freue mich, Herr Franken, Ihre Bekanntschaft zu machen. Man hat mir Gutes von Ihrem Talent gesagt und vor allem war Ihr Exposé über unsern Theaterbau im höchsten Grade verständig," äußerte der Fürst. „Ich bin zwar nicht Ihrer Meinung, daß unsre Theater, die doch alle Vierteljahrhunderte wegbrennen, Monumentalbauten sein müssen, allein diesen Irrtum einmal zugegeben, hat mich die klare, ruhige Art erfreut, in der Sie auf eine gewisse vornehme Einfachheit der ganzen Anlage und namentlich der Innendekoration dringen."

„Ew. Hoheit sind sehr gnädig!“ erwiderte Erich. „Wenigstens werde ich mir alle Mühe geben, in der Ausführung die Ansichten festzuhalten, die ich mit meinem Entwurfe vorgelegt habe. Hoheit wissen selbst, welchen Schwierigkeiten bei solchem Anlaß namentlich ein jüngerer Künstler begegnet, der seine Geltung erst erringen soll, und ich erlaube mir daher betreffenden Falls um Ew. Hoheit fürstliches Fürwort und tätiges Wohlwollen zu bitten.“

„In Bausachen habe ich schlimme Erfahrungen gemacht, Herr Franken,“ versetzte der Herzog, indem ein ironisches Lächeln dem strengen Munde einen beinahe liebenswürdigen Ausdruck verlieh. „Ich fürchte, Sie würden bald erkennen, daß Sie meine Macht überschätzt haben und besser getan hätten, sich mit dem Herrn Oberlandbaukommissär gut zu stellen. Indes, was ich vermag, will ich Ihnen nicht versagen. Sie sind ein Sohn des Fabrikanten Karl Franken in Schwersen bei Forstenburg, haben sich auf der Berliner Bauakademie gebildet?“

„Hoheit zu Befehl! — Ich wurde zuerst zum Ingenieur bestimmt, habe Studien für diesen Beruf gemacht, wendete mich dann der Architektur zu!“

„Viel Glück also zu Ihrem ersten selbständigen Bau. Man wird es Ihnen nicht leicht machen bei uns — das kann ich Ihnen voraussagen! Aber dem Mutigen gelingt noch immer manches! — Wie ist's, Herr Präsident, hat die Prinzessin schon das Vergnügen gehabt, Fräulein von Herther bei sich zu sehen?“

„Meine Tochter hat vor einer Stunde, sobald wir von den Inseln zurückkamen, Ihrer Hoheit ihre Aufwartung gemacht!“ antwortete Herr von Herther.

„Wohl — wohl! So hoffe ich, Fräulein Felicitas, wie die beiden Herrn bei der Tafel begrüßen zu können!“

sagte der Herzog, das Zeichen der Entlassung machend. Er trat nach dem Eingang zu seinem Kabinett zurück und ließ Herrn von Herther neben dem jungen Mann die Tür des Salons erreichen. Da, als ob er sich plötzlich auf etwas Vergessenes besinne, rief er dem Präsidenten nach: „Noch ein Wort, Herr von Herther! In Geschäften! Der Herr Baumeister ist so freundlich, Sie in Lorbergs Zimmer zu erwarten!“

Erich verließ augenblicklich den Salon — Herzog Bernhard fand sich mit dem Präsidenten, der so ganz wider Willen sein Vertrauter war, allein. Die Audienzmiene des Fürsten veränderte sich in die Züge von gestern, die gespannt, scharf forschend Herrn von Herther zugewandt wurden.

„Ich habe mir erlaubt,“ — hob der Herzog mit verhaltner Ungeduld an. „Sie waren so freundlich, meinen Wünschen Folge zu geben —“

„Hoheit! ich fürchte, daß ich wenig für Sie Befriedigendes in Erfahrung gebracht habe. Der alte Gärtner auf Isola Madre rühmt sich allerdings, der Oheim von Signorina Nina Peretti zu sein, spricht auch noch von einer zweiten Schwester der jungen Dame — gleichfalls Tänzerin —“

„Ich weiß — Bianca!“ warf der Herzog kurz und, wie es dem Präsidenten vorkam, geringschätzig ein. „Nun, und —?“

„Beide Schwestern haben ein Engagement nach Petersburg angenommen. Nach Aussage des alten Gregorio Peretti hat sich dort Fräulein Nina verheiratet und lebte bis vor einigen Jahren, wo sie den Alten besuchte, in Verhältnissen, die ihm glänzend erschienen.“

„Nach Petersburg also! Und verheiratet?“ sagte

der Fürst kopfschüttelnd und trat ans Fenster, um dem Präsidenten sein Gesicht nicht zu zeigen. „Falls der Alte die Wahrheit spricht — und was sollte er für ein Interesse haben, sie zu verhehlen? — wären unsre Nachforschungen hier zu Ende. Der Gärtner nannte keine Namen?“

„Es schien ihm zu genügen, daß seine Nichten vornehme Damen geworden sind,“ entgegnete Herr von Herther. „Vielleicht suchen Ew. Hoheit noch Bestätigung dieser Nachrichten in Mailand, jedenfalls dürfen Sie sich über das Schicksal einer Person beruhigen, die Ihnen einst teuer war!“ —

„Beruhigen?“ fragte der Herzog zurück und wieder fiel der finstre Blick, den Herr von Herther gestern so oft gesehen, auf den Präsidenten, wieder sollte der barsche schneidige Ton eine innere Bewegung des Fürsten verbergen. „Wer heiratet denn solch armes Geschöpf? Bestenfalls ein graugewordener Roué, der noch einen kurzen Sonnenschein ins Haus haben will. Ich danke Ihnen, lieber Herther, daß Sie mir die persönlichen Erkundigungen erspart haben. Ich will Ihrem Rat folgen und übermorgen nach Mailand fahren — Sie begleiten mich hoffentlich?“

Der Präsident verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung. Herzog Bernhard ging einige Male mit großen Schritten im Salon auf und ab — er schien noch etwas äußern zu wollen, was er dann doch unterdrückte. Er verabschiedete endlich mit den Worten: „Auf Wiedersehen bei Tafel also!“ Herrn von Herther, der den Augenblick der Entlassung sehnlichst erwartet hatte.

Eine Stunde später fand sich in den beiden großen

Zimmern, die der eigentlichen Wohnung des Herzogs gegenüberlagen, und die Signor Luigi mit großer Gewandtheit in ein Vorzimmer und einen Eßsaal umgeschaffen hatte, die kleine Gesellschaft zusammen, die heute die Ehre hatte, das Diner des Herzogs von Forstenburg zu teilen. Es war inzwischen fast dunkel geworden, schwere Mailänder Seidenvorhänge vor den fünf Fenstern wehrten dem letzten Abendlichte den Zugang und halfen den Kristallkronen, die in dem Vorzimmer und über der Tafel schimmerten, wie der glänzend ausgestatteten Tafel selbst zu ihrem Recht. Die Eingeladenen im Vorzimmer bildeten ein paar strenggesonderte kleine Gruppen, zwischen denen Kabinettsrat Lorberg den Vermittler abgeben mußte. Der Präsident von Herther mit seiner Tochter, neben denen sich Erich Franken hielt, standen dem Eingang zunächst, dann folgten in schweigsamer Abgeschlossenheit zwei alte Herren, Barone von Treuegg, ehemalige Regimentskameraden des Herzogs, die jetzt eine Villa bei Pallanza bewohnten und sich heute vorgestellt hatten, wieder einige Schritte weiter verweilte die Gräfin Platoff mit Arsakoff und einer Frau von Otrepiew, die vor Zeiten einmal den Forstenburgschen Hof besucht hatte und mit Herzog Bernhard heute zusammengetroffen war, als dieser der Gräfin seinen Besuch abstattete. Ganz abseits von allen andern stand im schwarzen Seidenkleide Miß Edith Blake, die ausnahmsweise, und da man auf Reisen war, zur fürstlichen Tafel zugezogen wurde. Die Isolierung der jungen Dame schien eine so peinliche, daß Felicitas von Herther, nach einem fragenden Blick auf ihren Vater sich zu ihr begab, und ein Gespräch mit ihr begann. Die Engländerin antwortete anfänglich einsilbig und mit unverhohlenem Mißtrauen, aber sie entzog sich dem Ein-

druck von Felicitas' Freundlichkeit nicht, und nachdem sie einige Minuten mit dieser gesprochen hatte, flüsterte sie ihr zu: „Wenn Sie es vermögen, Fräulein von Herther, so hüten Sie sich vor der Gräfin Platoff. Sie sinnt Ihnen Übles und ihre gehässige Zunge schont niemand."

„Warum soll ich mich vor ihr hüten?" fragte Felicitas verwundert. „Ich bin ihr kaum vorgestellt, mein Papa hat keinerlei Verkehr mit ihr, sie weiß weder Gutes noch Böses von mir. —"

„Gleichviel," sagte Miß Blake eifriger, aber so leise, daß selbst Felicitas Mühe hatte, sie zu verstehen. „Sie will niemandem wohl, auch meiner armen Prinzessin nicht, nicht einmal dem Herrn Arsakoff, den sie doch protegiert. Ich sah vorhin, als sie eintrat, daß einer ihrer Blicke auf Sie fiel, und wen sie nur ins Auge faßt, dem muß sie etwas antun."

Felicitas begann zu denken, daß die Phantasie der armen Miß Edith in ihrer schweren und verantwortlichen Stellung am Hofe überreizt worden sei. Sie sah ihrerseits nach der Russin hinüber, und konnte nicht das leiseste Anzeichen entdecken, daß sie von der Gräfin Platoff auch nur bemerkt werde. Und doch verursachte ihr die Warnung Miß Blakes eine peinliche Empfindung und ließ sie sehnsüchtig an die goldnen Stunden des heutigen Morgens und des Nachmittags zurückdenken. Im vollen Mittagsschein waren sie von der Isola Madre nach der Isola bella herübergefahren, das heitre Geplauder in der zeltüberdachten Barke hatte sich in ein ernstes Gespräch zwischen ihrem Vater und dem jungen Landsmann verwandelt, ein Gespräch ohne jeden Mißklang, in dem manche innere Übereinstimmung zwischen den so grundverschiednen Männern

zutage getreten war. Schon dies Gespräch und noch mehr der gemeinsame Gang über die Terrassen der Isola bella hatte ihre junge Seele erquickt, und das wundersame Gefühl in ihr genährt, dem sich ungeahnte Herrlichkeiten des Lebens erschließen. Mehr als einmal hatte sich in den Genuß dieser Stunde die Erinnerung an die Minuten eingeschlichen, in denen sie mit Erich in traumhafter Selbstvergessenheit an dem Felsvorsprung von Isola Madre gestanden. Die leise selige Scheu, mit der sie dieser Minuten gedachte, machte unmerklich einem hoffnungsreichen Traum Platz, so oft ihr Blick auf Erich fiel, überkam sie ein glückliches Vertrauen, eine frohe Sicherheit, von deren Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnte, der sie sich aber willig überließ. Und hier nun stand alles — das gepreßte, gleichsam aufhorchende Gespräch der Harrenden, das Geflüster in der einen, die lauten stoßweisen französischen Phrasen in der andern Gruppe, die Warnungen der englischen Gouvernante, das gespannte Mißtrauen, mit dem Felicitas nach der Gräfin Platoff hinblicken mußte, die amtsmäßige Freundlichkeit des Kabinettsrats, der an alle Anwesenden von Zeit zu Zeit ein Wort richtete, in so wunderlichem Gegensatz zu dem beglückten Tage! Nur eins blieb sich gleich, die unbefangene Haltung Erichs, die frische ruhige Zuversicht in den Zügen des jungen Mannes, der halb mutige, halb schüchterne Blick, den er manchmal nach ihr herübersandte und den sie nicht zu erwidern wagte.

Sie atmete daher auf, als sich Lorberg plötzlich tief verbeugte, die Flügeltüren sich rasch öffneten, und der Herzog, seine Tochter am Arm, eintrat. Die Prinzessin sah jetzt, in einem blauseidnen Kleid, mit Brüsseler Kanten und mit entblößtem Nacken und Schultern, noch kleiner

und dürftiger aus als in minder großer Toilette. Aber ihr Schritt war lebhafter, ihre ganze Haltung freier, als sich Felicitas erinnerte, sie je in Forstenburg erblickt zu haben. Sie gönnte nach Begrüßung der Gräfin Platoff den sämtlichen Eingeladenen ein Wort, nur an Arsakoff ging sie zu dessen Befremden mit flüchtigem Gruß vorüber. Am längsten blieb sie bei Herrn von Herther stehen, der ihr Erich vorgestellt hatte, — ein kurzes Gespräch über den Theaterbau in Forstenburg ward durch die Meldung des Kammerdieners, daß serviert sei, unterbrochen. Der Herzog näherte sich der Gräfin Platoff, die Ehre Prinzessin Stephanie zu führen, fiel dem ältern Herrn von Treuegg zu, während sich der jüngere des Arms von Felicitas versicherte. Sowie man in das Eßzimmer eintrat, glitt Mühlmann leise an allen vorüber und wies die Plätze an. Der Herzog hatte seine Tochter links, Gräfin Platoff rechts von sich, Felicitas saß zwischen dem pensionierten österreichischen Major und ihrem Vater, Erich Franken fand seinen Platz ihr gegenüber und hatte den Musiker neben sich — den er hier erst beim Niedersetzen begrüßen konnte. Die siegesgewisse Miene, mit der Camillo während des Tages im Hotel seine Bekannten angeschaut hatte, war durch den kühlen Gruß der Prinzessin ein wenig demütiger geworden. Sie ward auch durch die Unterhaltung, die der Herzog mit ihm anknüpfte, nicht erhoben. Noch während der Suppe sagte er, nachdem er ein paar flüchtig-freundliche Worte mit seinen alten Regimentskameraden ausgetauscht, zu Arsakoff:

„Ich vernehme mit Bedauern, daß wir nicht reich genug sind, Sie einen Winter in Forstenburg zu fesseln, und freue mich daher um so mehr, daß meine Tochter

wenigstens hier Gelegenheit hat, ihre musikalische Bildung durch Sie zu fördern!"

Der Virtuos erblaßte leicht und unwillkürlich suchte sein Auge das der Gräfin Platoff. Sie verstand wie er, daß die Äußerung des Herzogs in freundlichster Form eine Versagung seiner Wünsche war, deren Erfüllung er für gewiß gehalten hatte. Und dabei traf ihn ein so spöttischer Blick seiner Beschützerin, sie lächelte so ironisch und befriedigt zugleich, daß er in dieser Minute beinahe Haß gegen sie empfand und sich mit einer gewaltsamen Anstrengung sammeln mußte, um ehrerbietig zu lauschen und zu antworten. Herzog Bernhard fuhr ruhig fort:

„Ich bin Ignorant in der Musik — unsre Lieblingsgötter während meines frühern Aufenthaltes in Italien waren Bellini und Donizetti — auch Verdi, der eben aufkam. Den neuern Bestrebungen stehe ich ganz fern, von Ihren russischen Komponisten führt mir mein Hofkapellmeister nichts vor. Man sagt mir aber doch, daß Sie bedeutende Talente haben, und daß Sie selbst den Versuch machen, in die charakteristische Musik etwas von der Süßigkeit und dem sinnlichen Zauber italienischer Musik einzuführen. Sehr verdienstlich, wenn Ihnen die Mischung gelingt."

„Ew. Hoheit gestatten mir die Bemerkung, daß ich vielleicht einige Aussicht auf Erfolg habe. Ich bin der Sohn einer Italienerin — machte auch den größern Teil meiner musikalischen Studien in diesem Lande.

„In der Tat!" warf der Herzog gleichmütig hin. „Vielleicht findet sich eine freie Viertelstunde für mich, etwas von Ihren Kompositionen zu hören! Erinnern Sie sich, Treuegg, wie wir seinerzeit für die Salessi als

Norma und Nachtwandlerin geschwärmt haben! Sie schwammen gleichsam auf ihren Tönen, und wären am liebsten darin ertrunken."

„Ganz gewiß, Hoheit!" entgegnete der ehemalige österreichische Major. „So wenig beliebt wir im Lande waren, das Land und vor allem seine Musik hatten es uns so angetan, daß ich und mein Bruder hier zurückgeblieben sind, als das Heer, in dem wir gedient, über die Alpen zurück mußte!"

Den Herzog schien die bloße Erwähnung einer unliebsamen politischen Tatsache peinlich zu berühren. Er wandte sich von Herrn von Treuegg hinweg und noch einmal zu Camillo Arsakoff zurück:

„Wird Ihnen nicht auf Ihrem eigensten Felde das Getümmel manchmal zu groß? Wenn ich denke, wie dünn die virtuosen Talente in meiner Jugend noch gesät waren, wie verhältnismäßig leicht die größten Erfolge errungen wurden — und jetzt sehe, wie ein Name, eine Leistung die andre drängt —!"

„Ew. Hoheit haben recht," entgegnete der Musiker und der stolze, selbstbewußte Ausdruck seines schönen Gesichts kehrte wieder. „Niemals vielleicht hat es stärkerer Anspannung und rückhaltloseren Einsetzens des Lebens bedurft, um eine Kraft zu erweisen, die man in sich fühlt. Aber es liegt Sporn darin und ein wunderbar erhebendes Gefühl. Alte Soldaten erzählen, daß in einer großen mörderischen Aktion, wo kaum der dritte Mann am Leben bleibt, die Aufrechtstehenden doppelte Kraft fühlen und immer stärkeres Feuer durch ihre Adern fließt. So ist's im Kunsttreiben der Gegenwart — oder doch beinahe so! Wer nur aufrecht bleiben kann, hat ein Gefühl, auch mehr zu vermögen!"

Der Herzog sah den kecken Sprecher nicht ohne Teilnahme, aber doch ein wenig spöttisch an — Gräfin Platoff bemerkte sarkastisch: „Ihre Gewährsmänner, Camillo, sind vielleicht solche Helden gewesen, die sich in einer Schlacht an den Boden werfen und so die gefährlichste Stunde lebendig, also siegreich überstehen. Das Beste ist immer, sich in einer Position zu befinden, in der man von vornherein der Gefahr zu fallen überhoben ist, und danach trachten, so viel ich weiß, auch sehr vortreffliche Künstler!"

In Camillo Arsakoff wallte bei diesen Worten der Gräfin das italienische Blut seiner Mutter höher, als das russische, das er vom Vater ererbt hatte. Sein Auge funkelte, wie es an fürstlicher Tafel völlig unerlaubt war, und in der wohlklingenden Stimme war ein zugleich gepreßter und zitternder Laut, der mühsam verhaltenem Zorn entstammte. Er warf rasch hin:

„Die Gesellschaft hält manche Position für vortrefflich, die dem, der sie inne hat, minder gut erscheint. Es behagt dem Uhu mit der Kappe auf eine Stange gesetzt zu werden — der Falke will ein wenig höher, um freier um sich blicken zu können. Und dann, wie vieles gilt in dieser Welt für gegeben, das, ach wie mühsam, erst errungen werden mußte!"

„Bravo, Camillo!" rief die Platoff lachend. „Verwenden Sie das Motiv zu ihrem nächsten Capriccio oder gar zu einer Ihrer großen Phantasien und Sie sind Ihres Erfolges gewiß!"

Die halbgeflüsterten Gespräche rings um die Tafel hatten aufgehört, sobald der Musiker vorhin die Stimme höher erhoben. Die allgemeine Aufmerksamkeit war jetzt ihm und der Gräfin zugewandt und jeder erriet, daß

die allgemeinen Erörterungen einen persönlichen Stachel bargen. Die Prinzessin blickte mit einem Ausdruck schüchterner Bewunderung nach Signor Camillo hinüber und überhörte die leise dem Musiker keineswegs günstige Bemerkung, die Herr von Herther an sie richtete. Der Herzog aber schnitt jede Fortsetzung der Unterhaltung zwischen der Gräfin und ihrem rebellischen Schützling ab, indem er sich zur erstern wandte:

„Wir haben also auch in den nächsten Jahren keine Aussicht, Sie bei uns zu sehen, liebe Gräfin? Daß Sie Forstenburg nicht anzieht, finde ich nur zu begreiflich, allein in Berlin und München und anderwärts würden Sie vieles verändert, größer und glänzender finden, selbst wenn Sie den Petersburger Maßstab mitbrächten.“

„Mit aller schuldigen Ehrfurcht gegen Ew. Hoheit und die erlauchten Häuser in Deutschland, und gegen viele liebe Freunde, die ich in diesem Lande habe, muß es gesagt sein, daß mich Deutschland, je länger, je weniger anzieht,“ entgegnete die Gräfin. „Man wird älter, Hoheit, und hoffentlich reifer. Ich habe in meinen jungen Jahren, wie so viele, das Wort des ersten Napoleon von der deutschen Ideologie für eine sinnlose Phrase gehalten, unter welcher der Korse alles begriff, was ihm unbequem war. Ich bin dahinter gekommen, daß ich Unrecht hatte — diese Ideologie ist wirklich vorhanden, sie ist das stärkste Hindernis eines vernünftigen Weltzustandes, und man könnte einen napoleonischen Haß gegen das Ganze empfinden, wenn nicht das einzelne dabei so unendlich komisch wäre.“

„Ideologie, Gräfin?“ rief Herzog Bernhard mit ungeheuchelter Verwunderung. „Nun, wahrhaftig, man merkt,

daß Sie über ein Jahrzehnt nicht nach Deutschland gekommen sind! Alles in der Welt sind wir eher als idealistisch! Was uns je heilig und ehrwürdig, oder auch nur lieb gewesen ist, haben wir hinter uns geworfen, wie zerrissene Schuhe — wir marschieren an der Spitze der natürlichen Betrachtung aller Dinge, und unsern paar letzten kümmerlichen Idealisten wird täglich unheimlicher zumute."

„Lassen sich Ew. Hoheit von der Oberfläche der Dinge nicht täuschen!" sagte rasch die Gräfin, die die ganze Unterhaltung mit unverkennbarer Absichtlichkeit deutsch führte. „Haben Sie in Ihren Forsten je eine Überschwemmung gehabt? Wenn man deren Verwüstungen zuerst sieht, scheint es aus mit dem Wald. Die stärksten Stämme sind wie Schilfhalme geknickt, Moos und Rasen mit einer Schlammdecke überzogen — die Quellen sind verschüttet und bilden kleine Sümpfe um sich, es sieht aus, als ob nur noch Schwämme gedeihen könnten. Und doch ist dies alles Täuschung, der unverwüstliche Boden schon wieder bei der Arbeit, die Quellen sickern und rauschen unter der Schlammdecke und werden bald die Rinde abgespült haben, es wächst und schießt schon wieder von allen Seiten empor, und die ganze Zerstörung war verlorne Arbeit! — So ist's mit der deutschen Ideologie, Hoheit, — sie wird lustig und üppig, und zum Schaden der Welt aus der momentanen Bedeckung aufschießen!"

„Uns wird es nicht zugute kommen!" murmelte Herzog Bernhard, welcher der Gräfin mit Spannung gelauscht hatte, kopfschüttelnd.

„Erlauben Ew. Hoheit mir ein Wort!" sagte Herr von Herther von seinem Platze aus. Ihm war, während die Platoff sprach, mit jedem Augenblick schwüler zumut

geworden, und er vermochte jetzt nicht länger zu schweigen. „Die Frau Gräfin hat ein Bild gebraucht, das ich leider für tröstlicher als treffend halten muß. Ich teile den Glauben nicht, daß sich alle guten Geister unsres Volkes wieder erheben werden — aber wenn es so wäre, worüber dürfte man sich mehr freuen, als daß die Arbeit der Zerstörung umsonst gewesen sei, und frische Quellen den Schlamm hinwegspülen?"

„Wer erzählt Ihnen denn, daß es gute Geister sind, von denen ich spreche?" antwortete die Gräfin Platoff und ein zorniger Blick traf den Präsidenten. „Ich habe ein falsches Bild gebraucht, ich hätte viel lieber sagen sollen, dieser deutsche Idealismus sei wie ein Sumpf, der unter scheinbar festem Boden immer wieder hervorquillt. Ich wollte nur ausdrücken, daß ich die Unausrottbarkeit dessen, was Napoleon die deutsche Ideologie nannte, recht lebhaft empfinde."

„Sie müßten sich doch näher erklären, meine Gnädige, was Sie unter der deutschen Ideologie verstehen," versetzte der Präsident, jetzt durch einen besondern Wink des Herzogs ermutigt das Gespräch fortzusetzen.

„Sie verlassen sich darauf, daß das, was ich meine, schwer auszudrücken ist," entgegnete die Gräfin, und ihre Stimme wurde schärfer, während die kleinen Augen erst den Gegner, und dann die gesamte Tafelrunde anblitzten. „Deutsche Ideologie ist der furchtbare Instinkt in Ihrem Volke, der nicht Masse, nicht Herde sein will, der die Welt und das Leben jederzeit von neuem beginnt, und die heiligsten Institutionen erst in der eignen Seele nachschaffen, ein persönliches Verhältnis zu ihnen gewinnen muß, ehe er sie für sich als bindend anerkennt. Deutsche Ideologie ist der Trotz, der an den freien

Willen und die sittliche Persönlichkeit glaubt, nachdem die Kirche und die moderne Wissenschaft gleichmäßig lehren, daß es nichts dergleichen gibt — der Trotz, der sich immer seinen eignen Weg sucht, und die ganze übrige Welt in Verwirrung setzt, weil einfache Berechnungen unmöglich sind!"

Herzog Bernhard lachte über den Eifer der Gräfin, ihm erschien die ganze Unterredung nur unterhaltend. Der Präsident aber fühlte sich in peinlicher Weise berührt, und beinahe verwirrt, ein Teil seiner eignen Anschauungen trat ihm so wunderlich, so häßlich verzerrt, aus den Worten der Gräfin gegenüber, daß er Mühe hatte, den leichtern Ton anzuschlagen, der jetzt und hier durchaus geboten war. Er versuchte zu lächeln und sagte dann:

„Wir würden uns über einen und den andern Punkt, den die Frau Gräfin scharf hervorgehoben hat, vielleicht einigen können. Ich gebe Ihnen vollkommen recht darin, daß die Deutschen das Gefühl ihrer innern Unabhängigkeit in tausend Fällen zu weit treiben, aber es ist mir neu, gnädige Gräfin, die Frage so gestellt zu sehen, wie es Ihnen gefällt, sie zu stellen. Ich möchte doch fragen, worin der Vorzug andrer Völker vor unsrer angeblichen Ideologie bestehen soll, und wie in einem bestimmten Falle der deutsche Instinkt die Welt in Verwirrung setzen könnte?"

„Wir brauchen gar nicht weit zu suchen, die alltäglichsten und einfachsten Fälle genügen," erwiderte Gräfin Platoff und sah den Präsidenten mit einer Miene an, die am ganzen Tische nur Camillo Arsakoff verstand. „Nehmen Sie an, zwei gute Familien, eine deutsche und eine französische oder russische — gleichviel! — reisen zu

ihrem Vergnügen und haben die erwachsene Tochter vom Hause bei sich. Es sei ein Schwarm von jungen Laffen um beide, Abenteurer, Streber, jugendliche Narren, die es für eine Kleinigkeit ansehen, auf eine oder die andre Weise in eine gute Familie hineinzukommen. Die jungen Damen folgen beide dem Zuge ihres Alters und begehen die Torheit, eine Neigung für je einen ihrer angeblichen Anbeter zu fassen. Wohlgemerkt, Herr Präsident, die Herren passen in keiner Weise zu den Wünschen und Absichten der Familie, verdienen in keiner Weise ein besondres Glück! — Was wird nun geschehen? Die junge Französin wird einfach erinnert werden, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um ihrer Familie, um des ganzen sozialen Zusammenhangs willen auf der Welt ist, man wird ihr sagen, daß sie zu tun hat, was ihre Mutter und Großmutter und Urahne getan haben, und es wird nicht einmal schwer sein, sie zu überzeugen. Denn der französische Abenteurer ist immer noch ehrlich genug, sich für das zu geben, was er ist, und lachend abzuziehen, wenn ihm sein flüchtiger Plan mißglückt. Die kleine Deutsche aber? Sie nimmt sich das Recht, was in ihrem Volke althergebracht ist, sie fragt nichts nach ihrer Familie, sie folgt dem Instinkt, der mit jedem Einzelleben die Welt von neuem beginnt, sie erklärt die flüchtige Wallung ihres Blutes für den Zug ihrer Seele. Und der deutsche Abenteurer, der nichts hat, nichts ist, nichts gilt, fühlt sich als berechtigtes Ich, versetzt sich in gewaltiges Pathos und spricht von seiner unerschütterlichen Empfindung. Ist's nicht so, mein Herr? Und kraft der deutschen Ideologie werden die beiden jungen Toren und nicht die Welt, nicht die Familie mit ihren klarsten Ansprüchen, recht behalten, und wie im Kleinen, so ist's im Großen."

„Alle Wetter, Gräfin, Sie gehen aber erbarmungslos mit uns ins Gericht!“ fiel der Herzog ein, ehe Herr von Herther eine Antwort zu geben vermochte. Seinem Takt war nicht entgangen, daß die scharfe leidenschaftliche Aussprache der Russin abermals einen persönlichen Stachel barg. Der Zusammenhang war ihm unklar, — doch der Präsident erbat mit raschem Blick die Erlaubnis, noch etwas erwidern zu dürfen, und sagte mit einer Ruhe, die er während der ganzen Unterredung nicht gezeigt:

„Ihre Hoheiten und die Herrschaften sämtlich werden mich entschuldigen, daß ich mich nicht überwunden bekenne. Ich nehme Ihren hypothetischen Fall auf, Frau Gräfin, und erlaube mir Ihnen zu sagen, Sie unterschätzen wenigstens in einzelnen Fällen das Wesen der deutschen Ideologie. Die junge Deutsche, von der Sie sprechen, wird allerdings nicht um der sozialen Institutionen willen, aber aus eigner sittlicher Kraft eine törichte und zukunftslose Neigung überwinden. Sie wird mit freiem Willen ein höheres Opfer als die Französin bringen, sobald ihr klar gemacht wird, daß ihr Gefühl ein Irrtum ist oder das Herz andrer, die sie länger und ernster liebt, im tiefsten verwundet!“

Gräfin Platoff machte eine Bewegung, welche andeuten sollte, daß sich solchem Glauben nicht widersprechen lasse. Auch im übrigen ward es so still in dem großen glänzend hellen Raume, als ob sich eine Gesellschaft von Stummen um die fürstliche Tafel reihe. Es war in diesem Augenblick von Wert, daß die herzoglichen Lakaien und die Hoteldiener etwas geräuschvoller als zuvor servierten, und Herr Mühlmann, der Kammerdiener des Herzogs mit der silbernen Platte klirrte, auf der er

Lacrimae Christi herumbot. Er mochte vor dem bleichen Gesicht erschrocken sein, das ihm Fräulein von Herther, als sie den Wein zurückwies, zugewandt hatte. Gleich darauf blickte Felicitas ruhig wieder ihren Nachbar an und warf leicht hin, daß es in dem Zimmer drückend heiß geworden sei. Sie konnte damit nicht hindern, das sich, dem Auge des Musikers folgend, die Blicke beinahe der ganzen Gesellschaft heimlich forschend nach ihr und dann nach Arsakoffs jungem Tischnachbar hinrichteten. Nur der Präsident vermied es, seine Tochter anzusehen, er nahm alsbald und ehe noch irgendwer sprach, eine vorhin abgebrochene Unterhaltung mit seiner Tischnachbarin, der Frau von Otrepiew, auf, die von dem ganzen Vorgange nichts begriffen hatte und ihm zuflüsterte: „Eine höchst geistreiche Frau, die Platoff — aber finden Sie nicht, daß Sie in all ihren Ansichten ein wenig schroff, beinahe extrem ist?“

Herrn von Herthers Antwort verklang in dem Geräusch allgemeiner Gespräche, zu denen der Herzog durch rasch umhergestreute Scherzworte und eine laute Unterredung mit seinen alten Regimentskameraden ermutigte. Auf einen Wink des Fürsten an seinen Kammerdiener folgten sich die Gerichte und Weine rascher und erhöhten wenigstens bei einigen der anwesenden Herren die Stimmung. Nur die vier jüngsten Mitglieder der Gesellschaft sprachen jetzt fast nichts. Prinzessin Stephanie, deren Blick vorhin teilnehmend auf Felicitas geruht hatte und dann fast unmerklich zu Erich Franken hinübergeglitten war, hatte sich von der resignierten Miene Arsakoffs und seinem schwermütigen Augenaufschlag neu fesseln lassen, und übersah selbst die stumme Erinnerung, die ihr von Miß Ediths Gesicht zuteil ward. Felicitas von

Herther hatte ihre Ruhe wiedergewonnen, aber kein Hauch von Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück. Sie sah an dem verdüsterten Ausdruck von Erichs offenem Gesicht, daß auch er vollkommen die gehässige Anklage der Gräfin, wie den herben Ausspruch ihres Vaters verstanden hatte. Sie fühlte mitten in dem tiefen Leid, das sie erfüllte, freudigen Stolz über Erichs Haltung. In dem fremden glänzenden Kreise, in dem ihm soeben eine kaum halb entkeimte Hoffnung zertreten ward, behauptete er ernste Fassung und entlockte selbst, ohne es zu wissen, dem Herzog eine beifällige Äußerung. Herzog Bernhard sprach jetzt zur Gräfin Platoff allein und hatte in bezug auf das Vorangegangene nur die Frage an sie gerichtet: „Was haben Sie wider die Herthers, liebe Gräfin? Sind Sie von ihnen beleidigt?"

„Das wäre unmöglich, Hoheit," versetzte die Gräfin, den Kopf zurückwerfend. „Sie langweilen mich — das ist alles! Und dann im Ernst: ich billige Mißheiraten nach oben und unten nicht!"

Das Auge des Herzogs funkelte zornig — er erriet, daß die Gräfin damit auf die gescheiterten Verhandlungen wegen der Heirat der Prinzessin Stephanie anspiele. Aber er beherrschte sich ehern und begnügte sich, das Thema der Unterhaltung rasch zu wechseln:

„Der junge Künstler, den Sie protegieren, und für den ich leider nicht tun kann, was er zu wünschen scheint, ist aus guter Familie?"

„Das läßt sich nicht sagen, Hoheit! Bei einem Künstler fragt niemand danach," entgegnete die Platoff. „Sein Vater war ein reicher erblicher Ehrenbürger von Twer, der in Petersburg sein Vermögen verschwendete und eine Tänzerin der italienischen Oper — eine

Peretti — heiratete, die ihm den Rest vollends aufräumen half."

„Peretti — Nina Peretti?" fragte der Herzog so laut, daß der Name bis zu dem Musiker hinüberklang. Trotz aller Herrschaft, die der Fürst über sich selbst übte, entging dem scharfen Auge der Gräfin sein Auffahren und der veränderte Ausdruck seines Gesichts nicht, um so gleichmütiger sprach sie fort:

„Nina Peretti! ganz recht — sie hatte noch eine Schwester im Haus, die gleichfalls einige junge Männer ruiniert hat. Kannten Ew. Hoheit die Dame?"

„Ich sollte es glauben," antwortete der Herzog jetzt wieder mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Wir hatten 1850 in Mailand eine reizende Tänzerin dieses Namens — ich erinnere mich ihrer gut genug! — die schöne Peretti also war die Mutter Ihres Virtuosen?"

Er brach ab, ohne die Antwort abzuwarten — er wußte, daß ihn die Gräfin unausgesetzt beobachtete, aber er versagte sich nicht, den jungen Mann sich gegenüber einmal und noch einmal scharf prüfend anzusehen. Allmählich war es ihm, als schauten ihm aus den Zügen des Musikers einst vertraute Züge entgegen, und er überließ sich in einer ihm selbst unerklärlichen Bewegung diesem Eindruck. Fast gleichzeitig mit der Gräfin hatte auch Camillo Arsakoff voll Spannung wahrgenommen, daß der Blick des Herzogs wiederholt auf ihm ruhe. Niemand sonst an der Tafel achtete darauf — alle waren von andern Gedanken erfüllt. Man erhob sich endlich und ging durch das Vorzimmer und über den Vorflur nach dem großen Eckfalon, in dem der Herzog vor dem Diner den Präsidenten von Herther und Erich Franken empfangen hatte. Hier sollte der Kaffee genommen

werden — die Türen zum Balkon und die Fenster nach dem Lago Maggiore hinaus waren geöffnet — von jedem Platz des großen Raumes aus ließ sich über Terrassen und Gärten der Flutspiegel im ersten schwachen Mondlicht schauen. Die Schönheit des Anblicks ergriff die Eintretenden so, daß sie unwillkürlich zu den Fenstern eilten. In vollen Zügen sogen alle die frischere und doch so düftereiche Abendluft ein, die vom Wasser und den Gärten emporstieg. Indem der Herzog auf den Balkon hinaustrat, winkte er seinen Kabinettsrat Lorberg zu sich heran und sagte nachdrücklich und in jenem Tone, gegen den der Alte nie einen Widerspruch gewagt hatte:

„Ich habe mir die Sache mit Herrn Arsakoff noch einmal überlegt, Lorberg! Ich will meiner Tochter die Freude machen, den berühmten Musiker für Forstenburg zu gewinnen. Schließen Sie auf seine Bedingungen mit ihm ab — noch heute, wenn Sie wollen, jedenfalls morgen! Kommen Sie hierher, Frau Gräfin — hierher Herther — hier ist der Blick auf die Lichter der Fischerinsel am schönsten!“ fügte er lauter hinzu, ohne den bestürzten Kabinettsrat weiter zu beachten.

Erich Franken hatte einen einsamen Platz am äußersten linken Fenster des Salons gefunden. Seine Träume hier waren minder licht als die des Morgens und Nachmittags. Plötzlich aber trat Felicitas von Herther zu ihm heran und sagte leise, doch mit vollkommen fester Stimme zu ihm: „Mein Vater hat vorhin mit Recht gesagt, daß die Deutsche jedes Opfer bringen wird, wenn ihr klar wird, daß ihr Gefühl ein Irrtum war! Sie hat keine Ursache, an einen Irrtum zu glauben und glaubt an keinen!“

Ehe Erich ein Wort zu erwidern vermochte, war Felicitas davongeglitten und stand zwischen der Prinzessin und ihrem Vater auf dem Balkon. Zu diesem aber brausten jetzt die Klänge der Garibaldihymne empor, mit der die italienische Regimentskapelle, die am Nachmittag von Mailand gekommen war, den ehemaligen Soldaten von Novara begrüßte.



Zweites Buch



Neuntes Kapitel.

Eine Februarnacht im kältesten Nachwinter, der seit einem Menschenalter geherrscht hatte, lag über der Residenz Forstenburg. Die mäßig große Stadt, in ihren neueren Teilen weitläufig gebaut, war ohnehin an Winterabenden nicht sehr belebt, und heute hatte die strenge Kälte alles, bis auf ein paar vereinzelte Gestalten und bis auf die frierenden Schildwachen vor den herzoglichen Gebäuden, in die Häuser gescheucht. Die beiden wohleingehüllten Männer, die aus der altberufenen Weinstube des Hofküpers Lotichius in der Nähe des neuen Residenzschlosses traten, hätten Ursache gehabt, die winterliche Schönheit der nächsten Umgebung zu bewundern. Fester Schnee am Boden, der unter jedem Schritt knirschte, weißglitzernde Wolken um die prächtigen alten Bäume der Alleen, zwischen denen halbbeeiste Laternen phantastisch brannten, empfingen die beiden. Sie waren inzwischen so in ihr Gespräch vertieft, daß sie nicht einmal auf den seltsam rötlichen Schein achteten, der im West und unmittelbar hinter der alten Stadt den kaltklaren Winterhimmel langsam wachsend überhauchte. Der eine von beiden sagte lachend:

„Ich hätte es denken können, daß dir unser heimgekehrter Doktor minder behagen würde als sein goldmähniger Bruder, der Professor draußen. Der Doktor war schon als Student schneidig und spitzig wie eine

Lanzette, und die Polarfahrt hat ihn doppelt geschliffen; aber es ist Rasse in dem Burschen, und ich mag es leiden, Erich, wenn sich die Natur so unverhohlen kundgibt."

„Daran kann ich wenig Freude finden," erwiderte der Erich Angeredete, der mit festern, ruhigern Schritten neben dem trippelnden und gelegentlich aufstampfenden Genossen herging. „Wer sich von dieser kalten Sicherheit, die im Grunde nur Brutalität ist, imponieren läßt, tut es auf seine Gefahr. Mit Max Lohmer hat dieser Bruder nichts, auch gar nichts gemein, als den Namen des Vaters und — vielleicht! — die naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Ich verspreche unsrem kleinen Kreise, den wir hier doppelt hüten sollten, wenig Gutes von seiner Gegenwart."

„Du hast dich über ihn geärgert!" rief der andre: „Seine Bemerkung, daß er seinerseits lieber als der letzte Troßknecht mit der siegenden, denn als General mit der geschlagenen Armee marschieren wolle, traf dich, ohne daß es Doktor Paul wußte, persönlich."

„Wenigstens war sie für ihn höchst charakteristisch!" versetzte Erich. „Ich glaube übrigens, daß sie ganz persönlich sein sollte, denn Doktor Paul Lohmer ist durchaus der Mann, der sich unmittelbar nach seiner Rückkehr über die Verhältnisse unser aller orientiert hat, und so galt seine Bemerkung ohne Frage meinem in seinen Augen unverantwortlichen Standeswechsel."

„Du tust ihm vielleicht unrecht — aber was ist das dort drüben?" unterbrach sich der Sprecher. „Dort rechts hinter dem alten Schlosse! Ein Feuerschein nach der Gegend von Altheimersleben — es muß dort ein großer Brand sein."

„In Altheimersleben? Dort?" fragte Erich Franken, der neben dem Genossen mitten in der Allee stehengeblieben

war und mit kundigem Blick den geröteten Himmel und die Rauchwolke, die am Horizont hinzog, übersah. „Das ist viel näher — beim alten Schloß selbst — oder im alten Schlosse!"

„In der Forstakademie?" versetzte in ungläubigem Tone sein Genosse und riß jetzt den jungen Baumeister zu rascherem Ausschreiten mit sich fort, so daß beider Tritte die menschenleere Straße hinabhallten. „Eine schöne Fastnachtsbescherung bei solcher Kälte und zehn Minuten vor Mitternacht. Aber du hast recht, dort steigt eine Feuersäule über den Dächern der Altstadt empor — es muß bei dem alten Schlosse sein."

„Es ist das alte Schloß!" rief Erich Franken, immer wieder stehenbleibend, um sich zu orientieren. „Nur dies hat eine so hohe Lage, daß wir von hier aus die Flammen sehen können! Vorwärts, Konrad, — wir müssen sogleich hin, an der Hauptwache vorüber!"

„Abgeschaffter Feuerlärm ist eine weise Einrichtung," brummte der andre, jetzt neben Erich herstürmend. „Die Forstenburger werden auch ohne den Lärm heute um ihren Schlaf kommen. Hörst du — da rappelt sich's.

In der Tat wurden in der breiten Straße Fenster aufgerissen, mehr als ein Aufschrei und bestürzter Anruf drang zu den Eilenden herab — da und dort öffnete sich eine Haustür und einzelne Männergestalten eilten gleich Erich und seinem Begleiter dem Feuerscheine nach, der immer glühender und größer ward. Auf dem freien Platz bei der Hauptwache, wo schon lautes Getümmel herrschte, wo eben ein Zug der Wachmannschaft abmarschierte und sich die behelmten Wehrleute der städtischen Feuerwehr in fliegender Hast um ihre Spritzen und Wagen sammelten, war kein Zweifel über den Herd des großen Brandes

mehr möglich. Die große Fürstenstraße hinab erkannte man deutlich jenseits des Orlachflusses die riesigen Mauern des alten Schlosses, über dessen Giebeldächern die Feuersäulen hervorbrachen und auf Augenblicke aus den schwarzgrauen, rotdurchhauchten Dampfwolken prächtig aufglühten. Mit jedem Schritt weiter die Straße hinunter bot die winterstille Residenz einen durchaus veränderten Anblick. Wie immer der Ruf, daß das alte Schloß, der Sitz der berühmten Forstakademie, in Flammen stehe, zu den Schläfern gedrungen sein mochte — ganz Forstenburg schien erwacht. Gegen das Fürstentor und die Orlachbrücke zu mußten sich die beiden jungen Männer schon durch ein dichtes Gedränge winden, in dem nur einzelne, den Baumeister Franken und seinen Freund, den Ingenieur Konrad Hiller, erkennend, willig Platz machten. Hier klangen bedauernde, klagende, entrüstet polternde Stimmen, dazwischen Befehlsrufe und hastige Meldungen zu einem unbeschreiblichen Stimmengewirr zusammen. Die Tritte der Hunderte auf dem hartgefrornen Boden, der Hufschlag der Pferde, das Rädergerassel der herzustürmenden Spritzen vermehrten den Lärm. Vor aller Augen stand hier das Unheil, das Konrad Hiller in die Worte zusammenfaßte: „Das Schloß ist verloren. Die Flamme steigt von unten nach oben — die Bibliotheksäle brennen!“

Erich vermochte nur stumm bekümmert zu nicken. In seiner nächsten Nähe hatte sich ein Trupp Studenten der Forstakademie zusammengefunden, die abwechselnd über die mangelhafte Leitung der Löschanstalten und das späte Herankommen der Hilfe schalten. Erich trat rasch zu ihnen, sprach sie, da er einige von ihnen kannte, ohne weiteres an und unterbrach ihre leidenschaftlichen Erörterungen:

„Meine Herren — alles Schelten ist jetzt völlig nutzlos, und wer Schuld trägt, werden wir auf diesem Platze schwerlich aufklären. Aber vielleicht können wir etwas zur Rettung beitragen — dort der rechte Flügel des alten Schlosses ist vom Feuer nur am Dachgiebel beleckt!“

„Sie haben recht, Herr Franken!“ versetzte einer der Studierenden. „Niemand scheint an die wissenschaftlichen Sammlungen zu denken.“

„Nun, das ist auch eher unsre als Sache der Feuerwehr,“ rief Erich aus. „Also kräftig durchgedrückt, meine Herren, daß wir dort hinüberkommen. Wir brauchen die Brücke nicht, die ganze Orlach ist glatt und fest wie ein Brett.“

„Ja doch! Die Feuerwehr merkt's auch, daß es hier nur Eis und kein Wasser gibt, scheint aber wenig erbaut davon,“ brummte Hiller, indem er sich dem kleinen Trupp anschloß, der sich eilig in Bewegung setzte. Der Raum zwischen dem Tor und der kleinen Anhöhe, auf der sich das alte Schloß erhob, war mehr als taghell, die Flammen leckten und leuchteten zu allen Fenstern des großen Mittelbaues heraus — und färbten den Schnee mit einem zauberhaften rosigen Schein. Erich, Konrad Hiller und die Studenten wollten eben ein paar Stufen, die rechts von der Brücke zum Flusse hinabführten, niedersteigen, als sie sich unerwartet aufgehalten sahen. Aus dem Getümmel heraus ragte die Gestalt eines Reiters auf starkem schwarzen Rosse. Es war der Herzog, der vor wenigen Minuten von der Klosterstraße und dem neuen Residenzschlosse her auf dem Schauplatz des Unheils erschienen war und soeben einige rasche Befehle erteilt hatte. Er lenkte sein Pferd gegen die Stufen und die Schaar junger Männer heran, die über den Fluß wollten.

„Wohin?“ fragte er, Erich erkennend, kurz.

„Nach dem rechten Flügel, Hoheit!“ erwiderte der Architekt, in der Richtung deutend, in welcher er die Studenten zu führen gedachte.

„Wohl, Herr Baumeister!“ versetzte der Herzog, sein Auge bereits wieder der Orlachbrücke und der jenseits aufgefahrenen Spritzenreihe zuwendend. „In der kleinen Sammlung von Hirschgeweihen hängt ein altes Bild Herzog Eberhards — wenn Sie das mit in Sicherheit bringen könnten, wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet.“

„Zu Befehl, Hoheit!“ rief Erich schon von der Eisdecke des Flusses aus, die er mit seinen Genossen so rasch überschritt, daß er die Worte nicht vernehmen konnte, die der Herzog zu seinem Adjutanten äußerte:

„Haben Sie gehört, Stecknitz? Die Sammlungen werden sie mit allem wissenschaftlichen Geröll retten — unser Ahnenschloß mag in Gottes Namen abbrennen. Warum waren wir die Toren, es zur Forstakademie herzugeben! Sind die Burschen noch nicht mit den Wasserlöchern zustande?“

Unbekümmert um die Warnung seines Adjutanten sprengte er links von der Brücke zum Bett der Orlach hinab, wo eine Anzahl von Männern mit dem Aushauen großer Wasserlöcher beschäftigt war. Das Eis krachte hier unter den Schlägen der Hauen und dem Tritt der Pferde — der Herzog achtete gar nicht darauf. Wie er straff im Sattel saß, den grauen Reitermantel, unter dem die Uniform seines Dragonerregiments sichtar ward, lässig umgehängt, die Feldmütze in die Stirn gedrückt, mit bereiftem Barthaar, bot er ein Bild bewußter Kraft, und sein Anblick flößte den Arbeitenden Furcht und größere Energie zugleich ein. Er ritt ans Ufer zurück über die

Brücke und erteilte überall kurze Weisungen. Der Kastellan der Forstakademie, dessen Wohnung am Haupteingang des alten Schlosses soeben unter den Trümmern des einstürzenden Torbogens begraben ward, sah sich vor den Fürsten gerufen, der vom Pferd herab den zitternden und völlig fassungslosen Mann mit Fragen bedrängte:

„Wann kam das Feuer aus? Was wissen Sie über die Ursache? Wer brachte die erste Hilfe zur Stelle?"

„Hoheit — ich und meine Frau schliefen! Das Schloß brannte bereits bis zum Giebel hinauf, als wir von dem Geprassel und dem Brandgeruch erwachten. Das Feuer muß in der Bibliothek ausgekommen sein!"

„Also Resultat wissenschaftlichen Fleißes!" sagte der Herzog. „Wer studiert noch zu so später nächtlicher Stunde in der Bibliothek?"

„Hoheit, es ist verboten, die Bibliothek am Abend mit Licht zu betreten."

„Ich frage, was geschehen, nicht was verboten ist!" rief der Herzog rauhen Tones. „Was wissen Sie sonst — oder wissen Sie von nichts, als daß der Brand Sie aus dem Bette gejagt hat?"

„Ich weiß von nichts," stotterte der Kastellan, dem gefürchteten Auge Herzog Bernhards ausweichend. „Ich habe gegen neun Uhr die befohlene Runde in der ganzen Akademie gemacht — alles war in Ordnung."

„Natürlich war alles in Ordnung und ist's auch jetzt!" wendete sich der Herzog, dem händeringenden Kastellan den Rücken kehrend, zu Herrn von Stecknitz, der hinter ihm hielt. „Die Sache ist nichts, wenn nur die Verantwortung abgewälzt werden kann. Halten Sie für möglich, daß der Brand in der Bibliothek ausgekommen ist, ohne daß irgend ein Bücherwurm mit Licht in den Zimmern umherirrte?"

„Doch, Hoheit!“ versetzte der Adjutant, bemüht, den Zorn des Herzogs zu beschwichtigen. „Wenn irgend jemand in den Vorzimmern der Bibliothek, wo es von Journalen und Papieren wimmelt, eine brennende Zigarre liegen ließ —“

„Ist es verboten, die Akademie mit brennender Zigarre zu betreten?“ unterbrach ihn der Herzog.

„Natürlich!“ entgegnete Herr von Stecknitz und riß sein Pferd, das sich zu nahe an das des Herzogs herandrängen wollte, mit scharfem Zügeldruck zurück.

„Natürlich,“ spottete der Herzog dem jungen Offizier nach. „Natürlich ist alles Erdenkliche verboten und geschieht alles Erdenkliche! Hallo da — ein paar dichtere Strahlen auf den dritten Giebel, oder der rechte Schloßflügel geht den Weg des Ganzen!“

Der letztere Zuruf war an den Hauptmann der städtischen Feuerwehr gerichtet, der hier vier Spritzen zugleich aufgestellt hatte und sich augenblicklich zum Herzog hinwandte:

„Wir zwingen es schwerlich, Hoheit! Das Wasser gefriert uns in den Eislöchern und in den Schläuchen. Ich habe nach den Marienbädern geschickt und dort einheizen lassen, um erwärmtes Wasser zu bekommen. Vielleicht dann! — vorwärts ihr Leute — mit Nummero drei näher an den dritten Giebel heran. Er stürzt euch noch nicht auf die Köpfe!“

Der Herzog nickte und ritt dann zu den paar Kompagnien Soldaten, die inzwischen auf dem Platze angelangt waren und bereits eine Linie zwischen den eigentlichen Löschmannschaften und dem Gewoge der mehr oder minder müßigen Zuschauer bildeten. Das unerfreuliche Ereignis mußte ganz Forstenburg erweckt und hierher gerufen haben;

längs der Orlach standen Tausende von Einwohnern der Residenz und sahen, der Winternacht trotzend, auf das prächtig-düstre Schauspiel. Die kleinern Giebel und phantastischen Erhöhungen des alten Schloßbaues, die Dächer waren längst in den Mittelraum hinabgestürzt, aus den Umfassungsmauern stieg die Flamme stets höher in einer gewaltigen Säule empor und überschüttete den Schnee der umgebenden Anlagen, die Ufer und die Eisdecke des Flusses mit einem Funkenregen. Von Zeit zu Zeit wurden ganze Wirbel brennenden Papiers in die Höhe geschleudert, halbglühende, halbverkohlte Blätter und Bücherdeckel fielen in die Massen der Zuschauer hinein — und mit banger Besorgnis blickte man von allen Seiten nach dem rechten Flügel des Schlosses, der, wie man wußte, die Sammlungen der Forstakademie außer der Bibliothek barg. Noch schien es zweifelhaft, ob dieser Teil des stattlichen Baues selbst gerettet werden könne, und niemand konnte von hier aus erkennen, was man aus ihm zu bergen vermocht hatte.

In der Tat waren Erich Franken und Konrad Hiller mit dem Dutzend Studenten, die ihnen folgten, die ersten gewesen, die das hintere Tor des Flügels und die Seitentreppe, welche hier zu den wissenschaftlichen Sammlungen emporführte, erreicht hatten. Mit rascher Besonnenheit hatte der Ingenieur noch einige von den Feuerwehrleuten zu sich herangerufen, und man war im Begriff, das Tor gewaltsam mit Axtschlägen zu eröffnen, als in atemlosem Lauf einige andre Männer hinzukamen, denen zu Erichs Freude der Professor Max Lohmer voranstürmte, der seine Amtswohnung in diesem Schloßflügel hatte. Zitternd, aber ohne Zögern schloß er das Tor auf und rief den Freunden, die er hier vorgefunden, zu:

„Nur einen Augenblick noch — die Schlüssel zu den Sammlungen sind in meinem Zimmer und in Hellfelders Mikroskopierzimmer! Zuerst die Sammlung der Forstprodukte! dann die zoologische, zuletzt das Herbarium! Gott sei Dank, daß ihr da seid.“

Er eilte auf den breiten Gang, von dem die Treppe emporstieg, die Kerzen, die er in seinen Wohnräumen entzündet, erwiesen sich unnötig, von der roten Helle des Brandes im Mittelbau fiel durch die hohen Fenster des Ganges und der Treppe Licht genug herein. Die Fenster selbst waren von der Glut schon großenteils gesprungen, oder sprangen klirrend, während die jungen Männer nach den Weisungen des Professors und Erichs, der hier vollkommen zu Hause war, zu den Sammlungen eilten und nach einer fliegend hastigen Beratung, die Lohmer, Hiller und Erich hielten, die Räumung begannen. Der Professor bezeichnete den Hof und die Räume des nahegelegenen Gymnasiums als die besten Zufluchtsstätten und sandte den Sammlungsdiener, der sich gleichfalls herzugefunden hatte, vorauf, um die Aufnahme zu erwirken. Mitten in die Geschäftigkeit hinein, die hier herrschte, klang eine klare, aber eigentümliche scharfe Stimme:

„Seid ihr denn toll, daß ihr mit dem Gerümpel hier oben anfangt? Max' Sammlungen, das einzige, was Wert hat, stehen in nächster Gefahr, geröstet zu werden, und ihr schleppt die Holzproben und alten Vogelbälge hinweg!“

Der so sprach, war ein hochgewachsner, sehr schlanker junger Mann mit dunklem Vollbart und Haupthaar. Im unbestimmten Licht der Flamme erschien sein Gesicht rötlich angehaucht, und doch wäre erkennbar geblieben, daß es ein blasses Gesicht mit feinen Zügen, mit dem Aus-

druck höchster nervöser Reizbarkeit war, was sich Erich und Professor Max Lohmer zuwandte, hätte hier nur irgendwer darauf achten wollen. Die hastig und energisch Arbeitenden hatten ihn bereits an der Stimme erkannt, und der Professor entgegnete ruhig:

„Du irrst, Paul! Die Dinge hier sind Staatsgut und ich muß sie nach meiner Instruktion zuerst retten, es wird dann wohl noch Zeit für meine Sammlungen bleiben."

„So gib mir die Schlüssel — ich habe kein Staatsdienergelübde geleistet, was mich zu Don Quixoterien zwänge!" sagte Doktor Paul Lohmer hörbar ungeduldig. „Gib mir drei oder vier von den Leuten."

„Wir haben hier keine Leute — wir sind alle freiwillige Helfer. Nachher — nachher, Paul! — glaubst du wirklich, mir läge nichts daran, die Resultate meiner Arbeiten zu behalten? Aber eins nach dem andern, jedes Durcheinander wäre hier vom Übel."

Diese Unterredung ward geführt, während unter des Professors und Erichs Leitung Schränke, Glaskästen und lange Holzkästen rasch aus den Zimmern, die Treppen hinab und über den Hof des alten Schlosses getragen wurden. Doktor Paul stampfte ärgerlich mit dem Fuße und warf gegen Hiller, der unausgesetzt das herüberdrohende Feuer beobachtete und mit einer Handspritze, die er im Gang vorgefunden, die glühenden Fensterkreuze löschte, die Bemerkung hin, daß er sich erst wieder gewöhnen müsse, unter Narren zu leben. Da ihm der Ingenieur keine Antwort hierauf gab, bequemte er sich, bei der Rettung des zoologischen Kabinetts Hand mit anzulegen, und betätigte dabei von der ersten Minute an große Gewandtheit und Umsicht. Die Arbeit schritt rüstig

vor und fand bald noch mehr freiwillige Helfer. Denn eine gute Anzahl von Forststudenten, die sich unter den Zuschauern befanden, eilten ihren Kommilitonen zu Hilfe, sobald der Herzog den Befehl erteilt hatte, die grünen Pikeschen ungehindert passieren zu lassen. In weniger als einer Stunde waren, unter höchsten Anstrengungen aller einzelnen, zwei Sammlungen in das völlig sichere Gymnasium hinübergerettet — man konnte jetzt auch an die Bergung des großen Herbariums gehen. Im Augenblick, wo die sämtlichen Nummern des Kabinetts mit den mächtigen und besonders merkwürdigen Hirschgeweihen in Körbe verpackt wurden, die zu solchem Zweck bereitstanden und zufällig nicht morsch und vermodert waren, rief Erich noch einmal nach der Leiter, die hierbei gedient hatte und stieg zu einem alten über der Tür hängenden Porträt empor, es abzunehmen.

„Laß doch das alte Bild — es ist kein Kunstwerk,“ rief der Professor, der verwundert dem Beginnen des Freundes zusah.

„Ich versprach dem Herzog, es womöglich zu retten,“ versetzte Erich von der Leiter herab. „Er scheint Wert darauf zu legen, und die Mühe ist nicht zu groß!“

Er ließ das staubbedeckte Bild, das er von seinem Haken gelöst hatte, auf den Boden herabgleiten und sprang ihm nach. Im Geräusch ringsumher überhörte er dabei, daß Doktor Paul mit aller Schärfe sagte: „Der steuert gewaltsam auf den Herrn Hofbaumeister los!“ und der Professor hinwarf: „Pfui, Paul — wie gehässig gegen einen Freund.“ Erich deckte die alte Leinwand, die morsch in dem verbräunten Rahmen saß, über einen der Körbe und bat die jungen Männer, welche die freiwilligen Träger abgaben, ein wenig auf das Bild acht zu haben. In

der nächsten Minute kam Konrad Hiller von seinem Beobachtungsposten herzu und rief:

„Ich glaube, wir könnten den alten Herrn da oben und den Staub auf den Herbariummappen in Ruhe lassen. Wenn nicht etwas ganz Besondres passiert, ist dieser Flügel des Schlosses wohl in Sicherheit — und du brauchst deine Habseligkeiten nicht nackt in die Winternacht zu tragen."

Diese letztern Worte waren an den Professor gerichtet, der ruhig entgegnete: „Laß uns doch die Dinge vollends in Sicherheit bringen. Auch meine Präparate und Sammlungen — es steckt die Arbeit mancher Jahre darinnen, und ich würde sie nur mit Schmerz preisgegeben haben. Hier wird's in der nächsten Zeit sehr geräuschvoll werden — und wer weiß, ob überhaupt etwas hier bleiben darf. Ein härterer Schlag, als dieser Brand, hätte unsre Akademie kaum treffen können."

„Ich wollte, der ganze alte Kasten würde aufgehoben und sie müßten euch alle mit vollem Gehalt pensionieren!" äußerte Doktor Paul. „Wenn ihr übrigens alle eure Fastnachtsabende so begehen wollt, kann die Sache kostspielig werden, ein paar von euch fallen in den nächsten Tagen gewiß in meine Hand."

Wer die erhitzten, rauchgeschwärzten Gesichter, die tiefatmenden Gestalten gesehen hätte, die ihre wärmeren Umhüllungen zum Teil von sich geworfen hatten und immer wieder unabläßig treppauf und treppab, über den Hof und durch die schneidige Winternacht, hinüber nach dem Gymnasium eilten, der hätte wohl die Meinung des Arztes geteilt. Den Wackern hier kam keine solche Besorgnis — rastlos fuhren sie mit der übernommenen Arbeit fort. Sowie das letzte Staatseigentum in Sicherheit gebracht war,

stürmten alle nach der Wohnung des Professors Max Lohmer hinab — am heißen Eifer der jungen Forststudenten war es leicht ersichtlich, ein wie beliebter Lehrer der junge Zoologe sei, jeder wollte der erste sein, der ihm bei Bergung seiner Sammlungen beispränge. Eben kamen die in dieser Nacht schon vielgebrauchten Körbe zurück, und Erich legte Hand an, auch die mäßig große, aber zum Teil kostbare Bibliothek des Freundes zu verpacken. Indem der Professor hierbei selbst Hilfe leistete, wandte er sich zu seinem Bruder, der umherliegende Zeichnungen und Aquarelle noch sorgfältig in eine Mappe barg, und sagte mit einem tiefen Atemzug:

„So wäre auch das gelungen — du siehst, Paul, daß unsre wackre Feuerwehr uns Zeit genug verschafft hat.“

„Es war bedeutend mehr Glück als Verstand dabei!“ antwortete Doktor Paul unerschüttert. „Eure gepriesene Feuerwehr würde auf einem englischen Kriegsschiff die neunschwänzige Katze zu kosten bekommen wegen Saumseligkeit im Dienst.“

„Fertig! bist du drüben fertig, Erich?“ rief der Professor, um seinem Bruder keine Bitterkeit erwidern zu müssen. Das Zimmer hatte sich bereits wieder mit Studenten gefüllt, die zugreifen wollten, und so war der Eintritt einiger Herren, die nicht zur freiwilligen Hilfsarmee gehörten, unbemerkt geblieben. Als Erich seinerseits entgegnete „Fertig — bis auf den letzten Band!“ und emporblickte, sagte eine Stimme von den Neueingetretenen her: „Guten Morgen, meine Herren, guten Morgen, lieber Professor, auch unter so bösen Umständen!“ Erich fuhr zusammen, er hatte an Stimme und Haltung sofort den Präsidenten von Herther erkannt, den er seit fast zwei Jahren nur von ferne gesehen hatte. Sein erster Weg,

als er damals aus Italien nach Forstenburg zurückgekehrt war, hatte dem Hause des Präsidenten gegolten, — aber sein Besuch war so aufgenommen, so erwidert worden, daß er empfinden mußte, nicht willkommen zu sein. Felicitas von Herther, die Unvergessne, hatte ihm, seit den Tagen am Lago Maggiore, nicht ein Zeichen von Teilnahme gegeben, — sie war ihm sichtlich ausgewichen, auch ihre Züge hatte er nur von ferne erblickt, und schmerzlich war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß der Traum jener goldnen Tage Traum bleiben müsse! Er hatte es schwer gefunden, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen, und nur die ernste, ja heiße Arbeit, die ihm der Forstenburger Theaterbau gebracht, und dann ein erschütternder und sein inneres Leben doch verklärender Schmerz: der um den Tod seiner Mutter, hatte ihm über das Gefühl der Enttäuschung, dem viel Bitterkeit beigemischt war, hinweggeholfen. In diesem Augenblick nun, wo er den Präsidenten unmittelbar vor sich sah, wachten alle widerstreitenden Empfindungen zweier Jahre in ihm auf, und mitten in dem Getümmel und der Erregung der wirren Situation hier traten der gepreßte Abschied, den er im Beaurivage-Hotel zu Baveno genommen, und der rückhaltend kühle Empfang, den er dann gefunden hatte, in Erichs Erinnerung.

Herr von Herther schien nichts von alledem zu empfinden. Er hatte auch seinerseits im unbestimmten Licht, das in dem halbverwüsteten Zimmer herrschte, den jungen Mann nicht sogleich wahrgenommen — als er ihn neben dem Professor Max Lohmer erkannte, nahmen seine Züge einen beinahe heitern Ausdruck an, und er sagte, Erichs Hand schüttelnd: „Ich freue mich, Herr Franken, Sie zu sehen! Immer der gleiche, immer bei allem Guten!“

Und da Erich in wirklicher Verwirrung keine Antwort fand, setzte er hinzu: „Unsre Hoheit draußen hat mir schon gesagt, wie rüstig und rühmlich sich die Herren alle — Sie an der Spitze — hier betätigt haben."

„Wir müssen wünschen, daß mehr zu retten gewesen wäre," versetzte Erich in bedauerndem Tone. „Dieser Brand ist ein harter Schlag für die Forstakademie, die Not haben wird, irgend eine passende Unterkunft zu gewinnen. Und das schöne stattliche alte Bauwerk, — das immer meine Freude gewesen ist!"

Er wandte sich ab, als fürchte er, daß der Präsident erraten könne, wie sich bei ihm trübe Erinnerungen mit dem Bedauern des Augenblicks mischten. Herr von Herther aber fuhr ruhig fort:

„Ich bin im ausdrücklichen Auftrag Sr. Hoheit gekommen, um den Herren allen für ihren freiwilligen Eifer und für die glückliche Durchführung des Rettungswerkes zu danken. Und da viele von den Beteiligten noch tätig und abwesend sind, so bitte ich die hier Anwesenden ausdrücklich auch ihnen den Dank Sr. Hoheit ausdrücken zu wollen."

„Unsre Arbeit hier dürfte bald getan sein!" sagte Konrad Hiller, da Erich und Max Lohmer schwiegen. „Ich glaube das beste wird jetzt sein, die Feuerwehrwache im Zwischenhofe zu verstärken und hier mit ein paar Soldaten oder Polizeiwachen das unwissenschaftliche Eigentum zu schützen, was wir nicht auch noch fortschleppen wollen."

„Ich glaube, der Hauptmann der Feuerwehr wird Ihrem Begehr sogleich nachkommen," erwiderte der Präsident. „Der Herzog ist nach der neuen Residenz zurückgekehrt, sobald sich herausstellte, daß der Brand nicht

weiter um sich greifen werde. Ich wünsche zu allem noch übrigen guten Erfolg, — denken Sie auch ein wenig an sich, lieber Professor, und nicht nur an die Wissenschaft. Besuchen Sie mich in den nächsten Tagen, wenn wir alle etwas Ruhe nach der Erschütterung dieser Nacht gewonnen haben! Herr Franken — es wird mich und meine Tochter Felicitas freuen, Sie nach langer Zeit einmal wieder bei uns zu sehen. Ich habe die Ehre, den Herren eine wohlverdiente gute Ruhe zu wünschen!"

Der Präsident war aus dem offenstehenden Zimmer und dem Vorflur verschwunden, wie er gekommen war. Er ließ unter den hier Verweilenden zwei in eigentümlicher Bewegung zurück. Doktor Paul, der eben das letzte, was er sorgfältig von den Zeichnungen seines Bruders zusammengeordnet hatte, einem der Forststudenten übergab, richtete an Max die hastige Frage:

„Was ist's mit dem Herrn von Herther? Wie kommt der Präsident des Handelsgerichts zu derlei Aufträgen und zu dem großen Einfluß, den er zu haben scheint?"

„Du fragst mehr als ich beantworten kann," versetzte der Professor. „Er ist in manchen ganz unberechenbaren Dingen der Vertraute des Herzogs, ohne daß er es je suchte, und ohne daß es ihn sonderlich erfreut. Soviel ich sehe, wendet er seinen Einfluß, wie du's nennst, nur zum Guten an — und spricht wohl zu rechter Stunde ein offnes Wort zum Herzog."

„Es ist gar nicht die Frage, wie er seinen Einfluß verwendet, sondern wie weit derselbe reicht!" flüsterte Doktor Paul Lohmer selbstvergessen vor sich hin. „Ich hätte Anlaß, mich dem Hause zu nähern — sagtest du nicht diesen Abend bei Lotichius, daß der Präsident eine liebenswürdige Tochter habe?"

„Gewiß," versetzte der Professor und sah mit einiger Befremdung den Bruder an, dessen scharfe Züge jetzt einen merkwürdigen Ausdruck des Nachsinnens, des Hin- und Herwägens eines Gedankens zeigten. „Ich glaube," fügte Max Lohmer leise hinzu, „unser Freund Erich hegt eine stille Neigung für Fräulein von Herther, die er auf einer Reise in Italien kennen gelernt hat."

„Neigung! Kindermärchen!" warf Doktor Paul hin, bei dem der Ausdruck des Nachsinnes rasch in den des bittersten Spottes überging. Er warf einen Seitenblick auf den Baumeister, der aus dem Zimmer hinaus auf den Flur und an eines der zersprungenen Bogenfenster getreten war, durch welche die scharfe eisige Luft des Februarmorgens quoll und die rote Glut des zerstörten Baues hereinleuchtete. Erich hatte mit Freude und Bestürzung zugleich die letzten Worte, die Herr von Herther an ihn richtete, gehört. Er wußte nicht, was sie zu bedeuten hatten und was sie ihm verhießen, — er wußte nur, daß sie ihm die Aussicht eröffneten, Felicitas wieder zu sehen und zu sprechen. Und während Paul Lohmers scharfe Blicke prüfend auf ihm ruhten, schloß Erich, am Fenster stehend, einige Minuten seine Augen. Die halbbeschneiten, halbverkohlten Linden des alten Schloßhofs, die glühenden Schuttmassen und die dampfenden, rauchgeschwärzten Mauern, zu denen noch unablässig die Wasserstrahlen emporzischten, versanken für einen Augenblick, und das Bild der grünen Terrasse auf der Isola Madre trat vor seine Seele, so daß es des Anrufs Hillers bedurfte, um ihn aus dem wachen Traum emporzureißen:

„Komm, komm, Erich! Hier ist für uns alle nichts mehr zu schaffen — es wird höchste Zeit, daß wir heimgehen und an uns selbst denken."

Zehntes Kapitel.

Der Brand der Forstakademie, oder wie die Forstenburger lieber sagten, des alten Schlosses, hatte die ganze Residenzstadt in eine eigentümliche Aufregung versetzt. Das Leben des nächsten Tages ging gleichsam in stärkern Schwingungen als sonst, die Stadt erschien vom Morgen an volkreicher, bewegter, die Hunderte, die von Stunde zu Stunde auf der Brandstätte einander ablösten und deren Gespräche in den Straßen nachhallten, zeigten sich abwechselnd voll Neugier und ernster Teilnahme, voll Bedauern um das halb vernichtete alte Bauwerk, das in seinem Kern noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, voll ernster Sorge um die Zukunft der Forstakademie, der, wie man wußte, der regierende Landesherr keineswegs besonders huldreich gesinnt war. In den Häusern von vornehm und gering folgten einander heute die Besuche rascher als sonst, jeder Kommende hatte irgend einen Beitrag zur Geschichte der Nacht zu geben, und dem Bedauern begann sich allmählich jenes wundersame Behagen beizugesellen, das überall da entsteht, wo ein eintöniger Tageslauf von einem außergewöhnlichen Ereignis unterbrochen wird, das nicht gerade persönlich schmerzlich wirkt. Die Kunden über Entstehung und Verlauf des großen Brandes wurden je länger je abenteuerlicher, und je abenteuerlicher um so bestimmter. Aus der Nachricht, daß der Herzog auf der Brandstätte den Kastellan der Akademie und danach Herrn von Stecknitz, seinen Adjutanten, ungnädig angelassen hatte, entstand ein förmlicher Roman, und Herr Hildebrand, der Stadtrichter, der vom Herzog mit der Leitung der notwendigen Untersuchung beauftragt war, fand es schon bei den ersten Vernehmungen schwierig,

seine jungen Assessoren und Protokollanten vor den Einflüssen der umherschwirrenden Gerüchte und Erzählungen aller Art zu bewahren.

Von all dieser Erregung und lauten Geschäftigkeit drang nichts in das stille Haus des Präsidenten von Herther, das in einer Seitenstraße und mitten in einem mit hoher Mauer abgeschlossenen Garten gelegen, recht dazu geignet schien, jeden Andrang der Außenwelt abzuwehren. Herr von Herther war in den ersten Morgenstunden von der Brandstätte zurückgekehrt, hatte seiner Tochter an der Tür ihres Zimmers das nötigste über seine Erlebnisse mitgeteilt und war darauf zur Ruhe gegangen, um sich schon nach wenigen Stunden wieder zu erheben. Er hatte Felicitas zur gewohnten Zeit, und trotzdem sie ersichtlich in der verwichenen Nacht mehr gewacht als geschlafen hatte, am Frühstückstische gefunden. Das junge Mädchen, in dessen anmutigem Gesicht ein Zug frühen Ernstes heute besonders ersichtlich war, wußte zu gut, daß ihr Vater nur die unvermeidlichsten Störungen einer festen Lebensordnung ertrug und hatte ihm auch heute, soviel an ihr lag, jede Störung zu ersparen gesucht. Herr von Herther seinerseits berichtete mit Ruhe über alle Einzelheiten der vergangenen Nacht, und sprach die Befürchtung aus, daß bei einer etwaigen Schließung oder einer Verkleinerung der Akademie, zu der der Schloßbrand den Vorwand abgeben müsse, ein Freund des Hauses, der Professor Max Lohmer, zum Weggange von Forstenburg gedrängt werden würde. Felicitas fragte erstaunt, ob in der Tat das bedauerliche aber zufällige Unglück Einfluß auf den Bestand der Akademie haben könne.

„Du weißt, mein Kind, was ich dir seit Jahren sage,“ entgegnete der Präsident. „Se. Hoheit hegt nur den einen

Gedanken, die Güter und Revenuen seines Hauses, die allgemeinen Zwecken gewidmet waren, so rasch als möglich wieder in seinen Privatbesitz zu bringen. Er hält das, wie ich nach mancher Unterredung mit ihm nicht zweifeln darf, ernstlich für seine Pflicht und ist jeder andern Auffassung unzugänglich. Wahr ist auch, daß es unendliche Schwierigkeiten verursachen wird, der Akademie eine momentane Unterkunft zu verschaffen, und daß man sich entscheiden müßte, auf der Stelle zur Restauration des zerstörten Mittelbaues zu schreiten — denn an ein neues Bauwerk ist unter unsern Verhältnissen kaum zu denken. Sollte man sich zum Wiederaufbau entschließen, so ist mir ziemlich gewiß, daß der Baumeister dafür unser Reisegenosse von Baveno, Herr Erich Franken, sein würde."

Felicitas hatte eben die Lampe auf dem Frühstückstische gelöscht und das späte Licht des Februartages fiel noch nicht voll genug in das Zimmer mit seinen dunklen Tapeten und Möbeln herein, um den Präsidenten klar erkennen zu lassen, ob das Gesicht seiner Tochter jetzt noch ein wenig bleicher sei, als er es vorhin beim ersten Morgengruß gefunden. Er fuhr daher mit jener milden Kühle fort, die zuzeiten seine innere Erregung verbergen mußte:

„Die Rettung der wissenschaftlichen Sammlungen der Akademie ist nächst Professor Lohmer hauptsächlich dem jungen Architekten zu danken, der die Leitung dabei übernommen hat. Dies sagte mir der Herzog selbst, und dies berichteten die Forststudenten, die sich bei der Arbeit beteiligt haben. Der junge Mann hat sich wacker und tüchtig gezeigt, wie wir ihn kennen, und ich habe es für angemessen erachtet, ihn aufzufordern, seinen Besuch in unserm Hause zu wiederholen. Er kann schon in den

nächsten Tagen mit Professor Lohmer kommen, vielleicht schon heute, obschon ich das nach meinen Begriffen für nicht vollkommen schicklich erachten würde. Vermutlich steht uns auch ein zweiter Besuch bevor. Professor Lohmers Bruder Paul, der Arzt, der an Mac-Cullochs Polarexpedition teilgenommen hat, ist hierher zurückgekehrt, und es ist kaum zu zweifeln, daß ihn der Professor bei uns einführen wird."

Während dies der Präsident, wie es schien, absichtlich langsam und leichthin sagte, ruhten seine Blicke fest auf den Zügen seiner Tochter. Und jetzt war es gewiß, daß sich Felicitas schöne Augen mit Tränen füllten, daß sich einige Minuten mit sich kämpfte und dann in einem seltsam traurigen Tone sagte:

„Mußte das sein, Papa? Und — wozu soll es führen?"

„Zu allem Guten, Felicitas, wenn du mich und dich selbst recht verstehst," antwortete Herr von Herther mit mildem Ernst. „Ich habe dir damals, als unser Reisegefährte hierherkam, gesagt, daß du deinem Rufe und mir schuldig seist, längere Zeit hindurch jeden Verkehr mit dem jungen Baumeister zu vermeiden. Ich habe dies von dir gefordert, weil Herr Camillo Arsakoff, der mit uns in Baveno zusammen war, und an unsern Hof berufen wurde, nicht ermangelt haben würde, jeder Beziehung des Herrn Erich Franken zu unsrem Hause eine unwürdige Deutung zu geben. Dies ist vermieden, und ich erkenne gern an, daß du meinen Wünschen so voll entsprochen hast, wie es nur die beste Tochter kann. Jetzt dünkt mich die Zeit gekommen, wo wir in aller Harmlosigkeit den Herrn Baumeister zu uns einladen können, wenn es ihm sonst gefällt, sich der Sitte unsres Hauses zu fügen!"

Er schwieg und schien eine Antwort von Felicitas zu erwarten. Da sie aber von ihm hinweg und in den winterlich beschneiten Garten hinausblickte, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich erachte den harmlosen Verkehr auch um deswillen für notwendig, damit sich bei dir kein krankhaftes Gefühl ausbilde, mein Kind. Du hast mir damals nicht verhehlt, daß du auf dem Wege warst, eine Neigung für den jungen Mann zu fassen, und von ihm voraussetztest, daß er eine gleiche für dich hege. Du hast mir recht geben müssen, als ich dir die ganze Unmöglichkeit eines glücklichen Ausgangs solcher Neigung nachwies und weißt, daß wir in unsrer Familie uns keinen Schritt breit mehr vom Wege eines ganz klaren, durchsichtigen, auch für das mißgünstigste Auge fleckenlosen Lebens entfernen dürfen! Dies wäre hier nicht möglich gewesen. Herr Franken ist, mit aller Achtung vor seinem Charakter und seinen Bestrebungen muß es gesagt sein, in der heutigen Welt ein Abenteurer. Er hat freiwillig einen Beruf hinter sich geworfen, in dem man mit Ehren auch eine bescheidene Stellung ausfüllen kann, er folgt einem innern Zuge, der ihn hochtragen und mit glänzendem Erfolg lohnen, oder auch sein ganzes Leben lang mit Verkümmerung, Verbitterung und dem Achselzucken aller Tüchtigen strafen kann. Muß ich dir alles wiederholen, Felicitas? Ich weiß nichts über seine Zukunft, obschon ich das schlimmste fürchte, ich weiß nur, daß mein Kind nicht daran denken durfte, solchen Weg zu teilen."

„Du nanntest ihn selbst tüchtig, mein Vater, und hast ihn nach so langer Zeit heute wiederum so gefunden" — entgegnete Felicitas leise und mit zu Boden gesenktem Blick.

„Gewiß, Kind — ich wünsche gerecht gegen ihn zu sein — wie gegen jedermann! Ich könnte selbst beklagen, daß ich ihm über diese Grenzlinie hinaus nicht freundlich gesinnt sein darf. Aber, da es einmal so ist, so möchte ich auch nicht, daß du an einem kränklichen, versteckten Gefühl littest — möchte, daß du die kleine Entsagung, die dir auferlegt ward, nicht in tragischem Lichte sähest. Du hast Zeit genug gehabt, eine etwaige Enttäuschung zu überwinden, jetzt versuche, mit dem jungen Manne zu verkehren, wie mit zwanzig andern, in freundlich geselliger Berührung, ohne Illusion, ohne Traum und Wunsch — du wirst es leichter finden, als du in diesem Augenblicke glaubst."

„Und wenn ich es doch schwerer fände, wenn es mir unmöglich würde?" versetzte das junge Mädchen, und ihr Gesicht verriet deutlich, daß sie den Verheißungen ihres Vaters wenig Glauben schenkte.

„Dann mag der Versuch, in harmloser Weise mit Herrn Franken zu verkehren, wieder aufgegeben werden, und ich hätte ein zu großes Vertrauen in dich gesetzt!" antwortete Herr von Herther mit einem fast harten Klang in seiner Stimme, der seine innere Unerschütterlichkeit deutlich kundgab. „Von der Unmöglichkeit, eine Phantasie, ein egoistisches Gefühl zu bezwingen, wo es sich um Glück und ruhige Selbstachtung eines ganzen Lebens handelt, will ich in meinem Hause niemals hören! Ich möchte nie nötig haben, Felicitas, dich an die dunklen Blätter unsrer Familiengeschichte zu erinnern, du weißt, daß von unsrer Seite kein Fehler törichter Leidenschaft, oder sagen wir besser, haltloser Selbstvergessenheit, begangen werden darf."

Der Präsident erhob sich von dem Lehnsessel, in dem

er gesessen, und trat dicht vor Felicitas hin. Sie blieb stumm, aber schlang in innerer Bewegung ihre Arme um seinen Hals und preßte ihre Wange gegen die seine. Herther, der keinen Augenblick daran zweifelte, daß seine Mahnung den gewünschten Eindruck auf Felicitas gemacht habe, drückte das bebende Mädchen fester an sich, sagte mit einer Weichheit, die mit dem eben gehörten Tone wundersam kontrastierte: „Guten Morgen, mein Kind," und verließ das Gemach, um nach seiner Gewohnheit in sein Studierzimmer hinüberzugehen.

Und doch blieb Felicitas mit einem Gefühl zurück, als ob alle Ruhe, die sie sich in schweren Wochen und Monaten mühsam erkämpft hatte, von ihr zu weichen drohe. Sie hatte kein Wort des Widerspruchs mehr gewagt, nachdem die schüchterne Andeutung ihrer Seelenstimmung so gar keinen Widerhall bei ihrem Vater gefunden hatte. Sie wußte, daß es keine Phantasie und kein egoistisches Gefühl sei, was sie an den jungen Baumeister mit tiefem inneren Anteil und einer stillen Sehnsucht denken ließ. Sie hätte sich darein finden können, Erich Franken nicht wieder zu begegnen, aber sie bebte vor dem Gedanken zurück, ihn zu sprechen, in Verkehr mit ihm zu treten und zum vornherein eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und sich zu wissen. — Als der Tag stieg, das Zimmer heller ward, und vor der behaglichen Wärme, die vom Kamin ausströmte, die letzten Eisblumen an den Scheiben wichen, stand Felicitas noch immer unbeweglich an dem Fenster, an das sie getreten war, als ihr Vater das Zimmer verließ. Zu ihren Füßen lag der Garten, der selbst unter der Schneedecke und in starrem Frost noch verriet, wie wohlgehalten er sei — am Ende des übereisten Baumganges das kleine Lusthaus

im Schweizerstil, von dessen Galerie aus man einen weiten Blick in die Ferne hatte, den weitesten, den sich Felicitas sonst vergönnt. Aber heute empfand sie die Enge und Abgeschlossenheit des väterlichen Hauses als öd und drückend, sie konnte, so tief und warm sie ihren Vater liebte, eine Stimme in ihrem Innern nicht unterdrücken, die sich gegen ihn und seine Art, die Welt zu sehen, auflehnte, und vor allem für den jungen Mann Partei nahm, dessen Wesen und frische Zukunftshoffnung einen verwandten Zug ihrer Seele unwiderstehlich ergriffen hatte.

Felicitas konnte nicht hindern, daß ihr das Bild Erichs und jede kleine Erinnerung an die Stunden am Lago Maggiore heute lebhafter als zuvor ins Gedächtnis trat. Und wenn sie vorwärts anstatt zurück dachte, sich vorzustellen suchte, wie er nach so langer Zeit ihr gegenüberstehen und zu ihr sprechen werde, so vermochte sie noch weniger den Wunsch zu besiegen, daß sie dem Blick wieder begegnen, den Ton wieder hören möge, die seit den Tagen von Baveno unvergessen waren. Eine Zuversicht, dem Wintersonnenstrahl ähnlich, der jetzt draußen über die weißschimmernden Bäume und Sträucher hinblitzte, mochte in ihrer Seele aufwachen, vor der die harten, herben Worte des Vaters verklangen.

Felicitas konnte hier wohl über die Mauer ihres Gartens hinwegsehen, aber nur die gegenüberliegende Seite der Straße erblicken. Sonst müßte ihr aufgefallen sein, daß während ihres langen, trüben und nun doch wiederum traumhaft hoffnungsseligen Nachsinnens unmittelbar vor dem Hause ein Paar von Männern in unablässiger, zuzeiten lauter und heftiger Unterredung auf und ab gingen. Zwei Genossen der verflossenen Nacht, der Ingenieur Konrad Hiller und der junge Arzt Doktor Paul Lohmer,

hatten sich vorhin begrüßt, waren nach kurzem Austausch von Worten zuerst auf das Ereignis der Nacht und dann auf seine wahrscheinlichen Wirkungen zu sprechen gekommen.

„Für meinen Bruder Max würde ich es für das größte Glück halten, wenn sich das Gerücht von der Aufhebung der alten Bude bewahrheitete, oder wenn er überhaupt den Anlaß ergriffe, zu gehen," sagte der Arzt. „Er hat mehrfache Universitäts-Berufungen, sicher zwei, eine nach Wien, die andre nach Bonn. Es ist Zeit, daß er sich aus den kleinen, armen, dürftigen Verhältnissen reißt, die hier herrschen, sich um jeden Preis von der Scholle löst. Ich fürchte leider, es wird eben nur eines magern weitaussehenden Versprechens bedürfen, um ihn abermals zu halten. Gibt er auch diesmal klein bei, so gebe ich ihn ganz verloren."

„Sie sind selbst nach der großen Weltreise wieder in unser Nest zurückgekehrt," bemerkte der Ingenieur, und in sein Lächeln stahl sich ein feiner lauernder Zug. Doktor Paul schob mit einer Handbewegung gleichsam sich selbst beiseite, indem er erwiderte:

„Ein leidlicher Arzt hat überall seinen Boden und kann wirken. Mit einem Mann der Wissenschaft steht es anders, und mein Bruder hat aus einer wunderlichen Vorliebe für ein paar gute Gesellen, die er hier gefunden und die ihm weder nützen noch ihn geistig fördern können, schon zu viele Jahre in dem Nest verbracht und sich halb aus der großen Karriere drängen lassen."

„Nun, möglicherweise hat der Professor kein Bedürfnis nach der großen und sucht sie in seiner wissenschaftlichen Arbeit," sagte der Ingenieur phlegmatisch. „Ein paar gute Gesellen sind überall nicht zu verachten, viel-

leicht kommt eine Zeit, wo die Welt im allgemeineren wieder das Bedürfnis danach empfindet. Gar zu sehr Nest dürfen Sie unser Forstenburg auch nicht schelten, — sehen Sie mal, welch ein Stück große Welt daherkommt. Der Herr Hofbankier mit Fräulein Tochter und der Herr Hofpianist einträchtig in einem Schlitten, der Petersburg Ehre machen würde."

In der Tat klingelte ein prächtiger Schlitten mit Bronzegestell und mächtigen Bärendecken die Straße hinab. Die Insassen waren dicht in Pelze und Mäntel gehüllt, Doktor Paul vermochte beim Vorüberfahren nur das Gesicht einer jungen Dame, die glänzende dunkle Augen hatte, und den Kopf Arsakoffs wahrzunehmen, der den kühlen Gruß Hillers noch kühler und flüchtiger erwiderte. Der Arzt wendete sich fragend zu dem Freunde seines Bruders zurück, der erläuternd fortfuhr:

„Jedenfalls soll die interessante Brandstätte besucht werden, und der Herr Hofpianist, der alles tut, um Fräulein Gabriele ein wenig zu zerstreuen, hat die Partie vorgeschlagen. Fräulein Hildheimer strahlt über ihr ganzes armes Gesichtchen hinweg, wenn sie mit dem neuen Rattenfänger von Hameln, der die Tasten schlägt, beisammen sein darf. Ihm ist's jedenfalls bequem, dem guten Kinde seine Hoffnungen nicht zu früh zu rauben, und der Herr Hofbankier sehen phlegmatisch zu, weil sie die Vergeblichkeit dieser Hoffnungen ganz gut begreifen."

„Sie glauben nicht, daß Herr Arsakoff Fräulein Hildheimer zu gewinnen beabsichtigt? —" fragte der Doktor mit sichtlicher Teilnahme zurück. „Mich dünkt, daß für einen abenteuernden Virtuosen die Partie gut genug und viel zu gut wäre!"

„Der Herr will höher hinaus!" versetzte Hiller, und

ein ganz eigentümliches Lächeln verzog seine Lippen. „Seit er hier eingezogen ist, steht ja in gewissen Dingen unser Hof auf dem Kopfe, er ist der große Günstling der Prinzessin, die in ihrer tollen Musikleidenschaft durch ihn bestärkt worden ist, er macht Sonnenschein und Regen, und selbst Herzog Bernhard, der die Stimmgabel sonst allein halten will, läßt sich zuzeiten von ihm stimmen."

Doktor Paul hörte mit ungläubigem Kopfschütteln diesen Bericht an. Er sann einige Augenblicke nach und ging noch einmal neben dem Ingenieur her, nachdem er eben Miene gemacht, die Glocke am Hertherschen Haustor zu ziehen. Dann entgegnete er mit all der scharfen Bestimmtheit, die ihm eigen war:

„Kleinstädtischer Klatsch! — Soviel habe ich aus dem gesunden Hasse, den ihr Herren alle dem Musiker widmet, doch herausgehört, daß er ein ungewöhnlich kluger Patron ist, der sich weder aus Träumerei noch aus Eitelkeit hier festgesetzt hat! Wollen Sie meine Diagnose vernehmen? Der Herr Hofpianist macht Ihrer Hoheit nur den Hof und läßt sich von der blassen Prinzessin mit Schmeicheleien füttern, um seinen Preis in den Augen der kleinen jüdischen Schönheit zu steigern. Das eigentliche Ziel ist diese Gabriele — natürlich neugetauft?"

„Vor zwei Sommern!" rief Hiller, auf den sarkastischen Ton des Arztes eingehend. „Sie irren sich aber doch! — Herr Arsakoff gehört zu den Leuten, die alles für möglich halten, und scheint bei verschiedenen Herabfällen vom Dach immer gut gefallen zu sein!"

„Wir werden uns ja wieder darüber sprechen," sagte Doktor Lohmer mit kühler Ruhe. „Und nun guten Morgen, Verehrtester, ich muß zum Herrn Präsidenten

und ihm den Puls fühlen, ob ihm der Schreck dieser Nacht nicht geschadet hat.“

Der Ingenieur trennte sich mit kurzem Gruß von dem zufällig Getroffenen, ging aber sichtlich nachsinnend die Straße hinab und sah ein paarmal wieder nach dem Arzte um, welcher in der Nähe des Hertherschen Gartentors ein paar Schneeflocken von seinem Hut und Überrock abstäubte. „Ein gefährlich kluger Bursche!“ murmelte Hiller im Zurücksehen. „Kaum zu begreifen, wie ein solcher mit unsrem lieben träumerischen Professor auf einem Stengel gewachsen ist! Erich mag so unrecht nicht haben, daß er im Grunde keinem von uns wohl will und alles niederrennen möchte, was ihm nicht einmal im Wege, sondern was zufällig am Wege ist.“

Während Hiller im Gehen diese Betrachtung anstellte, hatte Doktor Paul mit ruhiger, aber fester Hand die Glocke an der Tür des Präsidenten gezogen. Sie schallte durchdringend über den Garten hinweg zu ihm herüber, das Pförtchen im Tor sprang von innen auf und ließ ihn eintreten. An der Innentür stand bereits Herrn von Herthers Diener, um sich den Namen eines Besuchers nennen zu lassen, der so früh und zu so ungewöhnlicher Stunde erschien.

Drinnen im Hause hatte der Ton der Glocke, der eigentümlich lange nachzitterte, Felicitas aus ihren Träumen emporgeschreckt und sie mit dem unerklärlichen bangen Vorgefühl ergriffen, als trete etwas Entscheidendes an ihr Leben, das sich so oft an zufällige unbedeutende Anlässe knüpft. Sie preßte die Stirn fester an die kalten Fensterscheiben. Als sie jedoch den völlig unbekannten jungen Mann zwischen den beeisten Sträuchen des Hauptganges raschen Schrittes auf das Haus zukommen sah und sich

sagte, daß er ihren Vater vermutlich nur in Geschäften aufsuche, lächelte sie über sich selbst und gewann so viel Ruhe, um an ihre Tagespflichten zu denken. Noch ehe der Diener des Präsidenten den Ankömmling ins Zimmer desselben eingeführt, waren die Gedanken des jungen Mädchen weit von demselben hinweg gewandt.

Elftes Kapitel.

Präsident von Herther saß zwischen Akten und gelehrten Kommentaren des Handelsgesetzbuchs, als vorhin die Glocke erschollen war. Er mußte sich jedoch eingestehen, daß seine Arbeit bis jetzt zum Schein auf dem großen grünbezogenen Schreibtische lag und daß seine Gedanken von einer peinlich schwierigen Wechselklage des Hauses Hildheimer und Söhne beständig wieder hinwegirrten. Bald zu den Szenen der vergangenen Nacht, die den ruhigen Verlauf des Lebens in Forstenburg so gewaltsam unterbrochen hatten, bald zu seiner Tochter, deren Empfinden und Wollen nicht so mit dem seinen zusammentraf, wie er es aus tiefster Seele ersehnte und wünschte, bald zu einer Vergangenheit, die beständig in ihm auflebte und der er in seinem auf fremdem Boden, unter selbst geschaffenen Verhältnissen verlebten Dasein, nie entronnen war. Auch jetzt gewann die Vorstellung, wie sein eignes Leben mit dieser Vergangenheit zusammenhänge, die Oberhand in seinem Nachsinnen:

„Sie gehorcht als eine gute Tochter, aber sie ist nicht überzeugt. Es ist mehr als ein Tropfen vom Blute meines Großvaters und meines Oheims in ihr: sie möchte frei sein von dem Schicksal, das uns Vergangenheit und

Gegenwart auferlegen, und wähnt sich frei! Was habe ich nicht alles getan, um jeden Einfluß andrer Anschauungen von ihr abzuwehren. Aber das ist wie die Schneeluft draußen, die ich leise, leise hier ins warme Zimmer eindringen fühle, wenn ich recht aufmerke, und die durch Mauern und Fensterglas ihren Weg findet. Ich beklage Felicitas' Irrtum und sie ohne Frage den meinen — es ist Schicksal in alledem, auch Schicksal meines Hauses!"

Mitten in diesen Betrachtungen ward ihm eine Karte „Doktor Paul Lohmer" gebracht. Herr von Herther war von dem Besuch nicht gerade überrascht, er hatte ihn in diesen Tagen erwartet. Die Schnelle, in welcher derselbe erfolgte, und die ungewöhnliche Stunde fielen ihm auf, aber er hatte weder Zeit noch Lust zu besonderm Nachsinnen darüber und ließ den jungen Arzt alsbald in sein Arbeitszimmer einführen. Da es sich um den Bruder eines dem Hause befreundeten jungen Mannes handelte, trat Herr von Herther dem Eintretenden und sich Verbeugenden minder förmlich entgegen, als es sonst geschehen sein würde. Er bat Doktor Paul sich zu setzen und eröffnete das Gespräch mit der Versicherung, daß er sich freue, einen jungen Mann kennen zu lernen, von dem während seiner großen Reisen so manchesmal die Rede gewesen sei, ja, den man mit aufrichtigem Anteil begleitet habe. Je weniger er erwartet habe, den Heimgekehrten so rasch bei sich zu sehen, um so willkommener sei es ihm, wenn eine besondre Veranlassung den Besuch des jungen Arztes beschleunigt habe. Der Präsident war, indem er sprach, überzeugt, daß eine bestimmte Bitte um eine Empfehlung oder etwas dergleichen zutage treten werde — Doktor Paul Lohmer aber hatte währenddessen seine Augen still prüfend durch das Zimmer gleiten lassen,

das in besondrer Weise den Geist seines Bewohners atmete.

Es war eine wunderliche Mischung von Vornehmheit und einer Art spartanischer Einfachheit, die sich hier vorfand. Die dunkle Tapete von höchst geschmackvollem Muster, ein vorzügliches Porträt über dem Schreibtische und ein paar kleine Landschaften von guten deutschen Meistern an den Wänden, eine kostbare Bibliothek von juristischen, historischen und philosophischen Werken auf den einfachsten Büchergestellen, Möbel von schlichtem Holz und mit dunkelgrünen Lederbezügen entgingen dem scharfsichtigen und scharfsinnigen Arzte nicht und halfen ihm sein Urteil über Herrn von Herther festigen. Er hörte aus den Willkommensworten des Präsidenten heraus, daß sein Besuch eben jetzt ein wenig befremde, und ein geheimes Gefühl der Überlegenheit erfüllte ihn. Er betrachtete noch einmal forschend das vornehme ernste Gesicht sich gegenüber, überdachte blitzschnell alle Möglichkeiten, die sich an diese Stunde knüpfen konnten, und sagte dann:

„Ich habe sofort Ihre Verzeihung zu erbitten, Herr Präsident, daß ich zu ungehöriger Zeit und nicht in aller Form meinen Besuch abstatte. Ich behalte mir ausdrücklich vor, das noch zu tun — heute jedoch führt mich eine Angelegenheit hierher, von der ich unklar bin, ob ich mich mit derselben an Ihre oder eine andre Adresse zu wenden habe. Ew. Exzellenz wissen —“

„Nur Präsident von Herther!“ unterbrach Herr von Herther die Ansprache des jungen Mannes, doch schwebte dabei ein gefälliges Lächeln um seine Lippen und verriet dem menschenkundigen Doktor Paul, daß sein Gegenüber nicht völlig unempfänglich für die kleine Schmeichelei war.

„Also, Herr Präsident, Sie wissen, daß einem Reisen-

den, der, was man so nennt, weit gekommen ist, immer allerhand aufstößt, was ihn an die Kleinheit der Welt mahnt. Mein Bruder hat Ihnen vielleicht erzählt, daß ich mit einem englischen Kriegsschiff, das auf dem großen Umwege um ganz Afrika und Asien nach der Behringsstraße und den von Mac-Clure gefundenen Polarländern bestimmt war, als Schiffsarzt wegging. Die Reise sah abenteuerlicher aus als sie war, und mich leitete, wie ich von vornherein gestehen will, weit weniger der Drang nach einer großen Weltreise oder den Eindrücken der Tropen und Polarländer, als der Wunsch, mich einer Verkümmerung zu entziehen, die mir nach meinem Urteil in der Heimat drohte. Da Sie meinen ältern Bruder, den Zoologen, genau kennen, so wird Ihnen nicht fremd sein, daß wir ohne die unerläßliche Voraussetzung eines noch so mäßigen Kapitals, ohne die es heutzutage keine freie Entfaltung und würdige Lebenshaltung gibt, ins Leben getreten sind! Mein armer Bruder hat die ganze Mißlichkeit solcher Zustände an sich erfahren müssen, hat sich mühsam als Privatdozent durchgekämpft, hat jahrelang auf die dürftige Professur hier geharrt und steht in Gefahr, sich hier festzufahren, wo er nur mit Verzicht auf tausend Dinge, die wünschenswert sind, den Märtyrer für reine Wissenschaft spielen kann."

Der Präsident regte sich etwas unruhig auf seinem Stuhle, ja er hatte einmal schon die Lippen geöffnet, um dem jungen Arzte zu widersprechen. Er wußte, daß ihm etwas im Ton und Wesen Doktor Lohmers mißfiel. Auch dies Mißfallen entging dem letztern nicht, aber er blieb entschlossen, seine Stellung hier zu nehmen und sich nicht beirren zu lassen. Er fuhr daher ruhig fort:

„Zu gleicher Resignation fehlte mir alle Fähigkeit,

und ich mußte daher darauf denken, mir einen Ersatz für das mangelnde Kapital zu schaffen. Große Reisen und mannigfache Verbindungen sind wenigstens hier und da ein Ersatz — helfen ein Stück weiter, schlimmstenfalls erwarb ich mir Sprach- und Weltkenntnis und damit die Aussicht, als Arzt bei irgend einer Gesandtschaft, einem großen Konsulat angestellt zu werden. Ich nahm ganz bewußt von einigen Annehmlichkeiten des heimischen Lebens Abschied, um viel zahlreicheren Jämmerlichkeiten aus dem Wege zu gehen! Sie verstehen daher, Herr Präsident, daß ich auch nicht allzu fleißig mit meinem Bruder korrespondierte. Ich auf meinem Kriegsschiff und er auf seiner Dozentengaleere hatten einander nicht eben viel mitzuteilen. Ein einzigesmal fand ich Anlaß, mich nach mir fremden Verhältnissen in der Heimat zu erkundigen. In einem Briefe von Max ward Ihr Name genannt, und mein Bruder wußte mir kaum genug zu rühmen, welch liebenswürdige und wie er es nannte, warme herzliche Freundschaft er in Ihrem Hause genösse, Herr Präsident. Dies würde mich, ich muß es gestehen, an sich nicht interessiert haben. Ich war zufrieden mit der engbegrenzten, streng geregelten, jeder Zufälligkeit entrückten und die Stellung des einzelnen ganz klar festsetzenden Welt meines Kriegsschiffes. Ich dachte mit einem Schauder an Deutschland und an die Möglichkeit auf zufälliges Glück, die launenhafte gute Meinung irgend einer kleinstädtischen guten Gesellschaft oder die Freundlichkeit gelegentlicher Gönner angewiesen zu sein. Wie gesagt, hätte ich nicht zufällig Ihren Namen zu eben der Zeit und an eben dem Ort, wo ich den Brief meines Bruders vorfand, unter den wunderbarsten Umständen, gehört und mich mit ihm beschäftigt, so möchte mir Maxens Erzählung von seinem

Verkehr mit Ihrem Hause wenig Eindruck gemacht haben. So aber geriet ich in eine gewisse Spannung, tat einige Fragen an Max, die mich darüber aufklären sollten, ob gewisse Dinge, die ich in einem fernen Weltwinkel erfahren, in Beziehung zu Ihnen stünden oder nicht. Nach den Antworten, die mir mein Bruder gab, mußte ich das Gegenteil annehmen und ließ also die Sache fallen. Nach allem, was ich in den wenigen Tagen, seit ich zurück bin, hier erfahren habe, kann sich Max geirrt haben, als er meine Anfragen verneinte."

Der Präsident saß in einer eigentümlichen unbehaglichen Spannung dem ruhig Sprechenden gegenüber. Er glaubte in der Art, wie Doktor Lohmer erst von sich und dann von Angelegenheiten sprach, die ihn angehen konnten, eine gewisse künstliche Absichtlichkeit zu erkennen, die seinem reinen ruhigen Sinne widerstrebte. Er rief daher aus:

„Aber ich verstehe nicht, Herr Doktor, wovon die Rede sein soll und was mein Name mit einer Episode Ihrer Weltreise zu schaffen haben kann."

„Doch, doch — es wäre dennoch möglich," versetzte der junge Arzt kaltblütig. „Ich muß Sie nochmals um Verzeihung ersuchen, wenn ich Sie unnötig behelligt habe, und bitte dann meiner Versicherung zu glauben, daß es ein völlig unselbstsüchtiges Interesse ist, das mich zu Ihnen geführt hat. Und jetzt nur eine einzige Frage, von deren Beantwortung alles weitere abhängt. Stammen Sie, Herr Präsident, oder Ihr Herr Vater aus Bremen und sind Sie mit einer Familie von Herther näher verwandt, deren Haupt im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts der königlich dänische Konsul Wilhelm von Herther gewesen ist?"

„Er war mein Großvater," antwortete Herr von Herther mit nervöser Hast und während ihm das Blut

ins Gesicht schoß. Ihm war's einen Augenblick zumute gewesen, als solle er dem unberufenen Frager, welcher an seine Familienerinnerungen rührte, jede Antwort verweigern. Und im nächsten Augenblick fühlte er eine leidenschaftliche Spannung in sich erwachen, jähe unbestimmte Vorstellungen und Hoffnungen schossen durch sein Gehirn, wallten durch sein Blut, und er sah Doktor Paul Lohmer mit so erwartendem Ausdruck in allen Zügen an, daß der junge Mann jetzt hinreichend wußte, wie wertvoll dem alten Herrn die Mitteilungen sein würden, die er ihm zu machen hatte.

„So hat sich Max doch geirrt und meine erste Vermutung war eine instinktiv richtige!“ rief der Arzt mit verändertem Ton. „Wenn ich jetzt noch etwas weiter ausholen muß, verehrter Herr Präsident, bin ich wenigstens zum voraus Ihrer Teilnahme gewiß. Um so kurz zu sein, als nur immer möglich, lassen Sie mich sagen, daß die wunderliche Begegnung, an die ich denke, vor etwa zwei Jahren in Kamtschatka stattfand. Unser Schiff war in einem Sturm bei den Aleuten hart mitgenommen worden, es wurde notwendig, in den Peter-Paulshafen einzulaufen und hier zu umfassenden Reparaturen mehrere Wochen lang vor Anker zu liegen. Die russischen Behörden, von Petersburg aus noch telegraphisch dazu angewiesen, zeigten sich außerordentlich zuvorkommend gegen unsre gesamte Besatzung und namentlich gegen uns Offiziere. Was in dem rauhen, unwirtlichen Lande und in dem schmutzigen, weltfernen Hafen nur irgend an Hilfsmitteln, Bequemlichkeiten und Vergnügungen dargeboten werden konnte, ward uns zur Verfügung gestellt. Und da wir an Bord wohnen blieben und nur täglich in unsern Schaluppen ans Land setzten, bereitete uns allen die Gast-

freundschaft der Spitzen von Peter-Paulshafen ein gewisses Vergnügen, namentlich meinen nähern Bekannten, den Schiffsoffizieren, die, wie beinahe alle Seeleute, eifrige Reiter und Jäger waren. Wenn die Herren in ersterer Beziehung bei den kleinen Kosakenpferden nur mäßig ihre Rechnung fanden, so konnten sie der zweiten Leidenschaft um so umfassender obliegen. Bärenjagden, Jagden auf Füchse, Zobel, Edelmarder und Eichhörnchen am Lande, Robben- und Walroßjagden an der Küste, alle mit derben Schmausereien ausgestattet, folgten einander. Ich nahm an einigen, nicht an allen teil, denn abgesehen davon, daß ich kein starker Nimrod bin, war ich gleich in den ersten Tagen meinem vorzüglichsten Kollegen in der kamtschatkischen Hauptstadt in die Hände gefallen. Youri Iwanowitsch Samarin war in seiner Art ein Prachtexemplar. Von Haus aus ein nach russischen Verhältnissen guter Militärchirurg bei einem sibirischen Kosakenregiment, hatte er sich seit dreißig Jahren in einen schlechten Gouvernementsphysikus verwandelt, der tausend Fälle behandelte, von denen er nicht das mindeste verstand und in denen nur zu oft sein eignes Universalmittel: ein Tropfen Branntwein, verschrieb. Zu mir faßte er großes Zutrauen und verriet naiv, daß er seine Kenntnisse durch den Umgang mit den zufällig hier anlandenden Schiffsärzten schätzbar bereichert habe und von mir ein gleiches hoffe. Er schleppte mich zu schwer und leicht Kranken, und da es immerhin einige interessante Fälle gab, ließ ich mich von ihm leichter mitziehen, als es sonst meine Art ist. Wissenschaftliches Interesse hatte Youri Samarin so wenig wie wissenschaftliche Kenntnisse, aber viel sogenanntes menschliches Mitgefühl — bei traurigen Anlässen ward er überflüssig sentimental, und nur zu leicht liefen ihm ein paar dicke Tränen

über die branntweinroten ungewaschenen Backen herunter. Einen Kranken als hoffnungslos aufzugeben, war ihm rein unmöglich, sein Sprichwort „Gott kann alles“ führte er beständig im Munde und suchte nach einem Kraute gegen unheilbare Leberleiden und selbst gegen die Altersschwäche Neunzigjähriger. Gleich in den ersten Tagen hatte ich ihn auf einem Besuche bei einem greisen Gouverneursdiener begleitet, einem Menschen, der hoch in den achtziger Jahren war, vollkommen verwittert und so in seinen Gewohnheitsschmutz und die Apathie eines Menschen versunken erschien, der seit einem Menschenalter nur mechanisch gearbeitet und vegetiert hat, daß sich kaum unterscheiden ließ, wo seine Krankheit anhob. Mir wäre der ganze völlig hoffnungslose Fall durchaus uninteressant geblieben, wenn sich nicht beim ersten Besuche herausgestellt hätte, daß der alte Fedor Michailowitsch kein Russe noch sonst ein Angehöriger des vielsprachigen Ostreichs, sondern ein deutscher Schweizer namens Bernhard Flori von Lenz in Graubünden war.“

„Allmächtiger Gott! Bernhard Flori!“ unterbrach der Präsident den jungen Arzt, indem er, alle Rückhaltung vergessend, Doktor Paul am Arm faßte und ihn in heftigster, äußerster Bewegung beinahe flehend anblickte. Die Erzählung Lohmers hatte ihn mit immer wilderer Spannung erfüllt — und doch schlug die Nennung jenes Namens wie ein Blitz in seine Seele und riß ihn augenblicklich in Stimmungen zurück, die er vor mehr als einem Menschenalter durchlebt hatte. Der stattliche Mann zitterte in diesem Augenblick wie ein Kind, und Doktor Paul konnte leicht erkennen, welche Flut von Erinnerungen, Befürchtungen und Hoffnungen im Innern des vor ihm Stehenden aufwogte. Er fand es für nötig, ein beruhigen-

des Wort einzuwerfen; mit dem Gefühl, völlig Herr der Situation zu sein, erwachte sogar eine gewisse Teilnahme für den schmerzlich und leidenschaftlich erregten Mann.

„Fassen Sie sich, Herr Präsident!“ sagte er, Herther wieder sanft auf seinen Sitz niederdrückend, als ob er von einem Recht des Arztes Gebrauch mache. „Sie werden nichts Gutes, aber nach allem, was einmal vor Zeiten geschehen ist und was Sie wissen, auch nichts zu hören bekommen, wovor Ihnen zu grauen braucht. Es ist selbst eine wohltätige Empfindung, in gewissen Dingen völlig klar zu sehen und ein letztes Dunkel aufzuhellen. Ich erfuhr also, daß der kranke Gouvernementsdiener Fedor Michailowitsch im Jahre 1813 mit einem der vielen Gefangenentransporte, die von der zertrümmerten großen Armee nach Sibirien und immer weiter nach Osten geschoben worden waren, in Peter-Paulshafen angelangt und seitdem in dem öden Lande verblieben sei. Er war der letzte Überlebende seiner Kompagnie, vielleicht seines Bataillons gewesen; er hatte sich, nachdem er einmal als anstelliger Bursche bei dem damaligen Gouverneur Verwendung gefunden, auch nach dem Frieden und bei der Freigabe und Zurückbeförderung aller Kriegsgefangenen entschieden geweigert, nach seiner Heimat zu gehen, und man hatte ihn natürlich ruhig in dem fernen Weltwinkel belassen. Er war von Gouverneur zu Gouverneur gleichsam als Inventarstück vererbt und in dem Klima und den Umgebungen des kamtschatkischen Hafens rasch alt und grau geworden, hatte aber dann eine wunderbare Zähigkeit und Widerstandskraft gezeigt. Immer einsam und ungesellig hausend, hatte er seinen Dienst mit einer größern Pflichttreue getan als die Eingebornen, und so herrschte bei der militärischen Bureaukratie des Hafens eine gewisse

Vorliebe für den Alten. Als mein Gouverneursphysikus mich das erstemal zu ihm brachte, erzählte er mir, daß Fedor Michailowitsch trotz seines hohen Alters und seines Stumpfsinns eine starke Todesfurcht zeige, und daß er gern etwas tun möchte, dem armen Teufel den letzten schlimmen Augenblick noch eine Weile zu ersparen. Dazu konnte ich, wie die Sachen lagen, im Grunde nur die Achseln zucken, kam indes dem kamtschatkischen Kollegen mit ein paar neuen Belebungs- und Erfrischungsmitteln, die ich in meiner Schiffsapotheke besaß, zu Hilfe. Das beste Mittel war zunächst die eigentümlich günstige Wirkung, die es auf den alten Schweizer hervorbrachte, wieder einmal deutsch sprechen zu können. Er hatte viel von seiner Muttersprache verlernt, aber genug behalten, um mir allerlei von seinem Tun und Treiben und auch das zu offenbaren, daß er seit vielen, vielen Jahren mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach den Bergen seiner Heimat gekämpft habe. Als ich ihm natürlich einhielt, daß es lange Zeit nur in seiner Hand gelegen habe, dahin zurückzukehren, antwortete er mit unverständlichen, abgerissenen Worten, in einer Art geistiger Verwirrung, und erweckte in mir, im Einklang mit mancherlei psychologischen Beobachtungen, die ich schon gemacht, zuerst den Argwohn, daß Flori seinerzeit und vor beinahe zwei Menschenaltern seine ganz besondern Gründe gehabt haben müsse, in dieser Einöde zu bleiben. Während der Wochen unsres Aufenthaltes nun verschlechterte sich sein Zustand beständig und damit wuchs die innere Unruhe des Alten, die durch seinen Stumpfsinn immer wieder und wie eine Art trüben Lichts durch dichte Wolken hindurchbrach. Ich merkte ganz deutlich, daß er mit sich rang, mir mehr zu erzählen, als er mir schon von sich und seinem frühern Leben vertraut

hatte, und unterließ nicht, ihm fühlbar zu machen, daß eine wesentliche Erleichterung seines Zustandes eintreten müsse, wenn er sich einmal von dem Druck auf seinem Herzen befreien könne. Es war mir täglich mehr zur Gewißheit geworden, daß Fedor Michailowitsch eine Schulderinnerung mit sich schleppe, die namentlich für unklare, ungebildete Menschen je länger je lastender wird."

Den lauschenden Präsidenten, der keinen Laut von der Erzählung seines Gastes verlor, berührte die letzte Äußerung des jungen Doktor Lohmer eigentümlich peinlich. Aber jetzt war keine Zeit zu Entgegnungen, zu Einwänden seines Gefühls, fast mechanisch sagte er vor sich hin: „Wohl wahr! wohl möglich!" und drängte mit Mienen und Blicken zur Fortsetzung des Berichts.

„Es währte immerhin noch einige Tage, bis sich bei Fedor Michailowitsch, ehedem Flori, der Entschluß durchrang, völlig offen gegen mich zu sein. In einer besonders lichten Stunde und unter sichtlichen Kämpfen eröffnete er mir, daß er im Jahre 1812 in Bremen einen reichen Kaufherrn, in dessen Landhaus er in Quartier gelegen, in der Nacht überfallen, mittels einer seidnen Schnur erdrosselt und einer großen Geldsumme — er wußte nicht mehr, wieviel diese betragen — beraubt habe. Er sei zu dieser Tat durch das reiche, üppige Leben in dem Hause und dadurch angereizt worden, daß er zufällig in Erfahrung gebracht habe, daß ein Mann, den die französischen Douaniers als einen Schmuggler bezeichneten, dem Herrn Wilhelm von Herther eine große Goldsendung ins Haus befördert hatte. Er habe den günstigen Umstand benutzt, daß er nach dem Abmarsch seines Regiments nochmals zu einigen Requisitionen in die Nähe Bremens zurückgesandt worden sei. Er habe bei seiner Tat weder Wider-

stand noch Verfolgung erfahren, das geraubte Gold aber sei auf dem weiten Vormarsch gegen Moskau, und da er mit manchen seiner Kameraden habe teilen müssen, im wilden Lagerleben rasch zusammengeschmolzen, bald ganz verschwunden. Erst auf dem Rückzug gegen die Beresina habe er durch einen seiner Offiziere vernommen, daß deutsche Behörden nach ihm fahndeten, und es so als ein Glück gepriesen, daß er im Gefecht bei Borisow gefangen und auf der Stelle in das Innere von Rußland transportiert worden sei. Er habe denn auch niemals gleich andern widerstrebt, wenn er immer weiter gesendet worden sei, und habe gleich anfänglich den Plan gefaßt, in dem fernen, wilden Lande, wo kein Mensch nach seiner Vergangenheit gefragt hätte, zu bleiben. Dies sei ihm leicht genug geworden, und viele Jahre hindurch hätte er sich nur der gewonnenen Sicherheit gefreut, keine Reue empfunden und sich höchstens beunruhigt gefühlt, wenn ihm einmal nachts im Traum der alte schlafende Herr aus Bremen vor die Augen getreten sei. Später und jetzt schon seit langer Zeit sei er unruhiger und von beständig wachsender Angst befallen worden, und habe auch einmal versucht, sich durch ein Geständnis an einen seiner Vorgesetzten und ein andermal durch ein halbes Geständnis an den Doktor zu erleichtern. Der eine, dem er zugleich die Bitte um Heimkehr vorgetragen habe, hätte ihm geantwortet: „Laß vergangene Dinge ruhen, Fedor Michailowitsch, du bist hier am besten aufgehoben“; der andre habe ihm gesagt: „Das sind Phantasien — nimm einen Tropfen Branntwein“. Und so habe er denn wieder und wieder nach Kräften dem Rate gefolgt, bis es schlimmer und schlimmer geworden und bis ich hierher gekommen sei.

„Mein erster Gedanke war natürlich, das traurige,

so weit zurückreichende Geständnis des Halbtoten völlig auf sich beruhen zu lassen und ihm mit den Phrasen, die manchmal in solchen Fällen hilfreich sind, Trost zuzusprechen. Näheres Nachdenken über die ganze Sache bestimmte mich jedoch, von dem vollen Geständnis des reumütigen Mannes feierlich Akt nehmen zu lassen. Eine derartige gewisse Feierlichkeit mochte auf den verzweifelten Kranken eine günstige Wirkung tun und besser als meine Opiate zu seiner Beruhigung beitragen. Und demnächst kam mir die Erwägung, daß, obschon der alte Vorgang gänzlich verschollen sein müsse, es doch in Deutschland noch einen und den andern Menschen geben könne, der Interesse an dem Geständnis Bernhard Floris nehme. So beschloß ich, ihn seine ganze Erzählung vor obrigkeitlichen Personen und Zeugen wiederholen und sie zu Papier bringen zu lassen."

„O, ich danke Ihnen — danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens dafür!" rief hier der Präsident von Herther. Er hatte seine freudig schmerzliche Erschütterung nicht länger bemeistern können, aus seinen Augen stürzten Tränen, und er umfaßte wiederholt die Hände des jungen Arztes. Über Doktor Pauls Gesicht zuckte, flüchtiger als ein Wetterschein, ein Ausdruck lächelnder Verachtung. In seiner Bewegung ließ Herr von Herther den kalten, scharfen Skeptiker erkennen, wie tief er unter seinem verwundeten Familienstolz gelitten habe. Die ganze Aufnahme, die die Erzählung so verschollener Dinge bei dem Präsidenten fand, brachte dem jungen Arzt die Überlegenheit seiner Anschauung voll zum Bewußtsein, und er versagte sich nicht, im stillen den Eifer, mit welchem er berichtete, zu ironisieren. Herr von Herther, dem das schlimme Lächeln des jungen Mannes vorhin entgangen war, konnte

davon nichts wissen — denn mit scheinbar wachsendem Anteil nahm der Erzähler wieder das Wort:

„Ich hatte einige Mühe, die trägen Herrn in Peter-Paulshafen zu einer so ungewohnten und überflüssigen Anstrengung zu veranlassen, und mußte den Popen — Fedor Michailowitsch war auch rechtgläubig geworden — zu Hilfe rufen. So ging denn endlich, und ehe es mit dem Graubündner zu Ende kam, die feierliche Handlung vor sich. Bernhard Flori hatte, oder fand die Kraft, seine ganze Erzählung deutsch und russisch zu wiederholen, sie ward von mir in deutscher, vom dortigen Gerichtssekretär in russischer Sprache niedergeschrieben, von den anwesenden drei obrigkeitlichen Personen und zum Überfluß von dem Gouvernementsarzt, dem Popen und dem ersten Leutnant unsres Schiffes, der deutsch und russisch verstand und die beiden Niederschriften verglichen hat, unterzeichnet und beglaubigt.“

„Und Sie haben das Dokument?“ fragte Herr von Herther hastig. „Sie werden es mir übergeben, mir nicht vorenthalten?“

„Gewiß nicht!“ versetzte der junge Arzt. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich einzig einen solchen möglichen Fall, wie er nun eingetreten ist, im Auge hatte, als ich die ganze Prozedur vornehmen ließ. Sie mögen denken, mit wie eigentümlichen Empfindungen mich die Mitteilungen meines Bruders Max, in denen Ihr Name vorkam, erfüllten, wie sehr ich bedauerte, den Faden der Anknüpfung, den ich schon gewonnen zu haben glaubte, wieder entschlüpfen zu sehen, wie ich mich gelegentlich mit dem Gedanken trug, doch jemand zu finden, den der ganze Vorgang und die späte Enthüllung, für die ich wider Willen Zeuge geworden, doch interessieren könne.“

„Dieser Jemand ist gefunden und er dankt Ihnen noch einmal! dankt Ihnen innig," sagte jetzt mit leiserer Stimme und wieder zurückkehrender Fassung der Präsident. Auf seinem Antlitz glänzte ein Licht, das Doktor Paul nur mit stiller Verwunderung wahrnehmen konnte. „Sie sind jung und durch ein bewegtes Leben gestählt, Sie gehören einer andern Generation an als ich, und Sie werden meine Freude, mein Glück bei einer so traurigen Gewißheit kaum verstehen. Das Geständnis des Mörders meines Großvaters entlastet das Andenken eines Onkels von mir von einem düstren Verdacht und schwerer, ungerechter Anklage, die die öffentliche Meinung auf dasselbe gewälzt. Es nimmt von meiner Seele im sechzigsten Lebensjahre einen geheimen Druck, den ich fast vierzig Jahre hindurch und in der Fülle des Glücks empfunden habe. Ich bin Ihnen zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet und bitte den Himmel um Gelegenheit, Ihnen diese bald und nach Maßgabe meines guten Willens erweisen zu können. Und nun, teuerster Herr Doktor, deuten Sie mir die Bitte nicht falsch: mich sobald als nur immer möglich, in den Besitz, wäre es auch nur in den momentanen, des besprochenen Dokuments zu setzen. Ich werde keinen andern Gebrauch von demselben machen, als den ich zuvor mit Ihnen besprochen habe. Und erlauben Sie mir weiter zu bitten: bis ich alle Schritte, welche mir obliegen, reiflich überlegt habe, diese für mich bestimmte Mitteilung ganz unter uns beiden bleiben zu lassen!"

„Ich hätte keinen Anlaß gehabt, meine Erlebnisse irgendwem mitzuteilen, der nur den Anteil müßiger Neugier aus demselben nehmen könnte," versetzte Doktor Lohmer. „Ihre Bitte schließt für mich die Verpflichtung ein, gegen jedermann zu schweigen. Das Papier, das von

Haus aus nur für Sie bestimmt sein konnte, habe ich hier und wüßte es in keine bessern Hände zu legen."

Der junge Arzt zog aus der Brusttasche seines Fracks eine kleine Wachstuchmappe, und entfaltete aus ihr ein aus mehreren Bogen bestehendes umfängliches, ziemlich vergilbt aussehendes, mit zahlreichen Siegeln bedrucktes Schriftstück. Herr von Herther nahm es mit zitternder Hand in Empfang, sein Auge irrte über die russischen Buchstaben nach den deutschen hin, und er überflog die Seiten mit einer Art fieberhafter Gier, um des Inhalts, den er aus der Erzählung Doktor Pauls kannte, noch einmal gewiß zu werden. Er atmete einigemal tief, während er las, und als er die Blätter sorglich und langsam wieder zusammenschlug, und mit einem stillseligen Lächeln über den Garten hinweg, nach dem winterlichen Himmel hinausblickte, war es für Lohmer, der ihn scharf und gespannt beobachtete, außer Zweifel gesetzt, daß der Beglückte in dieser Stimmung seine — des Fremden — Anwesenheit vollkommen vergessen habe.

Doch dies währte nur einen Augenblick — schon im nächsten war Herr von Herther wieder bei sich selbst, seine ernste, vornehm-freundliche Haltung kehrte zurück, und nur der Ausdruck seiner Mienen, die dankbare Vertraulichkeit, mit der er den jungen Arzt ansah und behandelte, mahnte an die verflossene Stunde, die so unerwartet bedeutsam im Leben Herthers geworden war. Doktor Paul hatte sich längst erhoben, und machte eine Miene, die den Entschluß ausdrückte, aufzubrechen. Der Präsident aber unterbrach im herzlichsten Tone die Abschiedsworte, die sein Besucher leicht hinwarf, und rief aus:

„Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Doktor! Zuvörderst nehmen Sie noch einmal meinen besten Dank,

und nun gestatten Sie mir, Sie zu meiner Tochter zu führen. Felicitas muß wissen, auf der Stelle wissen, daß Sie der Freund unsres Hauses sind, wie Ihr Bruder nur je war, wenn sie auch vorderhand noch nicht erfahren darf, um wieviel mehr Sie sich als der Freund ihres Vaters erwiesen haben!"

Und damit führte er Doktor Paul Lohmer in den kleinen, eben erst leicht erwärmten Salon hinüber und schellte seinem Diener, um seine Tochter so rasch als es ihr möglich sei, herbeirufen zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Fräulein Felicitas war über die Botschaft des Vaters ein wenig erstaunt gewesen, aber sie hatte sich beeilt, ihre einfache, durchaus häusliche Toilette flüchtig zu mustern, und nach einer kleinen Veränderung in den Salon zu kommen, an dessen Kamin sie ihren Vater mit demselben Fremden stehend fand, dessen Ankunft sie vorhin einen Augenblick erschreckt, und dann völlig gleichgültig gelassen hatte. Mehr als Doktor Paul Lohmer, der ihr zunächst wie jeder andre junge Mann von guter Erziehung erschienen wäre, fiel ihr ein sonniger Schimmer im Gesicht ihres Vaters und die Art, wie dieser den jungen Arzt vorstellte, auf. Da war nichts von der feinen Rückhaltung, die sie zu sehen gewohnt war, und selbst wenn sie sich sagte, daß der Neueingeführte als Bruder eines wirklichen Hausfreundes ein Anrecht auf freundlichen Empfang habe, so blieb etwas Unerklärliches zurück, und machte Felicitas leis befangen. Ein Nachklang der schmerzlichen Erregung von vorhin lag auf ihren Zügen und erhöhte

den Eindruck der anmutigen Mädchenerscheinung. So skeptisch und spöttisch Doktor Paul den Frauen gegenüberstand, so konnte er sich ein augenblickliches Wohlgefallen an der Tochter des Präsidenten nicht leugnen, und war seinerseits bemüht, die liebenswürdigsten Seiten seines Wesens zu entfalten. Er schilderte seine Erlebnisse in der verflossenen Nacht, und die Sorge, die er um die wirklich wertvollen, für die Wissenschaft bedeutenden Arbeiten und Sammlungen seines Bruders getragen habe, gönnte auch Hiller und Erich Franken, deren Freund er nicht war, ein lobendes Wort über die rasche aufopfernde Tatkraft, die sie entwickelt, und erlaubte sich nicht mehr als eine flüchtige ironische Bemerkung, über den Schmerz, den der junge Baumeister um das alte Schloß gezeigt.

„Die Herren verstehen ihren Vorteil nicht,“ sagte er scherzend. „Herr Franken sollte froh sein, daß ihm ein so günstiger Zufall eine neue große Tätigkeit in Aussicht stellt, hier, wo das Feld zu eng ist! Und statt um die Schönheiten der alten Bauten — denen gegen über ich freilich ein Stück Barbar bin — zu trauern, sollten sie uns mit neuen, ungeahnten Schönheiten überraschen.“

Felicitas mußte lächeln, sie geriet selbst in eine glücklichere Stimmung, wenn sie von Zeit zu Zeit nach den Mienen ihres Vaters blickte, die von einer so wunderbaren Heiterkeit zeugten. Sie wußte sich nicht zu erinnern, ihn je so gesehen zu haben, und mußte schließen, daß der junge Mann, der vor ihr saß, und den der Präsident fast liebevoll betrachtete, daran einen gewissen Anteil habe. Sie konnte nicht umhin, sich lebhafter, wärmer zu äußern, als es bei ersten Begegnungen ihre Gewohnheit war, sie

gab Doktor Paul zu erkennen, daß sie aus den Erzählungen seines Bruders mit seinen Reisen vertraut sei, und richtete mancherlei Fragen an ihn, die er humoristisch und entgegenkommend beantwortete. Herr von Herther nahm muntern Anteil an dem leichten Gespräch, und so rann eine Stunde hin, — es ging gegen den Mittag, als Doktor Lohmer sich entschieden erhob, seinen Hut nahm, und für seine lange Anwesenheit um Entschuldigung bat. Trotz der Einsprache des Präsidenten, die Felicitas wiederum ungewöhnlich erscheinen mußte, brach er diesmal wirklich auf. Er ging in seltner Zufriedenheit mit sich selbst, und verließ einen mehr als Zufriedenen. Herr von Herther sagte seiner Tochter nur noch: „Ich bin hoch erfreut, mein Kind, daß Professor Lohmer diesen Bruder hat — er wird in jedem Sinn ein Gewinn für unsern Lebenskreis sein, und du wirst freudig erstaunen, wie er es vermocht hat, sich in der Fremde Ansprüche auf unsre Dankbarkeit — auf die Dankbarkeit von Menschen, die er nicht kannte — zu erwerben!“ Aber er gab der erstaunt Aufblickenden keine weitre Erklärung, und wendete sich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er im Schreibtisch das schicksalsschwere Dokument barg und jetzt still erwägen wollte, welche Schritte er zunächst zur Ehre des Hertherschen Namens zu tun habe. Seine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit war wie mit einem Schlage verschwunden — er lechzte danach, das, was ihm so unerwartet offenbart worden war, den wenigen, die noch von dem dunklen Vorgang des Jahres 1812 wußten, und zugleich den Tausenden mitzuteilen, die nie ein Wort davon erfahren hatten. Nur sein guter, ein langes Leben hindurch bewahrter Takt brachte ihm jetzt zum Bewußtsein, daß er vor allen öffentlichen Schritten den noch lebenden Kindern

seines Oheims Franz von Herther Kunde von der wunderbaren Enthüllung geben müsse, die ihm durch den jungen Arzt übermittelt worden war.

Felicitas blieb in einer Stimmung allein, in der frohes Erstaunen und ein leise wachsendes Bangen sich seltsam mischten. Sie fühlte sich tief ergriffen und bewegt von dem, was sie eben erlebt. Wenn es einen Rausch des Glückes gab, so hatte sie ihn heute bei ihrem Vater wahrgenommen! Unbekannt mit dem Grunde des Wunders, das der junge Arzt bewirkt, hätte sie ihm nur aufrichtig dankbar sein mögen. Und doch, wie sie jetzt dem ganzen Gespräch, das sie mit Paul Lohmer geführt hatte, nachsann, war ihr, als ob sie eine schneidend kühle Luft aus seinen Worten anwehe, und als ob man dem Arzt nicht so arglos vertrauen könne wie seinem Bruder, dem Professor. Sie schalt sich selbst über dies vorschnelle Urteil, aber sie vermochte ein Mißbehagen an der scharfen Sicherheit und gewissen herben Äußerungen, die im Laufe der Unterhaltung gefallen waren, nicht völlig zu unterdrücken, und dachte mit geteilter Empfindung an die Erlebnisse dieses Morgens. Auch die Frage, ob der neue Ankömmling mit Erich Franken zusammenstimmen werde, zog durch ihren Sinn — und wieder war ihr, als wisse sie zum voraus, daß diese beiden Männer sich schwer verstehen würden.

Doktor Paul hatte inzwischen seinen Weg durch die schon wieder stilleren Straßen Forstenburgs verfolgt und sich auf einem Seitenweg der Orlachbrücke und dem halbzerstörten alten Schlosse, dem Sitz der Forstakademie zugewandt, wo er seinen Bruder zu finden erwartete. Er hatte beim Austritt aus dem Hertherschen Hause vor sich hingelächelt: „So war's doch gut, daß ich den grauen

Sünder in Peter-Paulshafen amende honorable leisten ließ, obschon mir's damals wie eine rechte Farce vorkam!" Jetzt überdachte er die Möglichkeiten, die sich an diesen Besuch knüpfen konnten, und berechnete ruhig, wie weit sich bei einigem Geschick seinerseits die Dankbarkeit des Präsidenten erstrecken werde. Wenn er zum Entschluß kam, hier festen Fuß zu fassen — noch war er nicht völlig entschlossen — so hatte er in den letzten Stunden zuverlässigen Boden gewonnen. Über den Weg völlig im klaren, wollte er nun ohne jede Illusion noch einmal scharf prüfen, ob das Ziel, das hier zu erreichen stand, auch der Mühe lohne, und ihn am Ende voll befriedigen könne. Doktor Paul war nach Forstenburg mit der Überzeugung gekommen, daß ihm die kleine Residenz keine seiner würdige Zukunft zu bieten vermöge, — seit einigen Tagen begann sich diese Überzeugung zu wandeln, und heute hatte der junge Arzt Mühe, kalt und klar die Verhältnisse zu betrachten, so verlockende Aussichten schienen sich ihm zu eröffnen.

Er erreichte den Platz vor der Forstakademie, welcher nur noch von einer kleinen Abteilung der Feuerwehr und wenigen Soldaten vor dem Andrang der Neugier beschirmt ward. Aus den Trümmern des Mittelbaues quollen noch immer schwache Rauchsäulen hervor und an einigen Stellen leuchtete glühender Schutt durch die geschwärzten Fensterhöhlungen. Doktor Paul betrachtete das Schauspiel mit mäßigem Interesse, er war ganz nur mit sich und seinen Plänen beschäftigt. Doch besaß er kundigen Blick genug, um zu erkennen, daß dem Feuer in der Tat durch die Innenhöfe zwischen dem Hauptbau und beiden Flügeln von rechts und links Halt geboten worden war und daß die Wiederherstellung des Ganzen nicht unmöglich sein

werde. Er nahm wahr, daß Erich Franken mit dem alten Landbaukommissär zwischen den Trümmern umherstieg und vorläufige Untersuchungen der Giebel und Außenwände beider Flügel anstellte. Dann gewann er durch Nennung seines Namens Einlaß in den Flügel, in dem die Wohnung seines Bruders lag.

Er fand den Professor, wie er angenommen, in der leeren, halbausgeräumten Wohnung. Hier waren einige Lehrer der Forstakademie versammelt, die über eine vorläufige Wiedereröffnung der Vorlesungen in den leeren Sammlungsräumen berieten und nur die Rückkunft der beiden Architekten erwarteten, um zu hören, ob man hoffen dürfe, hier vorderhand wenigstens ungestört zu bleiben. Doktor Paul wollte sich sofort zurückziehen, aber da er von allen bereits gekannt war, wurde ihm freundlich zugerufen, daß man hier keine offizielle Sitzung halte und mit den Erörterungen so ziemlich zu Ende sei. Professor Max Lohmer begrüßte seinen jüngern Bruder mit einem merkwürdig ernsten Blick und erschien auffällig gedrückt. Sein Gesicht, das sonst so frisch und treuherzig klar aus der Fülle des rotblonden Vollbartes und der dichten Locken hervorschaute, die seine Freunde nur die Löwenmähne tauften, war heute bleich und schmerzlich erregt. Der junge Arzt sagte sich nicht ohne eine leise Anwandlung von Verachtung, daß sein Bruder Professor wirklich schwach und töricht genug sei, sich in so ungehöriger Weise vom Unglücksfall der Lehranstalt erschüttern zu lassen, der er angehörte. Er verglich im stillen die Gesichter der andern anwesenden Professoren und fand diese ruhig, selbstzufrieden, ohne Spuren eines tiefern Eindrucks. So trat er hinter den Stuhl des Zoologen und flüsterte ihm zu:

„Du siehst völlig überwacht, beinahe krank aus, wirst

dich mit deinem überflüssigen Eifer ruinieren. Hast du meinen Rat nicht befolgt, ins Hotel zum Helm zu gehen und ruhig auszuschlafen?"

„Doch — gegangen bin ich — aber ich mußte noch einmal hierher!" versetzte leise der Professor. Dann, als ob er ein inneres Widerstreben überwinde, erhob er sich und zog den Bruder rasch in das anstoßende Zimmer. Und hier sagte er ihm in einem seltsam gepreßten Tone: „Der Kastellan will behaupten, Paul, daß du einige Male beim Verlassen des Lesezimmers deine Zigarre, aber noch im Zimmer selbst angezündet hast und scheint dies vor der Untersuchungskommission aussagen zu wollen."

Über die Züge des Doktors glitt flüchtig, ganz unmerklich, ein leichter Ausdruck des Erschreckens. Gleich darauf blitzte sein Auge wieder auf und mit aller Schärfe, die in seiner Stimme lag, erwiderte er:

„Ich sagte dir ja schon zu tausendmalen, daß ihr hier Schufte im Dienst habt, die der Trunk blödsinnig macht. Laß mir den alten Burschen hierherrufen, auf der Stelle — ich will es ihm entleiden, sich zum Kolporteur von Mordgeschichten aufzuwerfen."

„Aber Paul — es wäre ja doch möglich, daß du dich vergessen und Unglück gehabt hättest," wandte der Professor ein. „Besinn' dich, ob du gestern im Lesezimmer warst."

„Hältst du mich für den Narren, dessen Zukunft an einem weggeworfenen Zündholz und einem verleumderischen Gerücht zugrunde geht?" fragte Doktor Paul zurück. „Ich wiederhole dir, laß mir den Burschen rufen, das bist du mir und am Ende auch dir selbst schuldig, denn immerhin wäre es ein fataler Kasus, wenn dein einziger Bruder als Brandstifter eurer preislichen Forst-

akademie dieser noch preislicheren Residenz den Rücken kehren müßte.“

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße; der Professor, der mit wachsender Scheu die Züge seines Bruders betrachtete, hielt es für geraten die Klingel zu ziehen, welche den Kastellan, den er in den untern Räumen beschäftigt wußte, herbeirief. Der Kastellan erschien nach wenigen Minuten und zeigte, als er neben Professor Lohmer dessen jüngern Bruder erblickte, eine Verlegenheit, die er hinter einem unterwürfig freundlichen Gruße zu verbergen trachtete. Doktor Paul, der ihn scharf ins Auge faßte, wußte jetzt, daß er gewonnenes Spiel habe. Mit ein paar raschen Schritten trat er vor den bestürzten Mann hin und herrschte ihn kalt und scharf an:

„Ich höre, daß Sie sich erlauben, alberne Vermutungen auszusprechen und Unwahrheiten unter der Hand zu verbreiten. Und nun merken Sie wohl auf, mein Freund. Ich kann Ihnen nicht verbieten, die Untersuchungskommission mit Ihren Phantasien zu behelligen, beabsichtige es auch gar nicht. Ich werde beeiden, daß ich mich der Albernheit, die Sie mir zuschieben, niemals schuldig gemacht habe. Komme ich aber in diesen Fall, wird auch nur eine ungehörige Frage in dieser Angelegenheit an mich getan, so kenne ich nunmehr den Urheber. Ich werde Ihnen den Scherz, den Sie sich auf meine Kosten zu machen belieben, nie verzeihen — niemals! Sie sollen Ihr ganzes Leben hindurch empfinden und nach Gebühr empfinden, daß Sie gegen mich, den Fremden, kaum Heimgekehrten, eine Niedertracht verübt, auch wenn mir nicht der leiseste Schaden aus Ihrer sinnlosen Denunziation erwächst. Ich hoffe, ich werde der Mann sein, der sich dankbar erweisen kann — so oder so. Und

nun tun Sie, was Ihnen beliebt — Guten Mittag, Herr Kastellan!" —

Er wandte dem händeringenden Mann den Rücken und ging zu seinem Bruder zurück, der die ganze Szene mit angehört hatte. „Ich danke dir, Max, daß du mir Gelegenheit gegeben, mich mit dem Herrn auseinanderzusetzen. Wenn der jetzt seine Zigarrenerzählung vor eurer Kommission vorträgt, so will ich verurteilt sein, jedes Semester ein Kollegium Universitätspsychologie mit anzuhören."

„Aber Paul, lieber Paul, das ist denn doch nicht die Art, eine derartige Angelegenheit zu erledigen. Ich —"

„Du wirst mir mein eigenes Urteil in meinen eigensten Angelegenheiten erlauben," versetzte der Arzt. „Ich bin nicht gewillt, eure schlechten deutschen Sitten zu teilen, die es gestatten, einen Gentleman wie einen Buben zu beleidigen und den Ruf jemandes zu schädigen, ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit zu tragen. Wer einen andern ins Leben treffen will oder trifft, muß mindestens wissen, daß er dessen Feindschaft auf Leben und Tod auf sich nimmt. So fasse ich die Dinge auf und werde besser dabei fahren, als ihr mit eurer Schlenderei, bei der jedem Lump jedes erlaubt ist."

Wenn der Professor noch etwas zu erwidern gedacht hatte, ward er durch den plötzlichen Eintritt Erichs und zugleich durch die Rufe seiner Kollegen vom Nebenzimmer unterbrochen. Der Kastellan war still und so gedemütigt davongeschlichen, daß der junge Baumeister in der Tür einen teilnehmenden Blick auf ihn warf und bedauernd zu Doktor Paul sagte:

„Guten Tag, Herr Doktor. Unserm armen Baumbach scheint die hochfürstliche Ungnade von verflossener

Nacht noch in allen Gliedern zu liegen, er sieht ja erbärmlich aus."

„Wohl möglich," entgegnete der Arzt kurz. „Aber verzeihen Sie mir die Bemerkung, daß Sie alle, meinen Bruder eingeschlossen, ein wenig erbärmlich dreinschauen. Ich begreife nicht, daß Sie sich nach dem Ereignis der Nacht nicht ein wenig mehr Ruhe gegönnt."

„Nun, die Wahrheit zu sagen," lächelte Erich, „so war ich nicht in meine Wohnung zurückgekehrt, sondern mit Max nach Ihrem Rate in den Helm gegangen. Wir hatten noch eine Zigarre angezündet, eine halbe Stunde geplaudert und uns dann zur Ruhe gelegt. Da fährt unser Zoolog auf, beginnt sich anzukleiden und behauptet hierher zurück zu müssen, weil er die armen Tiere vergessen habe, die man unter diesen Umständen mindestens in Freiheit setzen müsse."

„Die Tiere — was für Tiere?"

„Nun allerhand Tiere, die man ihm zu physiologischen Experimenten einliefert. Sie wissen, daß er sehr beschränkten Gebrauch davon macht und beinahe für einen Antivivisektor gilt, weil er behauptet, daß man nicht gewissenhaft genug sein könne."

„Feuchtohrige Sentimentalität!" brummte der Doktor vor sich hin.

„Nun, auf alle Fälle wollte Max nicht dulden, daß die Tiere Gefahr liefen, zu verbrennen, oder hier verschüttet zu werden. So mußten wir denn durch Nacht und Schnee noch einmal hierher und dort in den kleinen Hof zu einem Gelaß, zu dem der Schlüssel nicht zu finden war. Wir haben Einbrecherarbeit verübt und einen Fuchs, einen Iltis und drei Wiesel in Freiheit gesetzt, auch zwei Dutzend Kaninchen höchsteigenhändig an den Ohren und

unter dem Paletot in den Pferdestall des Helms getragen."

„Nun, wenn das nicht kindisch war," rief der Doktor in seinem schärfsten Tone, „so weiß ich nicht, wann dies Epitheton überhaupt angewendet werden soll. Geschöpfe, die man ohnehin einem martervollen Tod bestimmt hat!"

„Ich suche, ihnen die Marter zu ersparen," versetzte der Professor, der wieder herzugetreten war. „Ich finde, daß ich meine besten Resultate ohne Qualen der Tiere erziele, und bin wohl zufrieden damit. Ich kann es nicht anhören, daß du dich selbst lästerst, und ich sage dir auf den Kopf zu: auch du bist, wenn du ja experimentierst, kein Folterknecht."

„Aus schlechter Angewohnheit und wegen der Schwäche meiner Nerven," sagte der Arzt mit einem unendlich verächtlichen Blick auf den Bruder. „Ich wollte aber, daß ich die Konsequenz hätte, alles zu tun, was aller Gefühlspinselei und schlechten Empfindelei einen tödlichen Stoß ins Herz geben müßte."

Erich fühlte in diesem Augenblicke, wie ihm das Blut wallte und gegen die Stirn schwoll — sein Gesicht zeigte flammende Röte, doch nahm er in Max Lohmers Zügen wahr, daß der Professor diesmal vor dem schneidigen Wesen des Bruders nicht zurückwich. Max überlegte einen Augenblick und antwortete ruhig, aber bestimmt:

„Du hast Lust, den alten Streit wieder aufzunehmen — ich habe heute keine Stimmung dazu. Ich wiederhole dir also einfach, daß ich auf meinem Wege und für meine Resultate deine Wünsche nicht nötig habe und im tiefsten Herzen überzeugt bin, daß auch du diese Wünsche nicht ernstlich hegst, sondern aus schlechter Angewohnheit sie zu haben vorgibst!"

„Es ist die Art aller Heidenbekehrer, anstatt die Existenz eines Gewissens zu erweisen, dem andern zu versichern, daß er eines im Busen trage," erwiderte Doktor Paul, noch immer scharf, aber jetzt wenigstens lachend. „Übrigens, du großes Kind, du wirst mich nächstens auf den Verdacht bringen, daß du ernsthaft an wissenschaftliche Wahrheiten glaubst, denn du sprichst von deinen Resultaten, als ob sie feststehende Dinge wären."

„Und woran glaubst du noch — wofür siehst du deine Resultate an?" fragte der Professor mit einem gewissen Stirnrunzeln, das sein freundliches, wohlwollendes Gesicht zuzeiten entstellte.

„An Endergebnisse bestimmter, gerade in Ansehen stehender Untersuchungsmethoden, die so lange Gültigkeit besitzen, als sich eine Methode eben in Ansehen erhält — keine Stunde länger," versetzte der Arzt. „Und darum ist's Torheit von dir, deine eigne Methode nicht bis zur schärfsten Spitze zu treiben und ihr ein wenig länger das Leben zu fristen, denn die Ablösung wartet auf euch, wie auf alle Vorangegangenen, und wenn ihr jetzt Buffon und Humboldt auslacht —"

„Ich lache sie nicht aus!" fiel Max Lohmer hitzig ein.

„Daran tust du unrecht," fuhr Doktor Paul unerschüttert fort. „Die Reihe, ausgelacht zu werden, kommt, wie gesagt, bald an euch, darum macht's euch inzwischen ein wenig bequem und behaltet das mäßige Quantum Respekt, was die liebe Menschheit aufzuwenden hat, so lange ihr könnt, für euch allein."

Wahrscheinlich hätte das unumwundene Glaubensbekenntnis Pauls zu einem neuen Streit mit dem Bruder geführt, so wenig streitlustig der Zoolog sich auch heute fühlen mochte. Aber ein Hoffourier in braun und sil-

berner Livree, der sich auf der Schwelle zeigte, unterbrach und beendete die ganze Unterredung. Derselbe trat auf Erich zu und sagte:

„Se. Hoheit lassen ersuchen, sich Mittag ein Uhr im Schlosse im Eberhardszimmer zu einer Beratung einzufinden. Ich soll auch den Herrn Prorektor der Forstakademie einladen.“

„Die Einladung gilt mir, ich bin zurzeit Prorektor!“ sagte Max Lohmer, halb verlegen. „Du wartest wohl einige Augenblicke auf mich, Erich, wir gehen dann zu dir und nachher ins Schloß — viel Zeit haben wir nicht zu verlieren — Paul sieht schon nach der Uhr!“

„Viel Glück bei Hofe, meine Herren,“ versetzte Doktor Lohmer mit einer spöttischen Verbeugung. „Tun Sie Ihr Bestes, der ehrwürdigen Akademie aufs neue das Küchenleben zu fristen; ich will mich inzwischen eines gleichen Geschäfts bei einigen meiner Patienten befleißigen!“

Dreizehntes Kapitel.

Auch im Forstenburger neuen Residenzschlosse war der heutige Tag ein ungewöhnlich bewegter gewesen. Auf den breiten Riesentreppen, in den großen, hohen Korridoren und den langen Zimmerreihen ward die Menge der Kommenden und Gehenden freilich weniger sichtbar, als in den paar kurzen Hauptstraßen der Residenz, und noch weniger hörbar, denn die dicken Winterteppiche über jeder Stufe und jedem Parkett dämpften das Geräusch aller Schritte, und die Stimmen wurden hier ohnehin nie laut erhoben. Dennoch wäre für ein geübtes Ohr das Schwirren und Flüstern so auffällig gewesen, wie für

Kabinettsrat Lorbergs erfahrenen Blick die vielen fremden Gesichter waren, die sich seit den ersten Morgenstunden in den Vorzimmern zeigten und deren Träger sich auf einen ausdrücklichen Befehl Sr. Hoheit beriefen. Mühlmann, des Herzogs Kammerdiener, der bereits seit fünf Uhr des Morgens im Dienst war, hatte dem Kabinettsrat einen warmen Tag vorher verkündigt, und als gegen zehn Uhr Lorberg noch immer nicht zum Vortrag gerufen war, begann er des Glaubens zu leben, daß der Tag, trotz der Februarkälte draußen, ein sehr heißer werden würde. Zwei-, dreimal war der Kabinettsrat in das Arbeitszimmer des Herzogs befohlen worden, um eine Auskunft zu erteilen und die Weisung zu einer Niederschrift zu empfangen, und jedesmal hatte er am mächtigen Stirnrunzeln Sr. Hoheit und dem eisigen Blick der blauen Augen wahrgenommen, daß die Stimmung Herzog Bernhards keine erfreuliche sei. Zum Überfluß mußte Exzellenz von Althen, der erste Minister, mit dem der Herzog die Geschäfte so rasch und kurz als möglich zu erledigen liebte, sich heute in wortreichen Auseinandersetzungen ergehen. Lorberg hörte auf seinem Lauscherposten, auf den er von Zeit zu Zeit zurückkehrte, die Stimme Sr. Hoheit immer härter, metallener erklingen — und prophezeite sich, daß der Sturm, der in Gegenwart des Ministers verhalten ward, gegen ihn losbrechen werde. Er seufzte daher tief auf, als Exzellenz von Althen aus dem Zimmer des Herzogs mit einem kurzen kühlen Gruße endlich an ihm vorüberging und gleich darauf die verhängnisvolle Glocke ertönte, die erst den Kammerdiener und dann ihn rief. In der Tat fand er den Herzog bei seinem Eintritt am Schreibtisch tief über Papiere gebeugt, die der Minister zurückgelassen hatte und die offenbar das Mißfallen des

Fürsten im stärksten Grade erregten. Und der Kabinettsrat trug in seinen Mappen genug, was den Landesherrn weiter reizen und verstimmen mußte.

„Diese Langeweile! Diese Gleisnerei! Ich trag' es nicht länger," hörte der alte Sekretär Herzog Bernhard vor sich hinsagen. „Lassen Sie Herther rufen — hören Sie, Lorberg?"

„Zu Befehl, Hoheit! Zu welcher Stunde befehlen Ew. Hoheit?"

„Je eher, je lieber! — Es wird zwar wieder ein nutzloser Versuch sein —" fügte der Fürst mehr für sich als für den Kabinettsrat hinzu, und dieser hütete sich wohl, die leiseste Bemerkung laut werden zu lassen. „Was bringen Sie? — die Tage lassen sich seit gestern recht erfreulich an! Um ein Uhr findet im Eberhardszimmer eine Konferenz statt, wegen des alten Schlosses — Sie werden Protokoll führen. Kurz und knapp — es werden gar viel unnötige Worte geredet werden. Und nun rasch das nötigste!"

Während der Herzog seiner Gewohnheit getreu an den kleinen, niedrigen Tisch ging, der vor einer Ottomane stand, erwog der Kabinettsrat in Gedanken, was das nötigste sei und was er heute beiseite lassen dürfe, ohne sich einer Verantwortung auszusetzen, und reichte Sr. Hoheit eine große Zahl von Ausfertigungen zur Unterschrift hin. Dann hob er schüchtern an:

„Hoheit befahlen, über den gestrigen Schloßbrand unter der Hand und unabhängig von der offiziellen Untersuchung einige Erörterungen anzustellen. Ich habe den Reisekurier Wild damit beauftragt — der sich leider viel in den Wirtshäusern umhertreibt und daher in diesem besondern Falle unverfänglich erschien."

„Und was hat er herausgebracht?“ fragte der Herzog und fuhr fort zu unterschreiben.

„Ich habe hier zu Papier gebracht, was er berichtet —“

Der Herzog griff nach dem Blatt, was Lorberg hinreichte, überlief es mit scharfem Blick und schleuderte es dann verächtlich in den Papierkorb, dessen Inhalt der Kammerdiener jederzeit vor seinen Augen verbrennen mußte. „Elendes Geträtsch — den Wein nicht wert, den der Schlingel berechnen wird. Wir werden also wieder nichts erfahren und uns an der Tatsache genügen lassen müssen, daß das Schloß zur Hälfte hinüber ist. Weiter — weiter!“

Lorberg zögerte doch ein wenig, es fiel ihm auf die Seele, wie viel Peinliches er gerade heute dem unholden Herrn vorzutragen habe. Er wühlte zwischen seinen Papieren und hob danach an:

„Ew. Hoheit haben befohlen, eine Aufstellung der Verpflichtungen des Herrn Hofpianisten Arsakoff zu bewirken. Soviel ich zu ergründen vermocht habe, dürften sich dieselben auf nicht weniger als achttausend Taler belaufen.“

„Achttausend Taler — in weniger als einem Jahre, seit die Kabinettskasse für ihn gezahlt!“ sagte diesmal Herzog Bernhard mit finsterm und, wie es dem Kabinettsrat vorkam, verächtlichem Ausdruck. „Der Mensch wäre imstande, einen Börsenfürsten zu ruinieren, geschweige denn uns. Wofür in aller Welt gibt er das Geld in unserm Neste aus?“

„Menus plaisirs, Hoheit!“ entgegnete Lorberg boshaft. „Und das Spiel im ‚Englischen Hof‘, bei dem der Herr Hofpianist immer unglücklich spielen soll, und

manche Briefe guter Freundinnen aus Petersburg und Mailand!“

Der Herzog sah bei dem Namen der letztern Stadt auf — aber es wäre zu unerhört gewesen, daß sein alter Privatsekretär seinen Worten eine Spitze gab. So begnügte er sich, kurz hinzuwerfen:

„Also noch einmal zahlen! Aus meiner Privatschatulle! Aber direkt an die Leute, denen Arsakoff schuldet, nicht an ihn.“

Der Kabinettsrat schien eine andre Entscheidung erwartet zu haben — denn er wagte die Bemerkung: „Und wenn der Betrag der Schulden ein noch größerer wäre, Hoheit?“

„So wären Ihre Renseignements schlecht gewesen und Sie zahlen dennoch!“ sagte Se. Hoheit. Lorberg zuckte leicht zusammen, als habe er aus den Worten des Herzogs einen Blitz züngeln sehen, und fuhr dann in seinem Vortrag fort. Er berichtete eintönig und knapp, wie es der Fürst forderte, über eine Reihe von Geschäften und holte sich eine Reihe meist ungnädiger Bescheide. Und dabei wußte er, daß der Hofmarschall ihm unter dem Vorwand des großen für morgen angesetzten Diners eine Angelegenheit der peinlichsten Natur aufgebürdet habe, und der Herzog, wenn er von Zeit zu Zeit emporblickte, wußte gleichfalls, daß der Kabinettsrat noch mit etwas Unerfreulichem zurückhielt und sich vor dem Augenblick fürchtete, in dem er endlich sprechen müsse. „Sind wir fertig?“ frug Herzog Bernhard ungewöhnlich scharf, um der Unschlüssigkeit seines Sekretärs zu Hilfe zu kommen.

„Hoheit verzeihen — noch eine Angelegenheit, die eigentlich Exzellenz von Stecknitz, der Herr Hofmarschall, vorzutragen hätte. Odin, der große sibirische Hund, den

Ew. Hoheit von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Wilhelm zum Geschenk erhielten, schien seit einigen Tagen krank, Herr v. Stecknitz ließ gestern nachmittag den Tierarzt rufen —"

Lorberg stockte, der Herzog sah finster vor sich nieder und dann durchs Fenster in den Schloßhof. „Wasserscheu!" murmelte er vor sich hin. „Armes Tier — schicken Sie mir Joseph herein, ich will ihm Anweisung geben, den Hund sofort zu erschießen!"

Und als der Kabinettsrat trotz des deutlichen Zeichens, daß er entlassen sei, noch keine Miene machte zu gehen, fragte der Herzog: „Was noch?"

„Hoheit — Fräulein von Halleben, die von dem traurigen Vorfall gehört, behauptet, daß Coeur de Lion, das Wachtelhündchen Ihrer Hoheit, noch vorgestern mit Odin im Park gespielt habe. Es wird vielleicht notwendig werden — und es wird sehr schwierig sein, Ihre Hoheit von der Notwendigkeit einer solchen Maßregel zu überzeugen!" — — —

„Sie haben recht," entgegnete nachsinnend Herzog Bernhard. „Ohne Szene geht es schwerlich ab — doch vielleicht! Dorau hat seinen Morgenbesuch bereits gemacht — veranlassen Sie ihn, noch einen Augenblick zu mir zu kommen."

Lorberg verbeugte sich und atmete hoch auf — das Gewitter war vorübergezogen, ohne unmittelbar einzuschlagen. Der Herzog blieb in seinem Arbeitsgemach allein, das er mit großen, unruhigen Schritten durchmaß. Sein Gesicht wurde je länger, um so finsterer, und erheiterte sich dadurch nicht, daß im Laufe der nächsten Stunde der Leibarzt, Geheimrat Dorau, und Joseph Staudinger, der tirolische Leibjäger des Herzogs, gemeldet und nach kurzen

Unterredungen wieder entlassen wurden. Immer ungeduldiger wartete der Fürst auf Herrn von Herther, und doch ward es beinahe Mittag, ehe der Herzugerufene endlich erschien. Der Herzog nahm von Zeit zu Zeit ein paar politische Broschüren zur Hand, die auf dem Tische vor ihm lagen, zündete verschiedene Zigarren an und warf die einen wie die andern nach wenigen Minuten verächtlich wieder beiseite. Mehr als einmal trat er ans Fenster, und als er den Handelsgerichtspräsidenten über den breiten Schloßhof daher kommen und drunten noch ein ziemlich lebhaftes Gespräch mit dem Hofmarschall, der eben in seinen Wagen steigen wollte, anknüpfen sah, sprach er ingrimmig vor sich hin: „Er macht sich kostbar!“

Dennoch durfte sich der Präsident, als er von Mühlmann gemeldet und eingeführt war, über keinen unliebenswürdigen Empfang beklagen. Im Gegenteil kam ihm der Herzog mit seinem besten Lächeln entgegen und nahm auf der Stelle wahr, daß Herrn von Herthers Gesicht einen ungewöhnlichen Schimmer von Heiterkeit zeigte.

Halb freundlich, halb sarkastisch bemerkte der Fürst, daß dem Herrn Präsidenten der Brand der Forstakademie recht wohl bekommen scheine.

„Darf ich fragen, was Ihnen Angenehmes widerfahren ist?“

„Ew. Hoheit werden gestatten, daß ich Ihnen zu einer passenderen Stunde davon Mitteilung mache. Familienangelegenheiten — olle Kamellen, wie unser trefflicher Fritz Reuter sagen würde! Ew. Hoheit haben mich rufen lassen?“

„Ja, um eine Frage an Sie zu richten, auf die ich die Antwort freilich im voraus wissen könnte. Aber mindestens sollen Sie erfahren, daß es mir Ernst mit meinem

Anerbieten ist. Ich meine wieder einmal, es mit Althen nicht länger aushalten zu können, seine Pedanterie und wohlredende Altklugheit bei dem Unglück der Forstakademie sind mir rein unerträglich. Der vollständige Polonius! Ich biete Ihnen noch einmal das Staatsministerium mit den Angelegenheiten meines Hauses, der Justiz und des Innern an und erkläre mich bereit, Ihnen jede Bedingung zu konzedieren, die Sie vernünftigerweise machen können."

„Bis auf die eine, die Hauptbedingung, Hoheit, die ich vielleicht unvernünftigerweise stellen müßte!" stammelte Herr von Herther, den der erneute Antrag des Fürsten überraschte und in der Tat ergriff. „Ich nehme gern an, daß Ew. Hoheit nicht bloß aus Mißvergnügen über Herrn von Althens Art und Weise Höchstihren Ratgeber wechseln wollen, und bin stolz darauf, zu wissen, daß Ihnen mein Charakter und meine Anhänglichkeit an Ew. Hoheit einiges Vertrauen einflößen. Allein — Hoheit gestatten mir gnädigst dies unumwunden auszusprechen — ich kann Ihr Minister nicht sein, da ich die Anschauungen Ew. Hoheit über Ihren fürstlichen Beruf in keiner Weise teile. Ich würde meinen allergnädigsten Herrn in dieser Stellung mit meinen Auffassungen fortwährend behelligen, würde fordern müssen, daß die Stagnation in unserm kleinen Lande einer neuen Tätigkeit wiche und würde dabei ohne Aufhören mit Ew. Hoheit Überzeugung zusammenstoßen, daß alles nicht mehr der Mühe lohne —"

„Und es lohnt auch nicht mehr der Mühe!" rief der Herzog stark, und die blauen Augen blitzten Herrn von Herther an. „Ich sage Ihnen zum tausendsten Male: meine Herren Brüder und Vetter lügen, wenn sie vorgeben, ihren Fürstenberuf anders aufzufassen als ich,

bestenfalls belügen sie sich selbst. Wir können keinem Ideal nachstreben und müssen die Dinge ihren eignen schlechten Weg gehen lassen. Auf einem großen Thron stellen sich die Zeiten noch anders dar — es ist mindestens möglich, zu handeln und zu wagen! Aber wir! Bei jedem Versuch, etwas zu ändern, stoßen wir auf Tatsachen, die unser Bemühen komisch machen, und obschon im Grunde genommen auch das gleichgültig wäre, komisch will ich doch eben nicht erscheinen."

„Ew. Hoheit ersparen mir, die Auseinandersetzungen zu wiederholen, mit denen ich Ihre Ansicht vergeblich zu widerlegen getrachtet habe. Nach allem möchte ich mich einer Frage erkühnen: warum Ew. Hoheit bei Ihrer völligen Abneigung gegen den in meinen Augen noch immer erhabenen Beruf eines kleineren Landesherrn, bei dem Ekel, den Ew. Hoheit gegen Ihre fürstlichen Pflichten empfinden, niemals an Abdankung und an darauf bezügliche Verhandlungen gedacht haben?"

„Abdanken — was fällt Ihnen ein, Herther?" antwortete der Herzog halb lachend, halb zornig. „Verstehen Sie mich recht — ich weiß leider genau, daß es nichts fruchtet, die Zügel straff zu halten — aber ich werde sie straff halten, solange sie in meiner Hand ruhen! Und dazu reicht meine Macht eben noch aus, mich vor allen Insolenzen meiner Umgebung zu schützen und einigen Leuten in derselben fühlbar zu machen, daß ich noch da bin und mich rege. Wollen Sie diesen Willensakten einen höhern Zweck geben, so werden Sie mein Minister!"

„Ew. Hoheit Vorfahren haben ihren Beruf anders aufgefaßt. Ich würde daran verzweifeln, auf dieser Basis etwas Erfreuliches zustande zu bringen!" rief Herr von Herther, und der schmerzliche Ausdruck, den sein Gesicht

zeigte, schien selbst den ehernen Herzog mit einiger Rührung zu erfüllen.

„Meine Vorfahren, Herther?“ sagte er. „Der zweite Eberhard hat Kräfte und Leben in Hirschjagden und Sauhatzen verbraucht, der dritte mit dem Bau von zehn überflüssigen Schlössern sich und das Land ruiniert, und von des vierten Harem wußten die Urgroßmütter hier und in Wellerswaldau grausige Dinge zu erzählen. Doch ich gebe Ihnen zu, es waren andre Männer darunter — Männer nach Ihrem Sinn, Herther — sie bleiben vielleicht mit einigem Nachruhm auf ein paar Blättern der deutschen Kulturgeschichte genannt. Immer aber waren es Männer, die einen Willen hatten und sich in rascher, lebendiger Wirkung ihres Daseins freuten! Keine Landstände, keine öffentliche Meinung und dafür einen Willen! Ob sie sich zum Genuß wandten, oder in energischer Tätigkeit für ihr Land wirkten, so folgten sie dem Drange ihres Blutes und durften sich frei, groß und bedeutend fühlen! Doch lassen wir das — Reminiszenzen sind das krankhafteste Element, in dem der Mensch leben kann. Sie müssen es mir also nach Ihrem Gewissen wiederum abschlagen, das Ministerium zu übernehmen?“

„Ich würde einen Versuch machen,“ sagte Herr von Herther, „sofern Ew. Hoheit auf weitere Verhandlungen wegen Zurückgabe der Domänen des fürstlichen Hauses Verzicht leisteten.“

Der Herzog, der sich eben erst gesetzt hatte, sprang wieder empor: „Das ist eine Unmöglichkeit, Herther, Sie wissen oder müssen wissen, daß ich, wie ich einmal denke, es als Pflicht erachten muß, den Agnaten meines Hauses ein fürstliches Privatvermögen für alle Fälle zu sichern.“

„Ew. Hoheit verzeihen gnädigst, wenn ich dann bei meiner Weigerung beharren muß. Ich kann nicht der Minister eines Herrschers sein, der Fürstenhaus und Land trennt, ich würde Ew. Hoheit nur lästig werden und keine irgend nennenswerten Dienste leisten können."

„So hielten wir denn wieder da, wo wir schon ein paarmal gehalten haben — schade — schade!" entgegnete der Herzog nachdenklich, aber nicht ungnädig. „Nun, lieber Präsident, vielleicht kommt Ihnen noch einmal besserer Rat, lange dürfen Sie sich freilich nicht mehr besinnen, denn mit mir hält's nur noch ein paar Jahre, und ob mein Großneffe je zur Regierung kommt, wissen die Schicksalsgötter, die den kleinen Herrschern nicht mehr günstig sind. Schade! Ich würde mit Ihnen trotz allem besser fortkommen, als mit Polonius-Althen! Sie haben mir nach Ihrer Gewohnheit manches offene Wort gesagt, ich kann Ihnen wider meine Gewohnheit eine Bemerkung auch nicht ersparen! Es mag Ihnen schmerzlich sein, daß Ihr Landesherr ohne jedes Fürstenideal dahinlebt. Ich aber zweifle auch, ob das, was Sie erfüllt und leitet, überall noch ein Ideal genannt werden darf. Sie wollen in peinlicher Gewissenhaftigkeit leidlich aufrecht erhalten, was aus bessern Zeiten überkommen ist; Sie haben nicht die mindeste Zuversicht, daß Sie etwas aus dem Vollen schaffen, die Welt mit neuen Gütern, die Herzen mit neuen Empfindungen segnen können — nein, widerreden Sie mir nicht! — ein traurig-peinliches Abwägen, eine beständige Wacht gegen jeden Luftzug, den Sie für giftig halten, ein opfervolles Aufrechterhalten der Bildung, der Familiensitte und der Respektabilität um jeden Preis! — wahrhaftig, Herther, mein Urahn Eberhard der Dritte, der mit seinen Zopfschlössern das Herzogtum Forstenburg zum

irdischen Paradies zu wandeln meinte, ist einem Ideal näher gewesen als Sie!"

„Ew. Hoheit sprechen eine schwere Wahrheit aus. Aber es wird nicht in unsre Macht gestellt, ob wir im letzten kümmerlichen Nachglanz einer untergehenden Sonne, oder im Schimmer eines neuen Lichtes wandeln!" entgegnete der Präsident und verbeugte sich wie zum Abschied.

„Das kann ich auch für mich anführen!" schloß der Herzog die Unterredung. „Ich werde jetzt zu einer Beratung über das Schicksal der Forstakademie und zunächst des zerstörten Gebäudes erwartet. Da Sie nicht mein Minister sein wollen, darf ich Sie auch nicht auffordern, mich hinüber in das Eberhardszimmer zu begleiten. Sie würden natürlich für den Fortbestand des Instituts stimmen?"

„Wenn ihm nichts von den seither gewährten Mitteln entzogen wird und einige unumgänglich notwendige Ergänzungen bewilligt werden, unbedingt!"

„Ich wußte es!" sagte der Herzog mit einem eigentümlichen Lächeln. „Konservieren, was nicht gerade unter den Händen zerbricht!" — — Nun denn, Herr Präsident, ich will Ihre Meinung stillschweigend mit in die Wagschale der Erhaltung werfen. Meinen Antrag können Sie noch einige Tage in Überlegung ziehen: ich werde morgen mit Herrn von Bodmann und dem jungen Stecknitz nach den Wellerswaldauer Forsten fahren, ich fühle, daß es mir sehr not tut, die Brust zu lüften." — — —

Zur gleichen Stunde, in der Herr von Herther im Kabinett des Herzogs verweilte und in den Vorzimmern desselben viel Geflüster und noch mehr vielsagende Blicke über den vertraulichen Verkehr Sr. Hoheit mit dem

Handelsgerichtspräsidenten ausgetauscht wurden, lagen der mächtige Vorraum und die längs desselben hinlaufende Galerie, die zu den von der Prinzessin Stephanie bewohnten Gemächern führte, in tiefster Stille. Die Prinzessin hatte um diese Zeit kaum noch von dem Ereignis der Nacht erfahren und nicht mehr als ein flüchtiges Bedauern gezeigt. Sie weilte mit ihrer Hofdame, Fräulein von Halleben, in einem Zimmer, dessen Ausstattung in Blau und Weiß morgendlich heiter erscheinen sollte und vielleicht so erschienen wäre, wenn ein Hauch von Wärme und Heiterkeit die beiden im Zimmer anwesenden Damen belebt hätte. Prinzessin und Hofdame saßen, an der Stickerei, einer kostbaren Altardecke arbeitend, sich teilnahmlos gegenüber, und das wunderbar helle, farbenleuchtende kleine Gemach, durch das eine angenehme, gleichmäßige Wärme hinströmte, hätte jedem dritten einen frostigen Eindruck dargeboten. Auch Prinzessin Stephanie schien etwas ähnliches zu empfinden, sie schauerte einigemal zusammen und zog ein kostbares Spitzentuch, das sie vorhin umgeworfen, fester um Hals und Schultern. Der einzige, der sonst Leben in diese Räume brachte: ein kleiner, weißer Wachtelhund mit langhängenden braunen Ohren, lag auf dem blau- und weißgestreiften Atlas eines Diwans, die Prinzessin warf von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick nach ihm hinüber. Dann legte sie den Kopf zurück und schloß die Augen, was Fräulein von Halleben niemals bemerkte. Die junge Dame, eine hochgewachsene, etwa achtundzwanzigjährige Blondine mit einem alltäglichen, aber von Gesundheit zeugenden Gesicht, schien auf den Gegensatz zu ihrer jungen Herrin förmlich ausgewählt. Wie sie dasaß, in behaglicher Fülle, in unterwürfig-freundlicher Haltung, war ihr leicht anzusehen, daß sie sich lang-

weile, wie Prinzessin Stephanie, aber die Langeweile als einen völlig wünschenswerten Zustand empfand. Zufrieden zog sie ihre Goldfäden durch den schweren Stoff und wartete ab, bis sich ihre Prinzessin in bessere Stimmung hinübergelebt haben würde. In der Tat ertrug die Prinzessin das Schweigen nur etwa eine halbe Stunde lang — dann stand sie auf und sagte:

„Ist das wieder ein Morgen. Nicht einmal Dorau läßt sich zur gewohnten Zeit sehen — und ich wollte ihm sagen, daß er mir seine abscheulichen Stahlpillen nicht noch einmal aufreden soll! Mein Kopfweh wird davon ärger, statt besser.“

„Ew. Hoheit haben gestern abend mit Herrn Arsakoff viel zu lange vierhändig gespielt, lauter schwere Stücke, die vielmehr Schuld tragen mögen, als die Stahlpillen, daß Sie heute nicht im besten Wohlsein sind!“

„Natürlich!“ sagte die Prinzessin. „Immer muß das einzige, was mir noch Freude machen kann, Schuld an meinem Elend tragen. Wenn ich Straußsche Walzer und Rosellensche Salonstücke trommelte, die Ihnen gefallen, Sophie, so würden Sie anders darüber denken, wenigstens sprechen. — Freilich wäre es besser, keinen Ton mehr zu hören und durch nichts erinnert zu werden, daß es eine bessere Welt gibt, als die Ihre!“

„Ew. Hoheit erleichtern sich durch Schweben in solchen Vorstellungen Höchstihre Existenz nicht und sind ungerecht gegen das Schicksal, das Sie so hoch gestellt und Ihnen so reiche Gelegenheit geboten hat, Gutes in der Welt zu tun!“ sagte phlegmatisch Fräulein von Halleben, und es klang freilich, als ob sie eine auswendig gelernte Lektion aufsage.

Die Prinzessin betrachtete es denn auch so und wandte

sich ungeduldig von der Hofdame hinweg. „Ein preisens-wertes Schicksal!“ sprach sie dabei hörbar genug. „Am Markt feilgeboten, ob sich irgend ein König oder Groß-herzog finden will, der uns heiratet, — betrachtet, ver-schmäht, bis zu neuen Verhandlungen beiseite geschoben, und wenn es ganz glücklich geht, schließlich in einem alten Schloß als verwunschene Prinzessin untergebracht, die alle Abende ihren Cercle und ihr Whist hat — wahrhaftig, Sophie, Sie haben Ursache, mich zu beneiden!“

„Ew. Hoheit müssen zufrieden sein lernen, und wissen wohl, daß ich dergleichen Äußerungen eigentlich gar nicht hören darf. Wenn ich nur ergründen könnte, welcher Ab-scheuliche es gewagt hat, in Ihre Seele solche Gedanken zu tragen. Ew. Hoheit sollten und müßten in der Wahl Ihrer Lektüre vorsichtiger sein.“

Die Prinzessin erwiderte nichts mehr, ihre Lippen sprachen dennoch deutlich genug aus, wie beschränkt und armselig ihr Sophie von Halleben nicht zum erstenmal erschien. Die Hofdame las genau in der Seele ihrer jungen Gebieterin, deren blasses Gesichtchen jetzt fieberisch gerötet war und deren Mundwinkel verächtlich zuckten. Aber sie fühlte sich trotzdem im Bewußtsein ihrer erfüllten Pflicht zufrieden und ordnete die Goldfäden, welche dem schweren Seidenstoffe zunächst einverleibt werden sollten.

Mit einem Male lauschte die Prinzessin auf. Aus dem größern Musiksalon, der mit ihrer eigentlichen Wohnung durch einen Wintergarten in Verbindung stand, in den auch aus den Gemächern des Herzogs ein Ein-gang führte, schollen die Klänge der Chopinschen Polonäse in As-dur gedämpft, aber doch noch hörbar herüber. Merkwürdigerweise horchte die Prinzessin nun mit gespannter Aufmerksamkeit nach den fernen Tönen, sie lehnte sich

noch mehr in ihrer Chaiselongue zurück, während Fräulein von Halleben in eine Art von Erregung geriet und sich tiefer auf ihre Stickerei beugte. „Es ist der Herr Hofpianist und ein Lieblingsstück Ew. Hoheit!“ bemerkte sie dabei.

„Gewiß,“ entgegnete Prinzessin Stephanie. „Ich würde hinübergehen, aber es ist nicht die Stunde. Ich begreife nicht, daß Arsakoff diese gewählt hat.“

„Er spielt vielleicht für Miß Blake!“ warf Fräulein von Halleben hin. Sie sah dabei nicht die Prinzessin, sondern ohne Frage den Wachtelhund auf der Ottomane an, der sich ein und das andremal dehnte und sie anblinzelte. Die Prinzessin, die der Tür, durch die man die Töne vernahm, zunächst getreten war, sagte leise:

„Ich werde eine Viertelstunde hinübergehen. Kommen Sie mit mir, Sophie, auch wenn es Sie langweilt.“

„Hoheit werden verzeihen, es möchte am wenigsten geraten sein, wenn gar niemand hier bliebe,“ entgegnete die Hofdame.

„Sie haben recht — ich danke Ihnen!“ versetzte Prinzessin Stephanie. „Ich finde Miß Blake jedenfalls im Musiksalon, oder rufe sie aus ihrem Zimmer ab. Nur eine Viertelstunde, Sophie!“

Sie ging und hatte kaum das zweite Gemach in der Reihe der Zimmer erreicht, die nach dem Wintergarten leitete, als Fräulein von Halleben die diensttuende Kammerfrau aus dem Nebenzimmer hereinrief und ihr hastig einige Worte zuflüsterte. — Die Prinzessin betrat währenddes, ohne sich noch einmal umzusehen, den Wintergarten und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die in einem großen Halbkreis von Kamelien mit Hunderten prachtvoller Blüten angebracht waren. Es herrschte hier

eine kühlere Temperatur als in ihren innern Zimmern, und trotzdem sie vorhin gefröstelt hatte, schien ihr diese wohlzutun. Sie sog die frischere Luft und zugleich den leisen, süßen Duft der Veilchen ein, die dicht nebenan in schmalen künstlichen Beeten getrieben wurden. Über die Kamelienhecken hinaus ragten große, baumartige Blattpflanzen mit breiten niederhängenden Blättern empor. Sie waren frisch angefeuchtet worden und von ihnen herabfallende Tropfen netzten das Gesicht der Prinzessin. Sie war jetzt den bestrickenden Klängen, die Camillo Arsakoff den Tasten zu entlocken wußte, nahe genug — und zögerte doch, in einer Anwandlung von ruhiger Überlegung, den Wintergarten vollends zu durchschreiten. So blieb sie längere Zeit ganz still — sie hörte an der Art, wie der Musiker spielte, daß dazwischen gesprochen werden mußte, sie erriet auch, daß Edith Blake in Arsakoffs Gesellschaft sei — aber sie konnte natürlich die Worte selbst nicht vernehmen, da nur abgerissene Laute zu ihr drangen.

Miß Edith war vorhin, als Signor Camillo sich kaum im Musiksalon eingefunden hatte, dorthin gekommen, um dem Spielenden, der eben die ersten Töne anschlug, zu sagen, daß Ihre Hoheit ihn erst gegen drei Uhr nach dem Dejeuner erwarte und bis dahin nicht gestört werden dürfe; Arsakoff, dessen Gesicht seit seinem Aufenthalt in Forstenburg auffällig viel schärfere Züge erhalten hatte, richtete bei der Anrede der jungen Engländerin seinen Kopf vom Flügel empor und nach ihr hin und fragte, während er die folgenden Takte leiser und gleichsam nur versuchend spielte: „Ist dies Auftrag der Prinzessin, oder finden Sie selbst, Miß Edith, daß ich hier überflüssig bin? Ihre Hoheit hat mir noch vor kurzem diesen Salon

und dies Instrument für meine Übungen zur Verfügung gestellt."

Und als Miß Blake nicht antwortete, fuhr er fort zu spielen, richtete aber jetzt seine Augen halb fragend, halb bittend auf die junge Dame, die ihn wie traumverloren anblickte und sich von den Klängen, die er dem großen Steinwayschen Flügel abgewann, immer näher und näher ziehen ließ. Sowie Miß Edith neben ihm stand, spielte er nur mit der linken Hand weiter, sein rechter Arm umfaßte die Engländerin und suchte sie an sich zu pressen. Sie riß sich entschieden und mit einem Ruck aus seinem Arm und sagte zwischen den Zähnen hervor: „Sie sind ein Elender! Die Prinzessin muß wissen, wem sie ihre Anbetung schenkt!" — während sie doch neben ihm stehen blieb und der immer schneller über die Tasten gleitenden Hand mit den Augen folgte.

Arsakoff lachte hell auf und spielte weiter — bis er an einer Pianostelle spöttisch fragte:

„Und was wollen Sie Ihrer Hoheit erzählen, Miß Edith? Daß ich mit Dank ein kostbares Geschenk genommen, was ich nicht geraubt, nicht erbettelt habe? Glauben Sie wirklich, schöne Freundin, daß die Mitteilung Ihnen zugute kommen würde."

„Nein, wahrlich nein!" entgegnete Miß Edith mit einem Ausdruck unsäglicher Bitterkeit und Selbstverachtung. „Aber meiner armen Prinzessin kann sie vielleicht zugute kommen!"

„Seien Sie verständig, wie Sie immer sind, Miß, und wenn Sie Ihre Herrin wirklich so heiß lieben, so sorgen Sie dafür, daß sie mir einen Augenblick zuhört. Ich bin nicht zufällig hier, obschon es so scheinen muß!"

Miß Edith prüfte mit einem tiefen, durchdringenden,

16*

beinahe feindseligen Blick die Züge des Musikers. Sie widerstand indes der Gewalt seiner Augen, aus denen ein wundersames mildes Licht hervorglänzte, auch diesmal nicht und flüsterte plötzlich:

„Um Gotteswillen, Camillo — wenn Sie uns alle täuschen müssen, täuschen Sie wenigstens die Prinzessin nicht!"

„Ich sage Ihnen, daß ich hier bin, ihr, auf Gefahr meiner ganzen Stellung, einen Schmerz zu ersparen," versetzte der Musiker. „Aber viel Zeit ist nicht zu verlieren, und wenn Sie nicht gehen wollen, um Ihre Hoheit zu suchen!"

„Sie kommt schon! Sie hört Sie und folgt!" stieß Miß Blake hervor, die einige Schritte dem Wintergarten zu getan hatte, in dessen Tür die feine Gestalt der Prinzessin Stephanie erschien. Camillo sprang empor, um sich tief zu verneigen; die Prinzessin begrüßte ihn und bat ihn nach wenigen Worten, fortzufahren. Edith Blake war unwillkürlich zurückgetreten, und Prinzessin Stephanie stand jetzt beinahe an demselben Platz, den vorhin ihre englische Gouvernante eingenommen. Ihre Augen glitten von dem Gesicht der Prinzessin auf das des Musikers; kein Zucken der Wimpern, kein Lächeln konnte ihr entgehen und mit je lautern, ineinanderwogenden Tönen Arsakoff seine Worte zu decken suchte, um so gespannter beobachtete Miß Edith Haltung und Ausdruck der beiden Menschen. Mit einmal brach Camillo mitten im Satz ab und wandte sich hastig, fast brüsk, zu der einen Schritt hinter ihm stehenden Prinzessin. Er hatte endlich gemerkt, daß sie in ihrer leidenschaftlichen Teilnahme an seinem Spiel, seine hingeworfenen Worte gar nicht hörte:

„Hoheit verzeihen gnädigst! Bitte, senden Sie Miß Blake nach Ihrem Zimmer hinüber —"

„Signor Camillo!" — die Prinzessin wich weit von dem erregt Dreinschauenden zurück, ihre Lippen waren bleich und ein Ausdruck von Furcht lag auf ihrem Gesicht — es durchschauerte sie der Gedanke, daß der Künstler in einer Aufwallung niedergehaltener Leidenschaft plötzlich wahnsinnig geworden sein könne.

„Bitte — bitte, Hoheit, senden Sie Miß Blake nach Coeur de Lion, lassen Sie ihn hierher bringen," fuhr Arsakoff fort.

Und schon flog Miß Blake den langen grünen Gang des Wintergartens hinab — sie hatte das Wort des Musikers aufgefangen, sie glaubte ihm jetzt. Einen Augenblick war Camillo Arsakoff mit Prinzessin Stephanie allein — er atmete tiefer, er hatte seit Wochen einen solchen Augenblick ersehnt und stammelte jetzt hastig: „Es ist ein elender Dienst, den ich Ihnen jetzt leiste, Prinzessin — aber ich wußte, daß Ihnen, Hoheit, das Tier lieb ist — und was würde ich nicht für Sie tun und wagen, Stephanie!"

Aber die Prinzessin hatte den gefährlichen Ausruf ihres Vornamens bereits nicht mehr gehört, und der flehende Blick, der heiße Atem des Leidenschaftlichen erreichten sie nicht mehr. Sie war Edith nachgestürzt, nicht um sich ihm zu entziehen, aber von dem Namen ihres Lieblings, den der Musiker ausgesprochen, so erschreckt und nach ihren Gemächern zurückgescheucht, daß Camillo kaum wußte, wie ihm geschah und wie es möglich war, daß er den lang hinter die Lippen gepreßten beschwörenden Anruf jetzt in die leere Luft getan hatte. Er starrte der Enteilenden nach und schob die untere Lippe hoch über

die obere herauf. Dann lachte er höhnisch vor sich hin: „Der Schoßhund geht immer vor; wer ungeschickte Mittel wählt, darf nicht klagen, wenn das Spiel gegen ihn schlägt. Jetzt kann ich den Unbeteiligten mit Fingerübungen agieren.“ Und er ließ sich wieder auf den Rohrsessel fallen, von dem er vorhin so jäh als erwartungsvoll aufgesprungen war, und tobte in dröhnenden und perlenden Läufern seine Erbitterung aus.

Inzwischen erreichten Miß Edith Blake und Prinzessin Stephanie fast gleichzeitig das Boudoir der Prinzessin, in dem vorhin Fräulein von Halleben allein zurückgeblieben war. Die wohlerzogene und sich selbst beherrschende Hofdame konnte einen lauten Aufschrei des Entsetzens nicht unterdrücken, als plötzlich und zwar die Gouvernante der Hoheit voran, die beiden blitzschnell in der Tür auftauchten und die Prinzessin ohne jede Rückhaltung in die Situation, die sie in ihrem Zimmer vorfand, eingriff. Zwischen dem Arbeitstisch, auf dem halb herabgezerrt die Altardecke lag, und dem Diwan, stand die zitternde Kammerfrau Ihrer Hoheit, auf den Armen das Wachtelhündchen der Prinzessin haltend — neben ihr zwei Herren, in deren einem die Prinzessin Dorau, den herzoglichen Leibarzt, erkannte. Der andre war ein schlanker junger Mann, den sie nie zuvor erblickt, der in seiner Hand ein silbernes Büchschen hielt und noch eine Minute zuvor dem Geheimrat und Fräulein von Halleben wissenschaftlich auseinandergesetzt hatte, daß er mit diesem indianischen Pflanzengift nicht nur Coeur de Lion schmerzlos töten, sondern nötigenfalls einem Hundert solcher Tiere nach einer einzigen leichten Zuckung den Lebensfaden abschneiden könne. Der Geheimrat hatte anteilnehmend genickt und mehr als einmal gegen Fräulein von Halleben geäußert, wie hoch erfreut er sei,

in der Ausführung eines immerhin peinlichen und im Grunde für ihn völlig unpassenden Auftrags Sr. Hoheit des Herzogs, durch einen so außerordentlich vorzüglichen, jungen Kollegen, wie Herr Doktor Paul Lohmer sei, unterstützt zu werden. Er hatte Doktor Paul Vorsicht empfohlen, um nicht von dem armen Hündchen bei Einflößung des Gifts verletzt zu werden — und hatte, mitleidig obenein, Coeur de Lion halb gestreichelt, halb festgepackt, als die Prinzessin in der Tür erschien und den bestürzten Schrei ihrer Hofdame mit einem lauteren Ausruf der Entrüstung beantwortete. Sie hatte mit einem Blick die Gruppe überschaut, die umsonst jetzt auseinanderstob und Haltung zu gewinnen versuchte. Der Kammerfrau das Tier, dem fremden Arzte seine Phiole entreißen und einen Blick unsäglichster Verachtung auf alle vier im Zimmer Anwesenden zu schleudern, war eins. Nach einer Minute, in der sie mit einem plötzlichen Zittern kämpfte, rief sie:

„Sie werden auf der Stelle meine Zimmer räumen, Herr Geheimrat — in die Sie sich eingedrängt, und nicht eher wieder erscheinen, bis ich Sie rufen lasse! Ihnen, Fräulein von Hallleben, nur ein Wort. Sie wußten, wie wert mir dies arme Tierchen ist, und boten die Hand, es mir entreißen zu helfen. Ich kann leider nicht erwarten, daß meine Bitte um Ihre Entlassung bei Sr. Hoheit, bei meinem Vater, Gehör finden würde. Beharren Sie jedoch darauf, fernerhin die Stellung meiner Hofdame zu bekleiden, so finden Sie sich zugleich mit der Tatsache ab, daß ich heute das letzte Wort an Sie gerichtet habe! Kommen Sie, Edith, helfen Sie mir Coeur de Lion in Sicherheit bringen — es scheint, daß ich immer noch zu viele Freuden im Leben habe.“

Ohne auf den Tränenstrom der Kammerfrau zu achten oder eine Silbe von den durcheinander klingenden Berufungen auf den Willen und Befehl des Herzogs zu vernehmen, die gleichzeitig aus Geheimrat Doraus und Fräulein von Hallebens Munde kamen, entschwand die Prinzessin, ihr zitterndes Hündchen noch immer in den Armen haltend, in ihr Ankleidezimmer. Doktor Paul Lohmer, den Prinzessin Stephanie scheinbar, trotzdem sie ihm das Gift entrissen, gar nicht wahrgenommen hatte, dem sie wenigstens keinen besondern verachtenden Blick gönnte, war der erste, der sich wieder faßte und den Geheimrat stillschweigend mit sich hinwegzog. Draußen in der breiten Galerie sagte er zu ihm:

„Man hat Sie und Sie haben mich, ohne Ihre Schuld, lieber Herr Geheimrat, eine schlechte Rolle spielen lassen. — Diese kleine dürftige Prinzessin wandelte sich ja in ihrer Zärtlichkeit für das bedrohte Tier in eine Löwin! Was denken Sie, was nun werden soll, und wie wollen Sie mir wieder zu meinem Pfeilgift verhelfen? Die Prinzessin hat das silberne Büchschen, wenn ich recht sah, in der Hand behalten, wirft sie es weg, so kann damit noch Unheil genug geschehen.“

„Was werden soll?“ brummte der Geheimrat, den Schweiß von der hohen Stirn trocknend. „Was immer wird: das einfache Mittel tritt an die Stelle des künstlichen, unnütz komplizierten. Ein Lakai holt heute nacht oder morgen früh das Vieh hinweg und der herzogliche Leibjäger erschießt es, was er zugleich mit des Herzogs Lieblingshunde, dem grauen Odin, tun konnte. Aber da mußte durchaus eine Komödie aufgeführt werden und Ihre Hoheit den kleinen Coeur de Lion plötzlich tot auf der Ottomane finden, um nachträglich Kondolenzen entgegen

zu nehmen. Jetzt gilt's vor allen Dingen, dem Herzog Bericht über den albernen Verlauf der Sache zu erstatten. Entschuldigen Sie mich, wenn ich gleich von hier den Weg zum Kabinettsrat Lorberg, dem Faktotum des Herzogs, einschlage."

Die beiden Ärzte befanden sich an einem Korridor, der auf die große Haupttreppe des Residenzschlosses mündete und von dem aus ein schmälerer Gang nach den Gemächern des Herzogs hinüberführte. Doktor Paul reichte dem Leibarzt die Hand und bemerkte dabei mit einem Ausdruck nachdenklichen Unmuts:

„Jedenfalls war dies für mich ein schlechter Eintritt in diese Räume, was mich nicht abhalten wird, Herr Geheimrat, Ihnen für den guten Willen, mir eine Tür zu öffnen, dankbar zu sein."

„Sie irren, Sie irren, lieber junger Freund," entgegnete Dorau wichtig. „Die mißglückte Affäre und das kleine Ridicule, was ich und Sie dabei auf uns genommen haben, kommen Ihnen vielleicht mehr und besser zu gute, als wenn wir reüssiert hätten."

Doktor Paul wußte darauf nichts mehr zu antworten und stieg die breiten Stufen mit sehr geteilten Empfindungen hinab. Es war ihm zu Mute, als ob er vom Erfolge des Morgens verblendet, eine nur scheinbare Gunst des Zufalls zu hastig ergriffen habe. Jedenfalls beschleunigte er seine Schritte über den Schloßhof, als sein scharfer Blick von fern die Gestalten seines Bruders und Erich Frankens erkannte, die aus einem Seitentore des Schlosses gleichfalls auf den Hof traten. Er konnte nicht wünschen, ihnen zu begegnen und nach dem Zwecke seiner Anwesenheit in der herzoglichen Residenz vertraulich befragt zu werden.

Vierzehntes Kapitel.

Eine prachtvolle Juliabendsonne versank in purpurnen Wolkenschichten hinter den großen vollbelaubten Baumkronen des Forstenburger Schloßparks. Über dem dunklen Waldsaume erschien der Himmel blaßgrün durchhaucht und ein paar violett und rosige Streifen zerflossen in dem letzten Halblicht, das von dort herüberschimmerte. Wo die Parkgänge auf das Residenzschloß zuführten, ward das sanfte Halblicht von dem grellen Strahl der noch bei Tageshelle angezündeten Kandelaber und großer glänzender Gassterne abgelöst. Aus dem Schlosse selbst, durch die dunklen zugezogenen Vorhänge des ganzen ersten Geschosses hindurch, flutete der Lichtschein eines großen Festes, das heute da oben gefeiert ward. Und so war es auch nicht still, wie an andern Sommerabenden, um den riesigen Bau her: nach der Stadtseite zu rasselten so viele Wagen, als überhaupt in Forstenburg vorhanden waren, nach der Parkseite hin sammelten sich Scharen Uneingeladener, um den leuchtenden Namenszug „Stephanie“ zu bewundern, der heute auf ausdrücklichen höchsten Befehl an der gleichen Stelle im Giebelfeld prangte, an der bei allen sonstigen Gelegenheiten „Bernhard“ zu lesen war.

Man feierte im Schlosse das Geburtsfest der Prinzessin Stephanie, die ihr zweiundzwanzigstes Lebensjahr antrat. An ein großes Hofkonzert, in dem eine Symphonie-Kantate von Arsakoffs Komposition aufgeführt ward, sollte sich eine glänzende Soiree anschließen. Zu beiden waren die zahlreichsten Einladungen ergangen, ja Arsakoffs Kantate hatte Gelegenheit geboten, auch einem großen Kreise von Nichteingeladenen die Pforten zur Herrlichkeit des Hofes zu öffnen. In der Komposition wirkte die

gesamte städtische Singakademie mit und es war stillschweigend angenommen worden, daß die Herren und Damen derselben nach dem Konzert verbleiben, und in einem besonderen an den Konzertsaal stoßenden Saale fürstlich bewirtet würden. Die Prinzessin konnte dann Gelegenheit finden, durch den Saal hindurchzugehen und einigen der bürgerlichen jungen Damen, die größtenteils den angesehensten Familien der Stadt angehörten, ein paar freundliche Worte zu sagen und auch dem Musikdirektor Walter Schultz, der als Chordirektor fungierte, ihren Dank auszusprechen.

Das große Konzert war soeben mit Camillo Arsakoffs Festschöpfung, einem glänzenden äußerlichen Stück von besonderem rhythmischen Schwung und mit brillanten Orchestereffekten, glücklich zu Ende gegangen. Ein langer stürmischer Beifall, der zum größern Teil Huldigung für die gefeierte Prinzessin war, allein zu einem Teil doch auch dem Musikwerk und seiner vorzüglichen Ausführung unter Arsakoffs Direktion galt, hatte den von einer glänzenden Versammlung überfüllten Saal durchrauscht. Dann hatte sich die große gedrängte Masse in die weiten Prunkräume des Schlosses zu verteilen begonnen und ein buntes Leben flutete durch sie hindurch. Herzog Bernhard schien heute ganz nur zärtlicher Vater zu sein, er hatte die Zahl seiner Aufmerksamkeiten gegen die Tochter noch vorhin vermehrt, indem er Camillo Arsakoff zum Dank für die gelungene Komposition einen silbernen Taktstock und dem städtischen Musikdirektor, der sein Äußerstes bei der Einstudierung des schwierigen Werkes getan, das Ritterkreuz seines Hausordens hatte überreichen lassen. Die Kunde von alledem verbreitete sich rasch durch die Säle und Zimmer und gab der Stimmung der großen Gesellschaft

einen Anhauch von wirklicher Fröhlichkeit, die Stimmen schwirrten lauter, das Lachen klang heller als bei andern Hoffesten. Was im stillen gemurrt und medisiert wurde, ging in dem allgemeinen Behagen unter. Wie Herzog Bernhard mit seiner Tochter durch die langen Reihen der sich Verbeugenden schritt und mit einem kargen Lächeln auf den sonst so strengen Lippen da und dort ein flüchtiges Gespräch anknüpfte, an ein paar Kriegs- und Jagdgefährten selbst ein Scherzwort richtete, ward es die Überzeugung aller, daß heute ein guter Tag sei. Die Prinzessin sah in ihrem prachtvollen meergrünen Atlaskleide mit dem Perlenschmuck, den ihr fürstlicher Vater ihr am Morgen geschenkt hatte, stattlicher, stolzer als je zuvor aus, es tat ihrem wenig verwöhnten Sinne wohl, sich einmal als Mittelpunkt glänzenden und rauschenden Lebens zu sehen. Auf dem blassen Gesicht lag ein Schimmer von Jugendfreude — an fast alle Anwesenden richtete sie unermüdlich ihren anmutig-freundlichen Gruß. Nur flüchtig nahm ihr Gesicht einen andern Ausdruck an oder wandte sich hinweg, wenn sie auf Gestalten und Züge traf, die sie heute lieber nicht erblickt hätte. Mit dem kältesten Kopfnicken, dessen sie fähig war, hatte sie Fräulein von Halleben, ihre frühere Hofdame, begrüßt und sich gegenüber einer Herrengruppe von dem neuernannten Hofarzt Doktor Paul Lohmer hinweggewandt. Aber mit dem strahlendsten Lächeln begrüßte sie dann Herrn von Herther und seine Tochter Felicitas, in deren Nähe der neue Hofarzt eben hatte gelangen wollen. Herr von Herther und Felicitas hatten die Miene nicht gesehen, mit der sich Prinzessin Stephanie von Doktor Paul hinwegwandte. Der Präsident winkte daher dem Arzt im gleichen Augenblicke freundlich, wo die Prinzessin ihn ansprach:

„Ich danke Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter, besonders für Ihre Glückwünsche! Und ich freue mich, daß ich Ihnen heute auch meinerseits zu einer unerwarteten Freude Glück wünschen darf. Herr Arsakoff hat mir die Bremer Zeitung mit der wunderbaren Geschichte Ihrer Familie und der noch wunderbareren Lösung nach so langen Jahren überbracht! Ich hätte wohl wünschen mögen, daß diese Genugtuung durch einen andern Boten in Ihr Haus getragen worden wäre, aber das Glück kommt eben auf seine eigne Weise! Fräulein Felicitas hat an Ihrer Freude sicher frohen Anteil genommen?"

„Den frohesten, Hoheit!" sagte das junge Mädchen und ihr glückstrahlendes Gesicht bestätigte ihr Wort. „Sehen Ew. Hoheit meinen Vater nur an: das Bewußtsein, daß die Schatten aus seinen Familienerinnerungen verscheucht sind, hat ihn um zehn Jahre verjüngt!"

Felicitas sah dabei ihren Vater lächelnd an und Herr von Herther fügte hinzu: „Den größten Anteil hat freilich unser Freund, Doktor Lohmer, der in Kamtschatka daran gedacht hat, daß es in Deutschland noch Menschen geben könne, die seiner zufälligen Entdeckung froh werden würden!" Prinzessin Stephanie aber konnte schon kaum die Antwort von Felicitas, geschweige denn die ihres Vaters gehört haben. Ihr dunkles Auge irrte bereits wieder über die Reihen und Gruppen hinweg und traf auf Erich Franken, der im Gespräch mit einigen befreundeten Offizieren stand. Diese bemerkten den Wunsch Ihrer Hoheit, den jungen Architekten anzureden, viel früher als Erich selbst, sie traten plötzlich zurück und die Prinzessin wandte dem Architekten einen huldvollen Gruß zu:

„Guten Abend, Herr Baumeister! Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir eine Aquarelle des wieder-

hergestellten alten Schlosses zu bescheren. Dafür hat mir mein Vater die Freude gewährt, Ihnen zuerst sagen zu dürfen, daß die Wiederherstellung nach Ihrem Plane beschlossene Sache ist, und daß Ihnen der Bau demnächst übertragen werden wird. Ich wünsche Ihnen Glück dazu und freue mich lebhaft auf die Eröffnung unseres neuen Theaters. Ist es jetzt ganz bestimmt, wann sie stattfinden wird?"

„Anfang September, Hoheit!" erwiderte Erich. „Ew. Hoheit sind sehr gnädig, mir eine Freude im voraus zu verkündigen, und ich statte meinen untertänigsten Dank für so große Huld geziemend ab." Die Verbeugung Erichs bei diesen Dankworten fiel tadellos aus, dem Klang seiner Worte hätte ein scharfer Hörer leicht etwas Gedrücktes, Unfreudiges anmerken können.

Die Prinzessin war keine scharfe Hörerin. Sie nickte den umherstehenden Herren zu und folgte ihrem Vater, der jetzt wieder neben ihr stand, in die nächsten Zimmer. Erich sah sich von glückwünschenden Bekannten umdrängt, Herr von Herther mit seiner Tochter, auch Professor Max Lohmer und Doktor Paul waren herangetreten. In dem fröhlichen Geräusch, das um ihn her entstand, erhellte sich Erichs Gesicht, und vielleicht hatte nur der neue Hofarzt wahrgenommen, daß die Züge des jungen Mannes noch eben einen düstern Ausdruck gezeigt hatten. Weder er noch Erich hörten eine kurze Unterredung, die am Fenster des großen Zimmers zwischen dem Ingenieur Hiller und einem andern von Erichs Freunden, dem jungen Bildhauer Dernburg, geführt ward.

„Man muß ihm die Augen öffnen, wenn sie ihm nicht selbst aufgehen. Er steckt so im einzelnen seines Theaterbaues, daß er für das Ganze den Blick verloren

hat. Ich habe ihm vorhin ein Wort gesagt, das ihn betroffen machte, aber verstanden hat er mich nicht" — sagte Hiller zu dem Bildhauer.

„Es wäre ein Unglück, wenn er unter diesen Voraussetzungen an den Schloßbau ginge," versetzte der Angesprochene. „Er muß hier heraus, muß einen neuen Anlauf nehmen und darf vor allem keine zweite Niederlage erleiden, die bei dem Theaterbau unvermeidlich ist. Die Herrschaften oben fragen den Teufel nach unserm Urteil, doch zuletzt ist jeder an das Gericht seiner Pairs gewiesen. Ich wiederhole Ihnen, es sind wunderbare Schönheiten im einzelnen in diesem Bau, eine Fülle von Talent, aber das beste: die Einheit, der mächtige Totaleindruck fehlen."

Da sich Erich Franken in diesem Augenblicke den beiden Männern näherte, ward deren Gespräch mit einem vielbedeutenden Blicke abgebrochen. Erich war durch ein paar gütige Worte des Präsidenten und einen Blick von Felicitas, in dem er frohe Teilnahme las, erst wahrhaft beglückt worden, kam jetzt in bester Laune zu den Freunden zurück und riß sie rasch aus der leichten Verlegenheit, die beide unwillkürlich überkommen hatte, indem er die beste Eigentümlichkeit dieses Festes, der großen Zahl reizender, ja schöner Mädchen pries, die heute in den Räumen des Herzogsschlosses weilten. Der Bildhauer nickte verständnisinnig zustimmend, der Ingenieur aber sagte ruhig:

„Wenn man alle lobt, meint man in der Regel eine! Laß dich nicht zu rasch hinreißen, Erich — gute Erwartung kommt immer noch früh genug, und manchmal zu früh."

Erich sah den Freund einigermaßen betroffen an, er war wenig gewöhnt, so kühle Weisheitssprüche gerade aus

diesem Munde zu hören. Aber es blieb ihm keine Zeit zur Überlegung; in dem bunten, glänzenden Gedränge umher wurde jede Gruppe rasch zerstreut, jeder einzelne weitergeschoben, seit der Herzog und seine Tochter vorübergegangen waren. Schon hatte er andre Nachbarn, und fand sich erst im großen Konzertsaal zu einiger Besinnung wieder. Als er nochmals nach Felicitas von Herther umsah, nahm er die beiden Brüder Lohmer neben ihr wahr. Sie sprach mit dem Professor, während der Präsident sich eifrig mit Doktor Paul unterredete. Sowie er neben dem Arzte stand, hatte Herr von Herther angehoben:

„Ich habe mannigfache Zeichen von Teilnahme aus der alten Heimat meiner Familie erhalten, und die späte Aufklärung, die ich Ihnen nie genug danken kann, hat dort Wunder gewirkt und viel Begrabenes, auch manche alte Beziehung wieder ans Licht gebracht. Selbst Ihre Hoheit hat gnädigen Anteil genommen, um so mehr fiel mir auf, daß sie Ihrer nicht freundlicher gedachte. Hier muß ein Mißverständnis obwalten, und ich halte mich verpflichtet —“

„Ich bitte Sie, jede vergebliche Bemühung zu sparen, lieber Herr Präsident!“ fiel Doktor Paul nicht ohne einen gewissen Unmut Herrn von Herther ins Wort. „Es handelt sich hier nicht im entferntesten um ein Mißverständnis, sondern um eine der bittern Früchte, die jedem aus getaner Pflicht erwachsen können. Geheimrat Dorau hat mich seinerzeit zu Rate gezogen, als der Herzog den strengsten Befehl erteilt hatte, den Schoßhund Ihrer Hoheit zu beseitigen. Ich habe Ihnen ja die wunderbare Szene erzählt, zu der das Ungeschick, auch die einfachste Sache zu erledigen, das hier heimisch ist, damals geführt hat. Nun denn — ein paar Tage später ist der Hund, um

den Ihre Hoheit sich damals in eine Virago verwandelte, dennoch verschwunden — Prinzessin Stephanie beehrt mich seitdem mit dem Verdacht, daß er in meine Hände gefallen sei, während ich natürlich von der ganzen armseligen Geschichte nichts wieder gehört habe."

Der Präsident wußte selbst nicht, warum es ihm in diesem Augenblick lieb war, daß seine Tochter die in leisem Tone gesprochene Erläuterung Doktor Pauls nicht gehört hatte. Er hatte sich gegenüber dem jungen Arzt, dem er so unbegrenzte Dankbarkeit zu schulden glaubte, gewöhnt, alles, was Doktor Paul sagte und tat, vortrefflich zu finden. Jetzt fiel ihm gleichwohl die ruhige Kälte, mit der der Arzt sprach, und seine schlecht verhohlene Geringschätzung der Prinzessin auf, und er hätte sicher eine Bemerkung darüber nicht unterdrückt, wäre es nicht wahrscheinlich gewesen, daß auch Felicitas diese hören würde. In seiner Seele lebte der Wunsch, daß seine Tochter den klarbewußten, energisch aufstrebenden jungen Mann so achtungswert und liebenswürdig finden möchte, als er selbst ihn fand! Und so erfüllte es ihn mit voller Befriedigung, daß sich Doktor Paul jetzt an Felicitas' Seite hielt und daß sein Kind, wie es schien, mit lebhafter Teilnahme den treffenden, immer etwas sarkastischen Bemerkungen lauschte, zu denen das bunte Gewoge umher dem jungen Arzte reichen Anlaß gab.

Doktor Paul war, trotz der kleinen Niederlage, die ihm Ihre Hoheit die Prinzessin bereitet, in bester Stimmung. Er konnte heute gleichsam mit seinem scharfen Blick abschätzen, wie vielen Boden er schon gewonnen hatte, und die Zeit, die er brauchen würde, um den alten unwissenschaftlichen Gecken, den Geheimrat, beiseite zu schieben und sich an seine Stelle zu setzen, verkürzte sich in seinen

Gedanken beträchtlich. Mußte er zur Errichtung des Zieles ein Stück seiner vollen Freiheit opfern, so war er auch dazu auf dem besten Wege. Das anmutige Mädchen an seiner Seite wäre jedem begehrenswert erschienen und sicherte ihm die angesehene Verbindung, deren er zu bedürfen glaubte. Daß er unzweifelhaft einen andern aus ihrem Herzen zu verdrängen hatte, steigerte in Paul Lohmers Augen nur ihren Reiz und spornte seine kampflustige Natur. Fast tat es ihm leid, daß Erich Franken nicht hier zur Stelle war und Zuschauer werden mußte, wie er Felicitas leis umstrickte, das Interesse des klugen Mädchens durch die Sicherheit und Feinheit seines Urteils gewann und nur unmerklich, wie vom Augenblick bezwungen, ein schmeichelndes Wort, eine rasche Huldigung in seine lebendige Unterhaltung einstreute. Absichtlich wich er jetzt keinen Schritt mehr von Felicitas' Seite, und seinem Auge entging es nicht, daß bereits mehr als ein gespannter und forschender Blick ihn und die Tochter des Präsidenten verfolgte. Das festliche Geräusch um ihn her und das Durcheinanderwogen der verschiedensten Gestalten und Gesichter regten ihn angenehm auf und erhöhten das Gefühl jugendlicher Kraft und bewußter Klugheit in ihm. Wo er hinsah, wurde um den Erfolg gespielt — sein Einsatz dünkte ihm gut genug, um den höchsten zu gewinnen!

Hätte der Scharfblickende wirklich in Felicitas' Herz sehen können, würde er etwas minder siegesgewiß, aber sicher nicht niedergeschlagen gewesen sein. Vorderhand war es genug, daß das junge Mädchen in der Dankbarkeit, die sie um ihres Vaters willen gegen Doktor Paul empfand, sich wärmer und rückhaltloser zeigte, als sie sonst Fremden erschien, und daß sie mit Anteil, ja mit einer gewissen Bewunderung seinem Gespräch lauschte.

Der Herzog und Prinzessin Stephanie hatten inzwischen ihren Umgang ziemlich beendet, und die Prinzessin war unerschöpflich in liebenswürdigen Worten und Grüßen gewesen. Nur der Komponist der Festkantate war seither leer ausgegangen, obschon er sich mit leichtem Geschick fortwährend in der Nähe der Herrschaften gehalten, auch vom Herzog bereits einen dankenden Gruß empfangen hatte. Se. Hoheit wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihm Arsakoff zweimal entschwunden oder aus seiner Nähe hinweggedrängt worden war. Er stand eben im Begriff, die Prinzessin darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, Arsakoff rufen zu lassen, als er sich plötzlich Exzellenz von Althen, seinem Minister, gegenüber fand, der es gleichfalls für seine Pflicht erachtet hatte, vor der Rückkehr in die andern Räume sich gegen die bürgerlichen Elemente der Festgesellschaft liebenswürdig zu erweisen. Der Herzog knüpfte ein kurzes Gespräch mit dem Minister an, im gleichen Augenblick sah er Arsakoff, der mit erwartungsvollem Blick nach der Prinzessin hinschaute. Er gab seiner Tochter einen flüchtigen Wink, auf den die Prinzessin nur geharrt hatte. Sie trat dicht, ganz dicht an den Musiker heran, die Reihen der Nächststehenden wichen ehrerbietig zurück, niemand konnte zweifeln, daß sie Herrn Camillo ihren Dank ausspreche, und niemand vermochte das Gespräch der beiden zu hören:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ihre Musik verfehlt nie, die tiefste Wirkung zu tun! Ich bin stolz darauf, daß mein armes Geburtsfest Anlaß geworden ist, ein Werk ins Leben zu rufen, das länger dauern wird, als die Erinnerung an Stephanie von Forstenburg. Mein Vater hat Ihnen ein Zeichen seines Dankes überreichen lassen, auch ich möchte —“

Der Musiker hatte mit sicherm Blick die Entfernung zum Herzog und seinem Minister und zur nächsten Hörergruppe ermessen. „Hoheit sind übergnädig!“ sagte er laut, und leiser setzte er hinzu: „Nur kein Cadeau, Hoheit, ich bitte flehentlich!“

„Und was wollen und wünschen Sie denn, womit kann ich Ihrer Künstlereitelkeit genugtun?“ hauchte die Prinzessin mit einem flüchtigen aber verheißenden Blick in die schönen Züge Camillos.

„Die beiden Rosen, die Ew. Hoheit heute tragen!“ sagte Arsakoff leise und doch leidenschaftlich in italienischer Sprache. Das Antlitz des Fürstenkindes ward im nächsten Augenblick scheinbar gleichgültiger, kälter, aber in gleicher Sprache gab sie zurück: „Edith soll Ihnen morgen die Blumen bringen, Verwegener!“ Und wiederum lauter und für den herantretenden Herzog vollkommen hörbar, setzte sie französisch hinzu: „Ich werde sehr erfreut sein, die Komposition im Druck und dauernd zu besitzen. Aber ehe sie erscheint, wünschte ich sie noch mit Ihnen zu spielen, ich habe eine Menge Schönheiten nur flüchtig aufleuchten sehen und will sie wahrhaft genießen!“

„Nun also, Herr Arsakoff, Sie haben Ihr vollgemessen Lob von der Kennerin!“ nahm hier der Herzog das Wort. „Sie verlangen sicher nicht, daß ich noch ein entzücktes Wort drauflege. Aber ich danke Ihnen, daß Sie meiner Tochter eine Freude gemacht haben, die für sie die größte ist. Ich erwarte, Sie und Musikdirektor Schultz an meiner Tafel zu finden — also auf Wiedersehen.“

Der Herzog und die Prinzessin gingen hinweg und begaben sich nach dem kleinen Salon, neben dem gegen Mitternacht das Souper stattfinden sollte. Eine Welle

blitzender, reicher Toiletten und Uniformen wogte mit ihnen davon, im großen Saale aber steigerte sich mit jedem Augenblick das schwirrende, summende Stimmengeräusch, helleres Lachen und lautere Ausrufe klangen zwischendurch, die erste Scheu war überwunden, und die Bekannten strebten jetzt, sich zu treffen, zu grüßen und ihre Wahrnehmungen auszutauschen. Camillo Arsakoff, der gleich nach den Fürstlichkeiten, aber in entgegengesetzter Richtung, den Saal verließ, folgten viele bewundernde Blicke, namentlich der Frauen und jungen Mädchen. Er hatte, wie die Nachsehenden meinten, nach der Aufnahme, die sein Werk gefunden, ein Recht, das Haupt hoch zu tragen — und er dachte in diesen Minuten, wo er gehobenen Hauptes und elastischen Ganges durch den Saal schritt, nicht an seine Komposition. Ihm stand der Morgen vor der Seele an dem er mit seiner Petersburger Gönnerin, der Gräfin Platoff, vor dem Beaurivage-Hotel zu Baveno gesessen und sie ihm bewiesen hatte, daß ihm das Glück an dem kleinen deutschen Hofe nicht reifen könne. Nun begann es dennoch zu reifen — und nur das schien noch ungewiß, welch ein Glück es sein werde: ein überschwenglich phantastisches oder ein sicheres im Sinn dieser Tage. Mit der Verheißung der Prinzessin Stephanie im Herzen, fand es Signor Camillo leicht, dem Hofbankier Hildheimer und seiner Tochter Gabriele, die er in den freskengeschmückten Spielzimmern traf, die an die zweite große Galerie stießen und jenseits in den Wintergarten mündeten, den liebenswürdigsten Gutenabend zu bieten, den Herrn Hofbankier mit einigen Geheimnissen des Büfetts vertraut zu machen und Fräulein Gabriele, die in einer prachtvollen Pariser gelben Atlasrobe mit dunkelroten Rosen erschienen war, an der Reihe der Bilder aus der Geschichte des fürstlichen

Hauses vorüber zu geleiten. Fräulein Hildheimer pfuschte ein wenig in Wasserfarben und trug daher großes Interesse für die Wandgemälde zur Schau.

Übrigens waren dem Musiker, als er sich vorhin durch eine ganze Kolonne von glänzend betreßten Lakaien wand, die noch vor dem Souper Erfrischungen anboten, nicht lauter freundliche und bewundernde Blicke nachgesandt worden. In einer kleinen Gruppe von Vertrauten hatte Herr Walter Schultz, der städtische Musikdirektor, seinem gepreßten Herzen Luft gemacht: „Ich wollte, der Herzog hätte die Ehren an mir gespart, die ich mit dem da teilen muß! Wäre es mir nicht darum zu tun gewesen, den Arsakoffbewunderern zu zeigen, daß ich auch vom Schatten des Neides frei bin, so hätte ich meine gute Arbeit wahrlich an etwas andres setzen wollen, als an diesen russisch-italienischen Salat von Esprit und Sentiment und unerträglichem Raffinement. Ich muß für das, was ich in diesen letzten Wochen in mich hinabgewürgt habe, eine Extrabelohnung im Jenseits finden oder es gibt so wenig Gerechtigkeit im Himmel, als Kunstverstand auf Erden!“

„Nun, nun,“ mischte sich Max Lohmer ins Gespräch, der vor kurzem zu dieser Gruppe geflüchtet war, um den Unmut über seinen Bruder nicht beständig wachsen zu lassen, „der Halbrusse und Virtuos hat eben seine besondre Richtung, die nicht die Ihre ist, lieber Schultz. Ich bilde mir nicht ein, zuviel von Musik zu verstehen, aber das meine ich doch herausgehört zu haben, daß die wunderliche Komposition nicht ohne Talent war!“

„Der heilige Beethoven erleuchte Sie!“ schrie Walter Schultz auf, so daß man ihm ringsum zuwinken mußte, seine Stimme zu mäßigen. „Richtung! Talent! Ich lasse

jede Richtung gelten, die von Gott kommt und zu Gott führt! Aber das ist keine Richtung mehr! Das ist Talent, großes, fortreißendes, satanisches, dem nie eine Ahnung aufgegangen ist, wozu es Kunst gibt, dem nie ein Schauer die Seele ergriffen, das nie eine Träne und nie ein stilles Entzücken gekannt hat! Das ist ein Mensch, dem die Götter alles geschenkt haben, bis auf das eine, was den ganzen übrigen Bettel erst wertvoll gemacht hätte: einen Funken von Seele!"

Einige in der Umgebung des Musikdirektors lachten, andre gaben stille Zustimmung zu erkennen. Der Professor hingegen fand keine Zeit zu einer Erwiderung. Denn eben nahm er wieder seinen Bruder Paul zwischen dem Präsidenten von Herther und Felicitas wahr und sah zugleich mehr als ein Gesicht bedeutungsvoll nach der Gruppe hinblicken. Er meinte, jetzt nicht länger an sich halten zu sollen. Kurz entschlossen drängte er sich zwischen ein paar Kammerherren und mehreren Gutsbesitzern hindurch, die hier in der Nähe des großen Büfetts vorläufig Stellung genommen hatten und ihm halb verwundert, halb mißbilligend nachblickten. Und noch verwunderter schaute Doktor Paul auf, als ihn Max leicht am Arme faßte und ihm zuflüsterte:

„Auf ein paar Minuten, Paul! Dort in dem Kabinett — hier versteht man vor dem Gewirr sein eignes Wort nicht mehr!"

„Ja, aber was hast du denn, das so eilig wäre? Ich kann doch Fräulein von Herther nicht ohne weiteres verlassen," gab der junge Arzt zur Antwort.

„Gerade das möchte ich!" versetzte der Professor kaltblütig. „Sie entschuldigen, Fräulein Felicitas, wenn ich Ihren Kavalier für einen Moment entführe!"

Felicitas atmete auf, als Max Lohmer den widerwilligen Paul mit sich fortzog. In der letzten Viertelstunde war ihr die sichtliche Annäherung des Arztes peinlich geworden, ohne daß sie sich klare Rechenschaft gab. Verwundert hatte sie wahrgenommen, daß Doktor Paul Anschauungen und Urteile aussprach, die sonst den schärfsten Widerspruch des Präsidenten, ihres Vaters, herausgefordert hätten und zu denen dieser jetzt nicht beifällig, aber nachdenklich schwieg oder die er absichtlich überhörte. Mitten im Rauschen dieses Festes überkam sie die Furcht, ob die Wandlung, die mit ihrem Vater vorgegangen, so völlig zum Glück ausgeschlagen sei — in ihrer jungen Seele regte sich ein trotziger Widerspruch. Doktor Lohmer hat getan, wozu jeder Ehrenmann an seiner Stelle verpflichtet gewesen wäre, und wenn wir ihm dankbar zu sein haben, so darf der Dank nicht zu drückender Abhängigkeit werden! Sie wollte eben ein Wort an ihren Vater richten, das dem Präsidenten etwas von ihrer Empfindung und Stimmung verraten hätte, als Frau von der Lasseburg, eine der Ehrendamen der Prinzessin Stephanie, an sie herantrat und ihr sagte, daß Ihre Hoheit Fräulein von Herther zu sehen wünsche.

Doktor Paul Lohmer konnte von der Tür des völlig menschenleeren, nur mäßig erleuchteten Kabinetts aus noch beobachten, daß Felicitas mit einer älteren Dame über die Schwelle des gelben Salons verschwand, in dem der Herzog und seine Tochter weilten. Er wandte sich um so mehr gereizt zu seinem Bruder und fragte trocken:

„Nun, was soll's? Was hast du mir zu sagen, das nicht bis morgen Zeit gehabt hätte?“

„Nein, du mußt es heute hören,“ entgegnete der

Professor. „Du handelst rücksichtslos und unfreundschaftlich gegen unsern Freund Erich —“

„Sagen wir deinen Freund!“ unterbrach ihn der junge Arzt. „Ich pflege niemals nach vier Monaten Duzfreundschaften zu schließen, und Freunde in deinem Sinne habe ich überhaupt nicht.“

„Also gegen meinen Freund Erich!“ fuhr der Professor fort. „Ich meine, dir schon einmal gesagt zu haben, daß er eine Neigung für Fräulein Felicitas von Herther hegt, — ich glaube, daß diese Neigung erwidert wird, und wenn hier manches Unausgesprochene oder Hindernde obwaltet, so sind wir um so mehr zur Schonung und einem gewissen Zartgefühl verpflichtet! Du kannst nicht daran denken, Fräulein von Herther zur Frau zu nehmen — mich dünkt, du solltest eine so auffällige Weise der Huldigung vermeiden, wie du diesen Abend zeigst!“

„Ich habe dich deinen kleinstädtischen Sermon ausbeten lassen!“ entgegnete Paul, „aber ich habe Mühe gehabt, dir nicht ins Gesicht zu lachen. Herr Erich Franken und seine stillen Neigungen kümmern mich nicht — ist dein Herr Baumeister der Verlobte des Fräuleins von Herther oder ist er es nicht? Wenn er es nicht ist, habe ich, so gut wie jeder, das Recht, um die Gunst einer Dame zu werben, die ich liebenswert und deren Verhältnisse ich den meinen angemessen finde. Da ich aus meinem Tun und Lassen nie ein Geheimnis mache, so sage ich dir hiermit, daß ich allerdings wünsche Fräulein Felicitas zur Frau zu bekommen und die Heirat mit ihr als eine höchst passende ansehe. Die Dame ist fein gebildet und erscheint mir durchaus anziehend, die Familie ist, wie ich dir nicht zu sagen brauche, im höchsten Maße achtbar, ihr Vermögen ist nicht so groß, um mich in den Verdacht einer

Spekulationsheirat zu bringen, der ja wohl in deinen Augen der häßlichste wäre! Ich werde alles tun, um meine Wünsche zu erreichen und bin ihnen vielleicht näher, als Herr Erich Franken, dem es völlig freisteht, im Wettbewerb den Sieg davonzutragen!“

Max Lohmer stand der kühlen Ruhe seines Bruders gegenüber so bestürzt, so fassungslos, daß er sich einige Minuten lang spöttisch betrachten lassen mußte, ehe er Kraft zu einer Erwiderung fand:

„Aber Mensch — Doktor! Du treibst ja den Egoismus bis zur Brutalität. Wenn ich dir sage, daß Fräulein Felicitas unter der Entfremdung von Erich schmerzlich leidet, daß es sich hier um etwas ganz andres handelt, als um ein flüchtiges Wohlgefallen, um eine galante Werbung!“

„So bestärkst du nur meine Empfindung, daß ihr alle mit den letzten schalen Fasern der Romantik euren Lebenstrank würzen wollt. Dein Herr Erich ist nicht der Mann, die Tochter eines solchen Hauses heimzuführen und ihr eine Zukunft zu bereiten. Soll sie als die Frau eines Baumeisters glücklich werden, der bald glorreich unter den Pfuschern paradieren wird? Ich habe ein Lied über den neuen Theaterbau pfeifen hören, den ihr mit Macht in die Hände eures trefflichen Freundes gespielt habt, — ein Lied, das bald lauter klingen wird!“

„Gut denn — an dem Theaterbau mag Verfehltes sein, — er mag unsern und Erichs Erwartungen nicht entsprechen. Jeder Künstler ringt sich empor — die tüchtigsten Meister haben gelernt, Erich ist jung und über seine Zukunft kann niemand aburteilen!“ rief der Professor,

„Schade nur, daß unsre Zeit keine Zeit hat auf

Entwicklungen zu warten!“ sagte Doktor Paul ruhig. „Wer es nicht fertig bringen kann, heute auf den ersten Griff oder Wurf seine Stellung zu gewinnen, hat überhaupt verspielt. In harmloseren Tagen hat man Niederlagen erleiden dürfen, heute ist jede Niederlage ein Gottesgericht; wer fällt, stirbt.“

„Das wollen wir denn doch in bezug auf Erich abwarten!“ versetzte Max, indem er sich entrüstet abkehrte. „An euren schneidigen Redensarten stirbt niemand, der innerlich tüchtig ist — und vor der augenblicklichen Gefahr, die ihm durch dich droht, werde ich Erich zu warnen wissen. Ich hielt es für brüderlich, an dein besseres Selbst zu appellieren — da du mich solchergestalt abgefertigt, werde ich dir in Zukunft keine Vorstellungen mehr machen!“

„Wir werden uns beide besser dabei befinden!“ antwortete der neue Hofarzt. Der Professor wandte sich der Tür zu, durch die sie eingetreten waren. — Er richtete noch im Gehen einen bittenden Blick auf den unholden Bruder, den dieser entweder nicht wahrnahm oder nicht verstand. Sie schieden mit einem kühlen Gruß, Doktor Paul suchte nach dem Präsidenten und seiner Tochter, Max Lohmer ging, um Erich oder einen seiner nächsten Freunde zu finden, dem er sein bekümmertes Herz öffnen dürfe. Beide Männer gerieten zunächst in einen Strom, der sie willenlos mit sich fortriß. Die Stunde des Soupers war herangekommen und die Hunderte der Gäste drängten sich nach den gold- und silberschimmernden, im reichsten Schmuck prangenden und mit verschwenderischer Fülle ausgestatteten Büfetten. Einige Minuten lang entstand in den Sälen und Zimmern der Residenz ein förmliches Getümmel, die zahlreiche Dienerschaft hatte Mühe dem ersten Ansturm zu begegnen, bald teilten sich die dicht gedräng-

ten Gruppen wieder, und bildeten sich an den ringsum aufgestellten Tischen neu. Die beiden Brüder, die in entgegengesetzter Richtung gingen, sahen sich da und dort angerufen, — ließen sich aber nirgend nieder. Erst wie sich Doktor Paul überzeugt hatte, daß inzwischen auch der Handelsgerichtspräsident in den Salon des Herzogs gerufen worden sei, folgte er der Einladung des Geheimrats Dorau, der für sich und zwei, drei Freunde eine mächtige Rebhuhnpastete erbeutet hatte und sich eben den kostbarsten alten Rüdesheimer des herzoglichen Kellers servieren ließ.

Indessen draußen in den großen Sälen das festliche Geräusch lauter und lauter ward, war es in der nächsten Nähe des Herzogs und seiner Tochter stiller geworden als zuvor. Herzog Bernhard hatte sich in einem Fauteuil niedergelassen und eine lebhafte Unterhaltung mit einigen seiner Forstmeister aus den entfernteren Teilen des Landes angeknüpft, die der heutige Tag nach der Residenz geführt hatte. Es war das erste Gespräch an diesem Abend, an welchem Se. Hoheit wirklichen Anteil nahm, und so währte es länger, als eine der hundert flüchtigen Unterredungen zuvor. Die Prinzessin war mit Felicitas von Herther in die Erkernische des gelben Salons getreten, die durch breite, nur halb geöffnete Portieren von dem Hauptraum abgetrennt war und aus ihren drei mächtigen Fenstern einen Blick auf die erleuchteten Boskets und den vorderen Teil des Schloßparks mit seinen Reihen von Gasflammen verstattete. Felicitas war ehrfurchtsvoll einige Schritte hinter der Prinzessin zurückgeblieben — aber Prinzessin Stephanie, die sich in dieser Minute ungesehen wußte, erfaßte ihre Hand, zog sie mit sich ans Fenster und flüsterte ihr mit bewegter Stimme zu:

„Ich mußte Sie rufen lassen, um heute eine Seele um mich zu haben, die menschliche Teilnahme und nicht Unterwürfigkeit für mich hegt. Ich habe Ihnen oft schon gesagt, liebes Fräulein, daß ich gern an die Tage denke, die wir am Lago Maggiore gemeinsam verlebt. Erinnern Sie sich oft an Baveno?“

„Gewiß, Hoheit!“ entgegnete Felicitas ein wenig befangen und sah mit Befremden, daß die Prinzessin mit einem weichen, träumerisch sehnsüchtigen Ausdruck in ihren Zügen, nachdenklich vor sich hinstarrte und dann die Augen schloß, als wolle sie sich ein Bild vor die Seele rufen.

„Nennen Sie mich doch Stephanie, wenn ich mit Ihnen allein bin und erlauben Sie mir, Sie Felicitas zu nennen!“ sagte die Prinzessin. „Ich höre meinen Vornamen nie — beinahe nie — selten einmal von meinem Vater! Sehen Sie dort, wie schön er sich im Licht ausnimmt, und doch hörte ich ihn tausendmal lieber erklingen!“

Sie hatte dabei durchs Fenster nach dem Giebelfelde gezeigt, in dem ihr Namenszug schimmerte — Felicitas fühlte in diesem Augenblick ein unsägliches Mitleid mit dem Fürstenkinde; in ihr Auge traten Tränen, sie vergaß alle Rückhaltung, die ihr Vater ihr hundertmal eingeprägt hatte, und flüsterte: „Liebe, arme Stephanie!“

Die Prinzessin schien einen Schauer des Entzückens zu empfinden, sie faßte wiederholt beide Hände Felicitas' und strich ihr zärtlich das Haar zurück. Dann fragte sie leise und wie von einem plötzlichen Einfall überkommen: „Haben Sie heute die Komposition Camillo Arsakoffs recht gehört und die wunderbare Sprache ganz verstanden, welche das Adagio und das Allegro redeten? Er emp-

findet es tief: die innigste Sehnsucht stillt sich nur im Tod, alle Liebe muß sterben; wenn ein Stern zur Erde herabfällt, leuchtet er wohl am schönsten, aber er erlischt im Meere!“

„So habe ich's freilich nicht empfunden,“ antwortete Felicitas, mühsam lächelnd, denn eine dunkle Furcht beschlich sie. „Mein Bild von Liebe ist es nicht — obschon es oft so unglücklich kommen mag, daß auch das mildeste Licht rasch und gewaltsam verlöscht wird. Ich meine nicht, daß man sich danach sehnen dürfte.“

„Und was ist deine Vorstellung von Liebe, Felicitas?“ fragte die Prinzessin drängend und hielt die neue Freundin wieder an beiden Händen fest. Felicitas hörte Schritte nahen — sie erwiderte nur zögernd und immer wieder nach dem Salon hinlauschend:

„Sie werden mich verlachen und in Worte läßt sich's ja auch nie fassen, was die ganze Seele füllen soll! Aber es gibt ein kleines Lied von Burns, Stephanie — daraus scheint das Licht, das mich locken könnte. Die Alte, der es im grauen Haar gewiß wird, daß sie ihren John Anderson, mit dem sie das Leben talauf und talab gewandert ist, mehr, vielmehr liebt, als da seine Locke braun war — sie drückt mir das höchste aus, was ein glückliches Leben erreichen kann!“

Es war gut, daß in der nächsten Minute Frau von der Lasseburg und Miß Edith Blake in die Erkernische traten, so entging Felicitas der kalte, enttäuschte Ausdruck, den Prinzessin Stephanies Gesicht plötzlich zeigte. Die Hofdame kam, um Ihre Hoheit zu erinnern, daß in wenigen Minuten das Souper beginnen werde und begleitete mit feinem Takt Fräulein von Herther durch den gelben Salon zurück nach einem der Nebenzimmer, wo ihr Vater ihrer

harrte. Herr von Herther hatte schon wieder nach Doktor Paul Lohmer gesucht und ihn vom Tisch des Geheimrats Dorau hinweggeführt, er schien gehofft zu haben, daß sich die Prinzessin noch einmal mit seiner Tochter in den größeren Sälen zeigen und dann den jungen Hofarzt an seiner Seite erblicken würde. Felicitas kam in großer Bewegung von ihrem Beisammensein mit der Prinzessin zurück — sie grüßte ihren Vater mit einer zärtlichen Innigkeit und sah und wußte nicht, daß von dem Schimmer auf ihrem Gesicht unwillkürlich ein Strahl auf Doktor Paul fiel, den sie lieber weit hinweg gewünscht hätte. Herr von Herther aber, dem das frohe Aufleuchten in den Zügen seiner Tochter nicht entging, gab ihm eine Deutung nach seinem Sinn und lächelte in sich hinein. Und als sich Felicitas an seinen Arm hing und ihm zuflüsterte: „Die arme, arme Prinzessin — sie krankt an einem sehnsuchtsvollen Herzen und sieht nirgend eine Hoffnung für sich!“ — da nickte er ernst und schaute die anmutige Tochter mit seinem gütigsten und hoffnungsvollsten Blick an und sagte so leise wie sie mit Nachdruck:

„Wohl dem darum, dessen Herz ihm den rechten Weg zeigt. Ich bin sicher, daß meine Felicitas ihn geht, und freue mich ihrer Neigung!“

Felicitas fühlte sich von einem wonnigen Schreck durchzittert. Es war kein Zweifel, daß sie recht hörte, und wenn sie sich erinnerte, wie die letzten Wochen ihren Vater verändert, ihn mutiger, hoffnungsreicher als je gestimmt, ihn milder im Urteil über andre gemacht hatten, so hätte sie aufjauchzen mögen — sie sah mit einem Male das klare, milde Licht vor sich, von dem sie vorhin zu Prinzessin Stephanie gesprochen. Ihr Auge senkte sich unwillkürlich vor dem des jungen Arztes, das auf sie

gerichtet war, sie empfand etwas wie Schamgefühl, daß sie ihm vor wenig mehr als einer Stunde beinahe gegrollt hatte. Ihm, der doch an der Wandlung ihres geliebten Vaters den stärksten Anteil hatte! Sie wollte dem letztern noch ein Wort sagen, und mußte Paul Lohmer antworten, der sie angesprochen hatte. Und plötzlich erschien der Minister von Althen, der am Souper des Herzogs aus Gesundheitsrücksichten nicht teilnahm, in der Tür und zeigte sich sichtlich erfreut, Herrn von Herther und Doktor Lohmer hier beisammen zu finden. Er hatte von Sr. Hoheit eine wichtige Mitteilung erhalten, die er vor allem dem Präsidenten mitteilen mußte, und gab höflich zu erkennen, daß ihm die Gegenwart des jungen Arztes dabei nur angenehm sei. Doktor Paul fand jetzt Ursache, insgeheim sein gutes Glück zu verwünschen, das ihn schon zu einer Vertrauensperson Sr. Exzellenz erhoben. Denn die natürliche Folge des Gesprächs, mit dem er beehrt wurde, war, daß Fräulein von Herther nicht in der Nähe der Herren verblieb, sondern einige bekannte Damen begrüßend, die Reihe jener Zimmer hinabging, in denen nicht soupiert ward, und die daher im Augenblick völlig leer standen.

Felicitas fand es in der dumpfen Luft, die jetzt in den prächtigen Gemächern herrschte, schwer, ihre Gedanken zu sammeln. Sie ging in einer halben Traumstimmung dahin, die Verschwendung von Licht hier in den stillen Räumen hatte beinahe etwas Gespenstiges, ein paar geöffnete Fenster, durch welche die Sommernachtschwüle hereindrang, ließ die Flammen der Kristallkronen und Wandleuchter hin und her wehen. Die Türen zu den großen Balkons, die hier längs der Räume hinliefen, waren hingegen verschlossen, und so mußte es Felicitas aufgeben, sich einige Minuten draußen zu erfrischen. Indem sie

den Erlebnissen des Abends, der schmerzlichen Vertraulichkeit der Prinzessin Stephanie, den letzten Worten ihres Vaters, nachsann, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie seit Stunden stehe und gehe, und sie setzte sich erschöpft auf einen der kleinen violetten Samtdiwans, die sich hier längs der Wände hinzogen. Und dann schloß sie die Augen, um dem hellen Lichtschein zu entrinnen. Ihre Gedanken glitten so rasch von einem Bilde des Festes zum andern, und sie sah die vielen Gesichter und Gestalten, die an ihr vorübergeflutet waren, daß sie weder erschrak noch auffuhr, als jetzt einige Herren durch die Zimmer kamen und sich zum Teil verwundert nach ihr umschauten. Und als einer der Durchgehenden auf der Schwelle vom nächsten Gemach her stehen blieb — und Felicitas mit glänzenden, halb erschrockenen, halb entzückten Augen allein sitzen sah, so fand sie es nur natürlich, Erich Franken, der ja unter den Gästen des Festes war und dessen sie an diesem Abend beständig gedacht hatte, vor sich zu sehen. Nur das fiel ihr auf, daß es ihr mit einem Male so schwer ward, sich zu erheben und ihre Lippen zu einem freundlichen Gruße zu öffnen. Sie hatte ihm einen Schritt entgegentun wollen, aber da Erich an der Stelle wie gebannt blieb, an der er sie zuerst erschaut, mußte wohl auch sie stillstehen und dachte jetzt nicht nur blitzschnell daran, um wieviel näher er ihr auf dem Felsen der Isola Madre gewesen sei, sondern fühlte zugleich, daß Erich ähnliche Gedanken hegen werde.

Vielleicht war es nur das Getümmel, das aus dem großen Saale hier hereinklang und daran mahnte, wie nahe das Ende des Festes sei, was Erichs Erstarrung löste. Er kam hastig auf das junge Mädchen zu:

„Fräulein von Herther — Fräulein Felicitas — Sie sind doch um Gottes willen nicht krank?"

„Nein — nein! nichts weniger als krank!" entgegnete sie mit heller Stimme, aus der ein alter, lang nicht vernommener Klang wundersam in Erichs Ohr und Seele hinübertönte. „Und auch Ihnen geht es gut — auch Sie haben sich des Abends gefreut?"

„Ich habe mich gefreut und freue mich jetzt!" rief Erich, und seine Augen weilten mit Entzücken auf den lieblichen Zügen von Felicitas. „Ich kann leider nicht sagen, daß es mir völlig nach Wunsch gehe — doch das ist Künstlerschicksal. Wir sind nicht immer, was wir zu sein träumen, und wir erfahren zu spät und in Schmerzen, was unsern Träumen gefehlt hat. Ich darf nicht hoffen, daß mir dieser Theaterbau nur Ehre bringt und meinen Weg für alle Zukunft ebnet. Ich werde hart zu ringen haben, um wieder dahin zu gelangen, wo ich vor einem Jahre zu stehen glaubte! — Doch das ist nichts für Sie, liebes Fräulein!"

Er wollte abbrechen, in ihrer Seele aber besiegte jetzt ein süßes Mitleid jede Rückhaltung. Sie trat auch ihm näher und fragte:

„Und warum ist das nichts für mich? Haben Sie, wenn Sie ringen und kämpfen müssen, nicht noch ein volleres Anrecht auf die Teilnahme Ihrer Freunde?"

Erich schwieg — denn der Traum, den er vor Jahren gehegt, wollte mit Macht in seiner Seele erwachen, und alle Bitterkeit, die er seitdem in sich gesogen, erwachte zu gleicher Zeit. Er rang nach einem Wort, das nicht leidenschaftlich, das schonend sei, und ward doch vom Augenblick überwältigt und rief laut und selbstvergessen:

„Wie habe ich daran glauben können? Ich war Tor

genug, um mich an ein Wort zu klammern, daß Sie einst in Baveno, ehe wir schieden, zu mir sprachen. Das Leben ist hart, und wir können nicht immer Wort halten!" —

„Aber wir können es manches Mal und halten dann Wort!" unterbrach das erglühende Mädchen die leidenschaftliche Klage des jungen Mannes. Sie sah ihn mit einem Blick, der ihn verstummen und dann erzittern machte, an, sie wich nicht zurück, als sein Mund sich dem ihren näherte, sein Arm sich um ihren Leib schlang:

„Felicitas, süßes, seliges Leben, willst du wirklich dein Wort so überreich lösen? Auch jetzt noch — wo du mit mir ringen und dulden und kämpfen mußt?"

„Treulich, bis unser Haar bleicht, mein Erich!" hauchte sie und küßte ihn heiß — und es war ihr, als überkäme sie mit einem Male der Mut, ihn vor aller Welt zu küssen. Er neigte sein Haupt an ihr Ohr:

„Und du fürchtest deinen Vater nicht mehr, Felicitas? du willst auch mit ihm kämpfen um meinetwillen?" —

„Mein Vater?" gab sie zurück, und wußte selbst nicht, warum jetzt ein banger Zweifel sich mit der stürmischen Wonne dieser Minuten mischte. „Mein Vater freut sich meiner Liebe und wird ihr kein Hindernis bereiten. Er ist ein andrer geworden, und du mußt ihn nun erst kennen lernen, nun er ganz er selbst ist."

Sie schmiegte sich fester in seinen Arm und entwand sich ihm im nächsten Augenblicke wieder, denn jetzt erklangen ganz deutlich feste Tritte auf dem Parkett der anstoßenden Gemächer. Doktor Paul Lohmer hatte sich dem Minister entzogen und kam, um Fräulein von Herther wieder aufzufinden. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er Erich Franken neben ihr erblickte. Doch ehe er zu einer klaren Empfindung kam und seiner Gereiztheit gegen Erich

ein Wort leihen konnte, hatte Felicitas Erichs Hand wieder erfaßt, trat vor ihn und sagte mit ihrem lieblichsten Lächeln, aber mit einem eignen, festen Klang in ihrer Stimme:

„Sie sollen der erste von unsern Freunden sein, der es erfährt, daß ich mich mit Erich Franken verlobt habe. Vielleicht kommen Sie mit Erich und mir zu meinem Vater, — ihm darf es keinen Augenblick verborgen bleiben, und ich hoffe, daß er uns ein freundlicheres Gesicht zeigen wird, als Sie jetzt für uns haben!"

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Monate nach der Geburtsfeier der Prinzessin Stephanie, dem letzten bewegten Tage, den die stille Residenzstadt an der Orlach gesehen, hätte jeder in Forstenburg Neuankommende leicht wahrnehmen können, daß man sich zu einem neuen Feste rüste. Das neue Theater, stadtwärts gegenüber der neuen Residenz am Schloßplatz gelegen und bis hierher mit hohen Plankenverzäunungen umgeben, halb von Gerüsten verdeckt, auf denen Steinmetzen und Maler bis zuletzt gearbeitet, zeigte sich den Blicken aller als hochstrebender Bau mit seinen Gliederungen, seinen Freitreppen, seinen Sandsteingruppen und seinen etwas spärlichen Ornamenten. Während der letzten heißen Augusttage, in denen die Farben rasch trockneten und die Arbeiter froh waren, in dem Bau selbst Schutz vor der Sonne zu finden, war auch die innere Ausstattung mächtig gefördert und zu Ende geführt worden, in der ersten Hälfte des September waren Beleuchtungs- und Musikproben in dem Hause gehalten worden, und

für einen der nächsten Tage stand, genau wie es der bau-leitende Architekt Erich Franken verheißen hatte, die Eröffnung des neuen Theaters bevor. Der ersten Vorstellung des „Faust“ mit dem üblichen szenischen Festprolog, sollte am Morgen die feierliche Überweisung des neuen Hauses seitens der Landstände und der Stadt an das herzogliche Hausministerium vorausgehen und damit die Einweihung des Baues selbst begangen werden. Der Landbaukommissar und der Baumeister des Theaters mußten fast ununterbrochen gegenwärtig sein, um eine Stockung der Arbeiten im letzten Augenblick zu verhüten — in den späten Abendstunden galt es Rechnungsablagen und Rechnungsprüfungen — kein einziger von Erichs Freunden hatte in diesen Tagen, ja, wenn man sich recht besann, in den letzten beiden Monaten, ihn anders als flüchtig gesehen. Erich und sein Schicksal waren in besondrer Weise ein Gegenstand des Interesses auch für Fernstehende geworden — er aber schien völlig in seiner ernsten Arbeit verloren gegangen und war allen Begegnungen ausgewichen, bei denen er mehr als einen Gruß wechseln, oder wohl gar einem Freunde hätte Rede stehen müssen. Manch einer der Anteilnehmenden hatte gezürnt, oder wenigstens den Kopf geschüttelt, wie es diesen Morgen in seinem Bureau am Forstenburger Bahnhof der Ingenieur Konrad Hiller tat, als Erich, der sonst ein häufiger Gast in diesem Bureau gewesen war, einmal wieder erschien und diesmal allerdings durch seine Miene zeigte, daß er zu mehr als einem flüchtigen Gruße komme. Der Ingenieur hatte sich von dem Zeichentische erhoben, an dem er trotz der frühen Stunde bereits fleißig gearbeitet hatte, und wollte offenbar den Freund in alter Weise empfangen. Aber sowie er einen Blick in Erichs Gesicht geworfen und

dessen Ausdruck wahrgenommen hatte, erstarb ihm sein Scherzwort auf den Lippen, und ein herzlicher, stummer Blick trat an dessen Stelle.

„Dir graut vor dem Abschluß deines Baues, der nicht ganz ist, was du gewollt hast," sagte Konrad dann teilnehmend. „Laß dir's nicht zu nahe gehen, es ist unser aller Schicksal, nicht ganz zu vermögen, was wir nach unsrer Einsicht wollen, und ich habe eben bei meiner Brücke über die Wyla schlimme Erfahrungen machen müssen. Weiß wohl, daß es durchaus nicht dasselbe und das Mißgeschick andrer der schlechteste Trost ist, wollte auch nur sagen, daß man den Kopf in solchem Falle nicht hoch tragen, aber steif halten muß, sonst glauben die Streber à la Paul Lohmer gewonnen Spiel zu haben."

„Sie gewinnen ihr Spiel meist und immer auf ganz besondre Art," versetzte Erich; und jetzt erst, als er im vollen Tageslicht dem breiten Fenster des Ingenieurbureaus gegenübersaß, erkannte Konrad Hiller völlig, wie tiefe Furchen Erichs sonst so frisches Gesicht zeigte und welche Mühe er aufwandte, um völlig gefaßt zu erscheinen. „Du hast übrigens nur halb erraten, was mich zu dir führt, obschon der Doktor im Spiel ist. Mein Theaterbau muß nun schon stehen bleiben, wie er steht. Ich kann mich bis zur Stunde nicht ganz überzeugen, daß ihr recht habt, obschon ich manche Mängel besser wie ihr zu sehen meine. Doch davon laß uns ein andermal reden — ich muß dich heute länger in Anspruch nehmen und ein wenig weit ausholen. Wir haben uns in letzter Zeit so wenig gesehen —"

„Deine Schuld!" unterbrach ihn der Ingenieur. „Du hast dich für uns beinahe unsichtbar gemacht."

„Ich hatte Ursache im guten und bösen Sinne,"

entgegnete Erich mit merklich düsterm Ausdruck. „Ich habe meine Freunde an meinem höchsten Glücke nicht teilnehmen lassen, weil vom ersten Tage eine schwere Wolke darüber hing und ich immer auf völlig blauen Himmel hoffte. Nun muß ich kommen, um mein Unglück, mein fast gewisses Unglück, zu klagen und noch dazu um ein Unglück, was man mich zwingt, frei zu wählen!“

„Erich — das sind nichts als Widersprüche!“ —

„Aber leicht zu lösende!“ sagte der junge Baumeister, den es offenbar einen innern Kampf kostete, selbst den nächststehenden Freund als Beichtiger anzusehen. „Du erinnerst dich, wie ich vor zwei Jahren und bald nachdem mir der Theaterbau übertragen worden, aus Italien zurückkehrte und welche glückliche Hoffnungen mir damals die Seele schwellten. Ich war nie so töricht, zu glauben, daß ich ein Mädchen wie Felicitas von Herther spielend und kampflos gewinnen könne. Aber ich hatte das süße Wunder erfahren, daß wir schon bei der ersten Begegnung fühlten, wir seien bestimmt, einander etwas zu werden. Ich habe schon damals in Baveno gewußt, daß sie von derselben dunklen Macht zu mir gezogen ward, wie ich zu ihr. Unsre Sprache ist eigentlich bettelarm, daß man da von einer dunklen Gewalt redet, wo der Zug der Seele nach reiner Klarheit des Daseins erwacht, wo man die Sehnsucht nach dem hellsten seligen Licht empfindet! Und so unglücklich ich damals war, daß der Wille ihres Vaters zwischen sie und mich trat, du weißt, daß ich im Innersten nie daran geglaubt habe, es sei für immer zu Ende! Dieser Frühling und Sommer schien mir recht zu geben, und laß mich's dir gestehen, Konrad: ich habe in glückseligen Tagen und Wochen vielmals eurer aller gelacht, die ihr ehedem mich verspottet und belächelt habt. Auch

deiner — mit all deinen Warnungen vor Paul Lohmer! Ich schien mir, oder ich war ganz nahe an einem Ziele, um das es der Mühe verlohnt hätte, noch einige Jahre schwer zu ringen, selbst zu entbehren, wenn es sein mußte. Erinnerst du dich des großen Festes am Geburtstage der Prinzessin Stephanie? An diesem Abend ward mir Gewißheit, daß Felicitas mich liebe, wie ich sie — sie verlobte sich mir und ließ in einer glückseligen Stunde alles untergehn, was mich je bedrückt und bedrängt hat. Ich sage dir, Liebster, daß ich im Tiefsten beglückt war und mitten in all der trüben Erkenntnis über meine getane Arbeit eine Hoffnung in mir erwachte — eine Kraft sich regte! — O, lieber, lieber Freund, warum müssen wir so selig getäuscht, so bitter enttäuscht werden!"

„Du fieberst, Erich!" versetzte Hiller, beide Hände des Baumeisters fassend, „Es ist nicht möglich, daß ein Mädchen, wie Felicitas Herther, dir ihr Herz schenkt und es zurücknimmt."

„Ja so — ich muß wohl klar und rund erzählen — sonst begreifst du nicht einmal, was ich will!" rief Erich und blickte dabei mit einem trüben Lächeln den Freund an. „So wiederhole ich dir — ich ward durch Felicitas' Liebe gesegnet und durfte wieder die lichtesten Träume hegen. Aber es war der erste Schatten, der darüber fiel, daß Herr von Herther, vor den wir mit unsrer Verlobung frei und offen traten, in sichtlichem Kampfe mit sich selbst, die Geheimhaltung unsres Bundes forderte. Er verhehlte mir nicht, daß ihn Felicitas' Schritt, den er unbegreiflich nannte, aufs tiefste bekümmerte, daß es ihm schwer falle, seine Einwilligung zur Verbindung mit mir zu geben. Aber er wies mich nicht ab, er ließ mich hoffen, ich durfte mich einige Tage hindurch als Felicitas' Bräu-

tigam ansehen. Konrad — wenn du wüßtest, ahntest, was ich da heilig gelobt, was ich gehofft habe!“ —

„Ich weiß es, weiß es — ich hätte es auch getan,“ sagte gerührt der Ingenieur und ermutigte durch seinen Ausdruck Erich Franken, rasch fortzufahren:

„Was zwischen Felicitas und ihrem Vater vorgegangen, vermag ich nicht klar zu erraten, mein armes Mädchen ward täglich bleicher und ernster und suchte mir zu verhehlen, welche Kämpfe ihr daraus erwuchsen, daß sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt war. Eine Andeutung habe ich nur durch Doktor Paul, der täglicher Gast im Hertherschen Hause ist und eine wahrhaft unheimliche Macht über Herrn von Herther erlangt hat, erhalten. Ihm war unser Bund von vornherein kein Geheimnis geblieben, und er sprach zuerst gegen mich in der schneidig-sarkastischen Art, die du an ihm kennst, von einer Verlobung aus Mißverständnis. Es scheint, daß Felicitas im Wahne gestanden hat, ihr Vater billige die Liebe zu mir und werde mich rückhaltlos freudig willkommen heißen — ja daß sie vielleicht nur darum so frei und fessellos dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist. War's ein Mißverständnis, so sei es tausendmal gesegnet, denn ich habe doch in Felicitas' Seele geblickt, habe doch an ihrem Munde erfahren, wie reich uns das Leben machen kann! — Ich empfand gleichwohl die ganze Pein dieses Hoffens und Verzagens und suchte mit aller Kraft, die mir in dieser schweren Zeit noch blieb, Herrn von Herther zu einer klaren Aussprache über sein Verhältnis zu mir und über meine und Felicitas' Zukunft zu bringen. Ich vermochte ihm nicht mehr als die Versicherung zu entreißen, daß ihm das Glück seiner Tochter über alles teuer sei und er für mich aufrichtige Achtung und warme Teilnahme empfinde. Und

dabei war mir immer, als spreche er nicht aus seiner eignen Seele, sondern aus der Paul Lohmers heraus. In seinem Kunsturteil, in der Kritik meines armen Theaterbaus vernahm ich Wort und Ton des Doktors deutlich genug!"

„Erich — lieber Junge — du tust dem Präsidenten unrecht — er kann selbst gesehen haben, daß deinem Werke die Einheit, die letzte Vollendung fehlt," unterbrach Hiller den Sprechenden.

„Gut, gut — du sollst recht haben!" entgegnete Erich, nicht ohne einen Widerklang innerer Bitterkeit. „Das sah und wußte ich selbst, daß mir viel fehlt, um den Erwartungen und Forderungen der Zeit und meiner Freunde zu entsprechen und verhehlte es auch dem Präsidenten nicht, wenn von meiner Zukunft die Rede war. Er lauschte dann mit größerer Aufmerksamkeit, als er sonst bei meinen Reden zu zeigen pflegte und schwieg noch hartnäckiger, nachsinnender. Felicitas litt unsäglich; aber ein mutiges, tapferes Herz, wie sie ist, richtete sie mich mit empor, flößte mir Zuversicht ein, daß wir den Segen des Vaters dennoch erlangen würden, und gab mir täglich Beweise ihres reinen Liebesvertrauens! Freilich — darüber ließ sie mir gleichfalls keinen Zweifel, daß sie niemals mein Weib werden würde, ohne die Einwilligung ihres Vaters! So habe ich denn zwischen Beseligung und Verzweiflung, mitten in meiner Arbeit mit allen Gedanken bei ihr, die letzten Wochen dahingelebt — bis — bis gestern abend die gefürchtete Entscheidung fiel — und das Trennungswort mir zugeschoben ward!"

„Wie wäre dies möglich!" rief der Ingenieur und faßte Erich an beiden Schultern, als wolle er ihn aus einem schlechten Traume aufrütteln.

„Doch — doch!“ versetzte dieser. „Da nimm und lies, was mir der Präsident schreibt. Gestern abend war ich zum Tee im Hertherschen Hause und traf wie gewöhnlich neben Felicitas und ihrem Vater, Doktor Paul und seinen Bruder Max am Teetisch. Da ich annehmen mußte, daß der neue Hofarzt von jedem Schritte Kenntnis erhält, der innerhalb unsrer Mauern geschieht, so teilte ich vor allen Dingen selbst mit, daß ich ein Schreiben an das Hausministerium gerichtet und die mir übertragene Herstellung des alten Schlosses dankend abgelehnt habe. Da ich von hier nach München gehen und dort noch eine Zeitlang meinen Studien leben will und muß, die Forstakademie aber so lange auf das Dach über ihrem Haupte nicht Verzicht leisten kann, so war mein Schritt völlig wohlmotiviert. Ich sah auch gestern wieder, daß Herr von Herther, wie Doktor Lohmer, an meiner Mitteilung besondres Interesse nahmen. Auf Felicitas' süßem Gesicht aber lag ein tiefer Schatten und beim Abschied reichte sie mir eine zitternde Hand! Sie muß gewußt haben, was kommen würde, ich war noch ahnungslos, als ich heute in der Frühe diesen Brief erhielt. Bitte lies — aber lies laut, bring mir zur Klarheit, ob es eine Fratze meiner Phantasie ist, wenn ich aus jedem Wort dieses Briefes das Gesicht Paul Lohmers herausschauen sehe!“

Konrad Hiller hatte längst den dargebotenen Brief aus dem Umschlag genommen und seine Zeilen überflogen. Teils um dem Wunsch Erichs zu entsprechen, teils um sich selbst zu sammeln, trat er ans Fenster seines Bureaus und las mit gespannter Aufmerksamkeit, die sich auch im Ton seines Lesens ausdrückte, hier und da innehaltend und aus innerer Ergriffenheit stockend, die Zeilen des Präsidenten:

„Lieber Herr Franken! Ihre gestrige Mitteilung über Ihren neuesten Entschluß erleichtert mir sehr wesentlich die Aussprache meiner Empfindungen und die Mitteilung einer unwiderruflichen Entscheidung, die Sie freilich berechtigt waren schon seit längerer Zeit von mir zu erwarten, die mir aber so unsäglich schwer fiel, daß ich sie immer wieder verzögerte. Sie sind durch eine Verkettung der Verhältnisse meinem Kinde so nahe gekommen, daß ich vor die schwere Wahl gestellt bin, Felicitas in einer oder der andern Weise unglücklich zu machen. Ich ehre alle Ihre Eigenschaften und Ihren guten Willen und vermag bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, was Ihnen die Neigung meiner Tochter gewonnen hat. Ich muß anderseits den Erfahrungen eines langen Lebens und dem unablässigen Nachdenken über die Grundlagen und Vorbedingungen des Glücks, des Familienglücks zumal, soweit vertrauen, um mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß Sie sich auf einem gefährlichen und falschen Wege befinden. Verzeihen Sie mir, daß ich die Weisheit, die Ihnen schon in Baveno so traurig und greisenhaft dünkte, wieder vor Ihnen auskrame. Aber ich darf nicht einwilligen, die Zukunft meiner Tochter allen Wechselfällen einer beständig in Frage gestellten, innerlich unbefriedigten Existenz preiszugeben. Ich halte jede Künstlerexistenz in unsern Tagen für eine solche, und die wenigen, scheinbar glänzenden Ausnahmen bestätigen, wenn ich sie für echt erachte — worüber mir auch noch Zweifel beigehen — nur meine trübe Regel. Ihnen will das Schicksal vielleicht eine ganze Reihe leidvoller Erfahrungen ersparen, indem es Ihre jugendlichen Hoffnungen auf einen großen Erfolg und eine ruhmvolle Künstlerzukunft gleich bei

der ersten großen Probe niederschlägt. Ich sage nicht, daß Ihre Kraft für gelungenere Leistungen unzureichend sei: aber ich will mein Kind nicht an die Stürme, die Hoffnungen und Enttäuschungen hingeben, die von Ihrem Weiterstreben auf der betretenen Bahn unzertrennlich sein würden. Zum Glück bedingt dies nicht, daß ich Ihnen Felicitas durchaus versage. Sie haben, ehe Sie sich für die Architektur entschieden, einen Beruf hinter sich gelassen, für den Sie tüchtige Vorstudien gemacht hatten, und in dem es nicht von der Gunst des Zufalls abhängt, ob Sie geachtet sein sollen oder nicht. Sie können, falls Sie den Wink des Schicksals und meinen treugemeinten Rat recht ansehen, sich in diesen Beruf rasch, jedenfalls in einigen Jahren wieder hineinarbeiten und für sich selbst und Felicitas eine glanzlose, aber sichere, achtungsreiche Zukunft gewinnen. Wenn Sie meine Tochter wahrhaft lieben, so wird Ihnen das Opfer an phantastischen Hoffnungen und an Stolz, das Sie vielleicht zu bringen haben, verhältnismäßig klein und leicht erscheinen! Ich könnte zwar unter den Umständen, die damit einträten, keine förmliche und öffentliche Verlobung gestatten, allein ich würde im stillen Felicitas' Herzenswunsch zu ehren und Sie dann als den künftigen Gemahl meiner Tochter anzusehen haben. Sie sehen, ich dehne meine Vaterrechte nicht tyrannisch aus und verzichte auf persönliche Wünsche, auf Erwartungen von der künftigen äußern Gestaltung des Lebens meines Kindes, die ich wie jeder Vater gehegt habe. Indes werden Sie verstehen, daß meine Nachgiebigkeit sich nicht über diesen Punkt hinaus erstreckt. Glauben Sie auf dem Wege beharren zu müssen, den Sie jetzt eingeschlagen, so wünsche ich Ihnen

tausendfach besseres Glück, als Ihnen bei dem ersten Schritt erblüht ist, aber mein Kind dürfte Ihnen dahin nicht folgen! Ich erbitte mir Ihre Entscheidung und erkläre mich zu jeder Besprechung bereit, die Sie in dieser Angelegenheit mit mir zu haben wünschen, muß dagegen bitten, Felicitas in keinerlei Kämpfe und Zweifel hineinzuziehen. Sie erfährt mit Ihnen zugleich meinen Willen und wird mit mir Ihres Entschlusses harren. In freundschaftlicher Hochschätzung und Teilnahme — Präsident von Herther."

Konrad Hiller warf den Brief, wie er zu Ende gelesen, weit von sich auf seinen Zeichentisch, wo ihn Erich ruhig aufnahm und wieder zu sich steckte. Der Ingenieur sah mit einem merkwürdig zweifelnden Ausdruck, der sonst nicht leicht in seinem energischen Gesicht Raum hatte, bald den jungen Freund an, bald wandte er sich zum Fenster zurück, an dem er gestanden hatte. Dabei atmete er hoch auf und fuhr endlich mit einer Art Ungestüm heraus: „Und was willst du auf diese erbauliche Epistel nun antworten?"

„Darüber dacht' ich mit dir zu reden," antwortete Erich in ernster gehaltenem Tone. „Du bist mein bester Kamerad während der Zeit gewesen, wo wir den gleichen Studien oblagen, du kennst alle meine inneren Erlebnisse, weißt, wie sehnsüchtig ich nach meinem neuen Beruf verlangt habe, und wie schwer es mir geworden ist, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Und wiederum, du bist unter meinen Freunden derjenige, der am weitesten in der Verurteilung meines Theaterbaues geht, du wirst am besten wissen, ob du mir nach diesem Mißlingen noch Beruf, aussichtsreichen Beruf zur Kunst zusprechen kannst! Wenn ich Herrn von Herthers Verlangen er-

fülle, so weißt du, was ich zu hoffen, zu gewinnen, — wenn ich ihm widerstehe, was ich zu fürchten — zu verlieren habe."

„Du kannst von mir nicht fordern, daß ich eine Entscheidung über dein Leben treffe!" sagte Hiller mit ruhigem Ernst. „Du mußt wissen, was dir Felicitas von Herther ist und ob du für sie auf alles verzichten kannst, was du in den letzten Jahren erstrebt und erhofft hast."

„Felicitas ist jedes Opfers wert!" entgegnete der junge Baumeister, und durch seine Züge ging es wie ein Aufleuchten, als er den Namen des geliebten Mädchens aussprach. „Allein es gibt Opfer, die nicht gebracht werden dürfen, weil sie umsonst wären. Man kann sein Leben opfern, aber nicht die innere Wahrheit seines Lebens. So habe ich indes meine Frage nicht gestellt. Ich will von dir hören, ob es auch deine reine, unumwundene Überzeugung ist, daß ich kein berufener, kein auserwählter Künstler bin, daß ich niemals erreichen werde, was ich doch erreichen muß, wenn mein Leben nicht ein verlorenes sein soll? Du hast meine gegenwärtige Leistung am schärfsten mit verurteilt, du mußt wissen, ob sie dir einen solchen Eindruck macht, daß auch du meinst, ich würde besser tun, zu meiner verlassenen Wissenschaft zurückzukehren."

Während Erich sich wieder niedersetzte und der Antwort Konrads ruhig zu harren schien, ging der Ingenieur in einer mit jedem Augenblick wachsenden Erregung in seinem Bureau auf und ab. Es war, als scheue er, den jungen Freund anzusehen, er holte einige Male tief Atem, öffnete die Lippen und sprach dann doch nicht. Es bedurfte eines neuen, fragenden Blickes Erichs, um ihm endlich eine Erwiderung zu entlocken:

„Was soll ich sagen, Bester? Ich verwünsche in dieser Stunde jedes Wort, das ich nach der schlechten Räsoniergewohnheit unsrer Tage zuviel über deinen Bau gesprochen habe. Ich sehe so gut wie einer, daß er immerhin einzelne Teile aufweist, die dem größten Künstler Ehre machen würden, und daß nur ein ganz verstockter Gesell dir auf diese Schöpfung hin das Talent absprechen dürfte. Anderseits, Erich, ich bin kein Künstler — bin ein Kind dieser Zeit und verstehe nicht ganz, was euch treibt und hält. Ihr redet von einem heiligen Muß in euerm Innern, und wie ich vor Jahren sah, daß es dir keine Ruhe ließ und du deinen Beruf wechseln mußtest, nachdem du schon als fertiger, tüchtiger Mann in der Welt standest — hab' ich wahrhaftig an dies geheimnisvolle Muß, von dem wir profanen Menschenkinder nichts wissen, zu glauben angefangen. Ich weiß nicht, ob die Stimme noch so ungeteilt, so vernehmlich in dir spricht! — Wenn sie es tut, wirst du ihr wohl folgen und am letzten Ende alle Zweifler und Kopfschüttler verlachen. Ich bin kein Künstler, ich fühle ein Widerstreben, daß soviel menschliches Glück, soviel gute Tage und unwiederbringliche Jahre geopfert werden müssen, ich würde mich an deiner Stelle dreifach besinnen, ob ich dem Winke des Präsidenten nicht folgen, nicht umkehren sollte. Freilich, wenn du meinst, daß hinter all diesem Paul Lohmer steht, daß er seine Pläne auf die Verbindung mit dem Hertherschen Hause nicht aufgegeben hat, so dünkt mich die lockende Verheißung unsicher genug. Du würdest drei, vier Jahre brauchen, um den Wünschen Herrn von Herthers zu entsprechen, du könntest nicht hier bleiben, drei, vier Jahre hätte der Doktor freies Feld, und ich glaube allerdings, ein Jesuit vom Hofe Ludwigs des Großen

ist ein neugebornes Kind gegen einen Streber unsrer Tage gewesen."

„Das nebenbei!" rief Erich. „Ich würde sicher betrogen sein, aber — was mehr gilt — ich wäre der betrogene Betrüger! Fühlst du denn nicht, Konrad, daß, wenn ich um Felicitas' willen von dem abfiele, was mein innerstes Sein und mein Glaube ist, ich sie nie glücklich machen, nie glücklich mit ihr leben könnte? Zur Liebe und zum Glück gehört der ganze Mensch — ich brächte aus diesem Streite nicht den halben zurück. Ich habe gewußt, was ich tat, als ich diesen Weg beschritt — ich kann jetzt, wo mein Fuß zum erstenmal wankt, nicht feig zurückgehen! Und wenn ich's täte, wie müßte Felicitas mich ansehen? Sie würde ein Gefühl der Trauer, der Unsicherheit nie wieder aus ihrem Leben verlieren — ja selbst ihr Vater, der heute das Opfer von mir fordert, würde morgen, wenn ich's gebracht, heimliche Zweifel an mir hegen. Nein, nein, mein Freund, wir müssen landend oder scheiternd unsern Göttern vertrauen — und ich kann die meinen nicht verleugnen, nicht wechseln."

„Erich, hast du auch alles bedacht? Du bist es, der die Geliebte aufgibt! Was soll Fräulein Felicitas fühlen, wenn sie hört, daß es in deiner Hand gestanden hat, sie zu erringen?"

„Sie wird mit mir fühlen, was ich in tiefster Seele empfinde, daß es nicht ihres Vaters Wille ist, uns zu beglücken. Ich habe den Brief des Präsidenten mit dem Auge gelesen, das uns die Liebe gibt. Herr von Herther weiß es, daß ich meine Kunst nicht opfern kann, er erwartet es auch nicht. Ich sehe, daß er mich nicht zum Sohne will, was ich auch tun oder lassen möchte. Könnte ich mich überzeugen, daß mein Wollen ein Irrtum sei,

hättest auch nur du den Mut, mir frei ins Gesicht hinein Talent und Beruf für meine Kunst abzusprechen, so wäre ich Felicitas mindestens schuldig, die Entscheidung zu verzögern. Jetzt aber weiß ich, daß meine ernste Selbstprüfung keine Täuschung zuläßt. Ich muß bleiben, was ich bin, und dulden, was mir daraus erwächst. Meine Unterwerfung unter die Wünsche Herrn von Herthers wäre vielleicht nur bestimmt, mich in den Augen des liebsten Mädchens zu demütigen — auf alle Fälle wäre sie eine Lüge!"

„Und was willst du also dem Präsidenten antworten?" fragte Hiller, und sein Ton klang halb gereizt, halb herzlich teilnehmend.

„Die einfache Wahrheit," versetzte Erich. „Daß ich bereit bin, mich jeder Prüfung zu unterwerfen, bereit, Jahre lang zu harren, um die Wahrheit meiner Liebe, selbst um mein Können und Gelingen zu erproben, daß ich aber um nichts in der Welt den ergriffenen Beruf, der mir so heilig ist, wie meine Liebe zu Felicitas, wieder lassen will. Ich muß abwarten, was er danach gegen sein Kind und mich verantworten zu können glaubt."

Erich hatte mit fester Stimme gesprochen — aber dabei mehr und mehr von dem Freunde weggeblickt. Der Ingenieur sah, daß Tränen im Auge des Sprechenden standen, — einer raschen, herzlichen Wallung folgend, schloß er Erich in seine Arme. In wortloser Bewegung empfand dieser, daß er den Widerstrebenden besiegt habe und fühlte sich im eignen, ernsten Entschluß gekräftigt und gehoben.

Sechzehntes Kapitel.

Der Tag, an dessen Mittag die Einweihung des neuen Hoftheaters stattfinden sollte, ging mit einem klaren, aber ungewöhnlich kalten Morgen auf. Die graue Frühe begann eben der glanz- und sonnenlosen Helle zu weichen, die frühen Herbsttagen eigentümlich ist. Der große Platz vor dem Hoftheater war, wie die umliegenden Straßen, noch völlig menschenleer, die bewimpelten Maste, die vor dem Neubau aufgerichtet waren, sowie eine bretterne Rednertribüne ragten gespenstisch in die Morgeneinsamkeit hinein, als Erich Franken auf der Stätte seines seitherigen Wirkens erschien. Bis zum Abend vor dem Einweihungstage hatte er in rastloser Vielgeschäftigkeit gelebt, heute, wo alles getan war, kam die erste müßige Stunde für ihn, und so erscholl jetzt sein elastischer Tritt auf den breiten Steinplatten, die im weiten Rundbogen das Theatergebäude umgaben. In der kühlen, klaren Stille, welche ringsum herrschte, umschritt der junge Baumeister sein Werk. Er blieb mehr als zehnmal an den verschiedensten Punkten stehen und faßte ernstprüfend die Wirkung der Linien, die im Morgenlicht mit verdoppelter Deutlichkeit hervortraten, ins Auge. So oft er verweilte und den Bau mit sicherm Blicke lange, lange betrachtete, war es ihm doch jedesmal, als falle eine Binde um die andre von seinen Augen, als sehe er jetzt zum erstenmal, was er seit Jahren im Wachsen und Werden täglich vor sich gesehen. Schmerzen wundersamer Art, wie sie nur der Künstler erfahren kann, zogen in dieser Stunde durch Erichs Seele. Was er den Freunden, Hiller und Dernburg voran, so oft bestritten, nur halb zugestanden hatte,

ward ihm in dieser Morgeneinsamkeit Schritt um Schritt deutlich. Gewiß durfte sein Bau neben hundert andern, die im letzten Jahrzehnt geschaffen waren, mit Ehren gezeigt werden — gewiß empfand er auch heute noch, daß einzelne Teile so würdig, so schön und reich in die Erscheinung getreten waren, als er sie selbst in den besten Stunden des Schaffens vor sich gesehen hatte.

Aber wie er das Ganze des Baues wieder und wieder überblickte, sprang mit erbarmungsloser Deutlichkeit jeder Mangel hervor, schärfer und klarer, als die kopfschüttelnden Freunde geurteilt hatten, urteilte jetzt Erich selbst. Es war eine Stunde voll herber Erkenntnis, die er hier angesichts der festlichen Vorbereitungen zu durchleben hatte — er entzog sich keinem Eindruck dieser Stunde. Die Gewißheit, daß er, statt am Ziel zu sein, neu zu beginnen habe, durchschauerte seine Seele mit all ihrem Leid. Und doch quoll ihm Mut aus der Klarheit, mit der er sich jetzt aller Fehler seiner Arbeit bewußt ward, und aus der Gewißheit, daß er noch jung sei und neu beginnen könne! Absichtlich wählte er den Platz, von dem aus sich der Bau am ungünstigsten ausnahm und gleichsam in drei unzusammenhängende Teile zerfiel, um sich nichts von der ernsten Selbstprüfung zu erlassen. Wie der Tag wuchs, wuchs auch die Gewißheit über das, was er zunächst zu tun, zu erstreben habe in Erichs Seele. Er sah nicht ohne Schmerz, aber ohne Zagen noch einmal auf seine Schöpfung, vor seinem innern Auge stand diese jetzt umgewandelt, in vollendeter Gestalt. Ein wehmütiges Gefühl über den ungeheuren Abstand zwischen dem, was er jetzt wußte, und dem, was er vor einem Jahre gesehen und geglaubt hatte, zog mit neuer Hoffnung und Fassung zugleich durch seinen Sinn. Er empfand, daß er Mut für

den bevorstehenden Tag gewonnen habe, und wandte sich zum Gehen, denn schon war er nicht mehr allein auf dem Platz; Arbeiter, die noch bei den Zurüstungen zu tun hatten, und Neugierige, die von den ersten Vorbereitungen an zugegen sein wollten, kamen herzu.

Erich hätte sich an diesem Morgen noch um vieles ruhiger gefühlt, hätte er mit freiem Herzen an Felicitas denken dürfen! Aber seit seinem Schreiben an den Präsidenten von Herther hatte er keinen Anlaß erhalten, das Hertherſche Haus zu besuchen und es auch sonst unmöglich gefunden, die Geliebte zu sehen. Ein Brief, den er gestern, nachdem sein Schreiben an Herrn von Herther abgegangen war, an Felicitas gerichtet hatte, war bis jetzt ohne Antwort geblieben. Er dachte mit Trauer an die Verkettung der Verhältnisse, die in diesem Augenblick dem Präsidenten recht zu geben schien. Er war im Tiefsten überzeugt, daß Felicitas ihn nicht verkennen und sich mit ihm eins fühlen werde — aber volle Ruhe vermochte er dennoch nicht zu gewinnen, wenn er alle Möglichkeiten erwog, die im Schoß der nächsten Stunden lagen. Fast empfand er es als eine heilsame Notwendigkeit, daß er jetzt in seine Wohnung zurückkehren, sich für die bevorstehende Festlichkeit ankleiden und einen der Mitspieler bei dieser abgeben mußte. —

Die Stunde der feierlichen Einweihung fand Erich, der in wenigen Tagen innerlich soviel durchlebt hatte, äußerlich so gefaßt und haltungsvoll, daß Konrad Hiller, der unter den Teilnehmern zugegen war und sich in freundschaftlicher Besorgnis in Erichs Nähe hielt, ein gewisses Erstaunen zeigte.

Mit einem großen Aufzug und verschiedenen Ansprachen, in denen auch Erichs schmeichelhaft gedacht wurde,

fand die Überweisung des Neubaues an das herzogliche Hausministerium statt. Minister von Althen übernahm in floskelreicher Rede die Alleinverwaltung, pries den Kunstsinn der Stände und der Stadt, versprach, nur den Geist echter Kunst in den neuen würdigen Hallen walten zu lassen und verlieh am Ende, im Auftrag Sr. Hoheit, der sich von der Feier fast demonstrativ fernhielt — er war tags zuvor auf eines seiner Jagdschlösser gefahren! — dem Oberbürgermeister und dem Vorsitzenden des ständischen Ausschusses die Komthurkreuze, sowie dem talentvollen Baumeister, Herrn Erich Franken, das Ritterkreuz des Forstenburgischen Hausordens. Die Hofkapelle fiel mit schmetterndem Tusch ein, der Minister befestigte eigenhändig das Kreuz auf Erichs Brust. Erich hatte gewußt, daß ihm diese Auszeichnung bevorstände — er hätte ihr Ausbleiben als eine empfindliche Bloßstellung betrachten müssen, und doch, wie jetzt gleichsam unwillkürlich sein Blick aus der Gruppe, in der er stand, sich nach oben richtete, wie ihm die Unzulänglichkeit seiner Schöpfung fast höhnisch wiederum vor Augen trat, empfand er einen brennenden Schmerz, das bunte Band und das gleißende Kreuz nicht von sich werfen zu können. Zum Überfluß glitt sein Auge über die erste Reihe der bevorzugten Zuschauer, er sah Doktor Paul Lohmer stehen, der zugleich sarkastisch lächelte und mit allen Mienen Ekel an der Gleisnerei des offiziellen Schauspiels ausdrückte. Er empfand, daß das, was der Hofarzt jetzt dachte und seinen Nachbarn zuflüsterte, in wenigen Tagen das allgemeine Urteil sein würde. Und er hätte sich stark genug gefühlt, auch dem zu trotzen — wenn er nicht an Felicitas, an ihre und seine Zukunft gedacht hätte!

Umsonst waren seine forschenden Blicke auf die Loge

gerichtet gewesen, in der eine Anzahl von eingeladenen Damen der Einweihung des Theaterneubaus beiwohnten. Er hatte selbst Karten an Felicitas gebracht — er ward ihrer jetzt so wenig ansichtig, wie des Handelsgerichtspräsidenten. Auch als sich die glänzende Versammlung auflöste und während noch einzelne Wohlmeinende auf den bleichen jungen Mann zutraten, um ihm Glückwünsche auszusprechen, sah sich Erich nach einer Spur von der Anwesenheit, der Nähe des geliebten Mädchens um. Aus den Fenstern des Residenzschlosses, die dem großen Platz zugekehrt waren, hatten gleichfalls einige Damen dem Akte zugeschaut, Erich blickte sehnsüchtig, erwartungsvoll auch dort hinüber — es war wenigstens möglich, daß Felicitas eine Einladung der Prinzessin Stephanie erhalten hatte. Da er nichts wahrnahm, wollte er Konrad Hiller und Max Lohmer aufsuchen und mit ihnen seinen Heimweg antreten. Da trat plötzlich ein hübscher Knabe in seinen Weg und überreichte ihm ein prächtiges Bukett der schönsten Rosen — für die Jahreszeit kostbare Blumen — die von einem Lorbeerzweige umschlungen waren. Ein freudiger Schreck durchzuckte Erich, er konnte nicht anders denken, als daß Felicitas doch zugegen sei und es wage, ihm dies Zeichen ihrer liebenden Teilnahme zu senden. Er küßte im ersten Entzücken den duftigen Strauß — wenn er von ihr kam, so war er zugleich ein glückverheißendes Zeichen. Denn wie er Art und Sitte des Hertherschen Hauses kannte, würde auch die Liebende nicht gewagt haben, ihm öffentlich ein solches Unterpfand ihrer Gesinnungen überreichen zu lassen, ohne im Einverständnis mit ihrem Vater zu sein, und wie jeder Unglückliche, hoffte Erich auf Wunder, ohne an sie zu glauben. Wie indes sein Blick nochmals über die Loge hinirrte, sah er aus

dem Teil, der den Schauspielerinnen des herzoglichen Hoftheaters reserviert war, und den er eben darum nicht beachtet hatte, eine schöne Frauengestalt mit unbekanntem, aber anziehendem Gesicht weit über die Brüstung vorgebeugt. Sie grüßte den jungen Baumeister in einer auszeichnenden Weise, und eine Rose, die sie am Busen trug, schien dem Bukett entnommen zu sein, das Erich in seiner Hand hielt. Im nächsten Augenblick kamen Hiller und Professor Lohmer heran, die ihrerseits den Freund aufgesucht hatten, und führten ihn mit sich hinweg, so daß er kaum, und nur ganz flüchtig den freundlichen Gruß der Unbekannten erwidern konnte, und die Rosen, die er trug, mit befremdeten, gleichgültigen Blicken betrachtete.

Wie Erich unter den widerstreitenden Empfindungen in seinem Innern die weitern Stunden des Mittags verbracht, war ihm selbst kaum klar, als er in den späten Nachmittagsstunden seine Wohnung erreichte. Er hatte noch gehofft, hier ein Lebenszeichen der Geliebten, eine Antwort ihres Vaters vorzufinden — nichts als gleichgültige Briefe, formelle Glückwunschkarten in reicher Zahl waren vorhanden. Er warf sie beiseite und verbrachte eine halbe Stunde in trübem Nachsinnen. Dann gewann er es über sich, sich zum Daheimbleiben anzuschicken und an eine Arbeit zu gehen, die er in den wenigen ruhigen Abend- und Frühstunden der letzten Monate mit Freude gefördert hatte. Tiefer als jemals empfand der junge Mann heute die Heilkraft der Arbeit. Was auch werden, wie sich sein Leben zunächst gestalten mochte — er war darauf angewiesen, mit unablässiger Arbeit ein Recht zu neuem Dasein zu gewinnen, jedes Leid mit ihr zu überwinden, jedes Glück nur ihr zu danken. Aber freilich fühlte er während der heutigen Arbeit zugleich, daß er

seine Gedanken kaum halb bei seinen farbigen Blättern festhalten könne, daß sie beständig zu Felicitas hinirrten. Immer wieder war es ihm, als könne dieser leidvolle Tag nicht völlig vergehen, ohne ihm ein Lebenszeichen von ihr zu bringen.

Der Abend rückte weiter und weiter vor — die Lampe auf Erichs Arbeitstisch strahlte gar oft umsonst, denn er ließ sein Haupt auf den Tisch sinken und sann Traumbildern — dem Septembermorgen auf der Isola bella des Lago Maggiore und der Julinacht in den festschwülen Prunkzimmern des Forstenburger Residenzschlosses — nach. Mit einem Male aber ward er aus seinem Nachsinnen durch einen kräftigen Klingelzug erweckt. Wie er in den geschlossenen Vorraum seiner kleinen Wohnung hinauseilte — fühlte er, daß sein Herz wild klopfte und eine plötzliche, unerklärliche Furcht seinen Fuß zugleich beflügelte und hemmte. Sobald er öffnete, stand ihm der wohlbekannte Diener des Hertherschen Hauses gegenüber, der nach freundlichem Gruß einen Brief mit den Worten: „Vom gnädigen Fräulein — wünsche wohl zu ruhen, Herr Baumeister!“ darreichte. Erich fand es schwer, während der Brief in seiner linken Hand lag, in der bebenden Rechten die Lampe, die er vorhin ergriffen hatte, festzuhalten. Und doch zuckte eine Hoffnung in ihm auf, daß er vielleicht, so spät es sei, noch in das Haus des Präsidenten beschieden werde.

Drinnen öffnete er mit zitternden Händen das Kuvert. Felicitas' klare, feine Frauenhand mußte gezittert haben, wie die seine, als sie widerstrebend die Zeilen schrieb, über welche Erichs Auge hinirrte. Sie lauteten kurz: „Mein inniggeliebter Erich! Das Schicksal und das Leben wollen unsre Träume nicht erfüllen. Du hast getan, was Du

mußtest, als Du es ablehntest, den Weg zu beschreiten, den mein Vater in seinem Sinn Dir anzuweisen dachte. Ich fühle alle deine Liebe tief, und wenn es möglich wäre, daß ich Dich noch mehr liebte, so würde es geschehen, nachdem mir mein Vater Deinen mutig-männlichen, ernstbescheidenen Brief mitgeteilt, der mich mit dem stolzesten Glauben für Deine Zukunft erfüllt. Ich aber, mein armer Liebster, werde diese Zukunft nicht teilen können — mein Vater beharrt auf unsrer Trennung und läßt mir nur die Wahl, ihn oder Dich zu verlieren. Du ersparst mir, zu sagen, wie grausam die Wahl ist. Tausend andre, bessere Mädchen als ich, haben sich freudig für den Mann ihres Herzens entscheiden dürfen, wenn die herbe Notwendigkeit, so zu wählen, an sie herantrat. Ich bin so erzogen, so von Jugend auf meines Vaters Herzenskind gewesen, daß ich den Mut nicht finde, ihm ungehorsam zu sein. Ich würde Dir nicht die tapfre Gefährtin des Lebens sein können, der Du vor allem bedarfst. Ich habe, nachdem jede andre flehentliche Bitte an meines Vaters Überzeugungen abprallte, nur das eine noch erbeten, Dir persönlich Lebewohl sagen zu dürfen. Nach schwerem innern Kampfe hat mir mein Vater diesen letzten armen Wunsch erfüllt. Ich erwarte Dich morgen früh um neun Uhr an der Pallasbüste im Schloßpark, die Du kennst. Laß uns versuchen, aus dem unvermeidlichen herben Schmerz doch einen Trost zu gewinnen. Statt Dir Tröstung in den bittern Erlebnissen der letzten Tage, von denen Dein lieber, ach, so unendlich guter Brief spricht, bieten zu können, muß ich sie bei Dir suchen. Laß mich gläubig hoffen, daß ich sie finden werde. Auf ein letztes schmerzliches Wiedersehen! Deine Felicitas."

Siebzehntes Kapitel.

Die Nacht, die dem Empfang des Briefes von Felicitas folgte, ward für Erich kürzer, als er in den ersten Augenblicken erwarten mußte. Zwei-, dreimal überlas er die verhängnisvollen Zeilen, und war danach gewiß, daß er nie mehr ein Wort aus dem Gedächtnis verlieren werde. — Aber er hatte zugleich ein Gefühl, daß er Stunde auf Stunde stehen, das Blatt immer wieder der Lampe nahe bringen und immer von neuem lesen werde. Mit einer gewaltsamen Anstrengung besann er sich, daß er ruhen müsse, um Kraft für den Morgen zu haben — er warf sich auf sein Lager, ohne das Licht zu löschen und mit der dunklen Hoffnung, im Traum einen Gedanken an das Künftige zu fassen. Denn wachend vermochte er nur das eine zu denken, daß er morgen früh neun Uhr bei der Pallasbüste im Schloßpark sein müsse, daß er dort Felicitas noch einmal sehen, noch einmal ihre Stimme vernehmen werde, wenn sie sprechen könne. Ihm selbst war zumute, als sei er in einem Gefühl von Betäubung und tiefstem Elend stumm geworden, und als schließe ihm die Mattigkeit, die ihn überkam, zugleich die Augen und die Lippen. Er mußte, als er bald nach Mitternacht in einen tiefen, mehrstündigen Schlaf sank, im Traum die Worte des Briefs fortwährend gelesen haben — denn als er in grauer Frühe erwachte, standen sie wieder vor ihm, er hatte, wie er die Augen aufschlug und in die Dämmerung hinausblickte, das volle Bewußtsein seiner Lage und seines Schmerzes. Er griff mechanisch nach Felicitas' Schreiben auf dem Tisch neben seinem Bett, es dünkte ihm wundersam, daß ihre Handschrift so gar nicht verändert sei, und

dann fiel ihm bei, indem sein Auge die noch brennende Lampe streifte, ob er wohl, wenn die Flamme über Nacht den Brief verzehrt hätte, das Ganze für einen spukhaften Traum halten oder wissen würde, was er jetzt mit dem Blatte in der Hand wußte.

Er sprang auf, kleidete sich hin und wieder gehend an und öffnete die Fenster. Die Kastanienbäume der Allee, über die er hinsah, erschienen in der grauen kühlen Dämmerung des Septembermorgens grüner als im Sonnenschein. Über Nacht waren nur einzelne rotgelbe Blätter gefallen — alles verhieß einen milden, goldnen Herbsttag, so kühl jetzt die Morgenluft in das Zimmer schwoll. Erst an der Erfrischung, die ihr Hauch ihm momentan brachte, merkte Erich, wie heiß sein Gesicht und seine Stirn seien, und blieb daher lange Zeit am offnen Fenster stehen. Er richtete den Blick nach den streifigen Wolken hinauf, die ein leichter Ostwind westwärts über die morgenstille Stadt langsam hintrieb — eine von ihnen stand vielleicht über den Baumkronen des Schloßparks, wenn er Felicitas zum letztenmal die Hand reichte. Erich ward inne, daß er alles wisse, was dieser Morgen ihm bringen sollte und glaubte doch nicht daran — durch sein Hirn glitten in wilder Hast die hundert und aber hundert Möglichkeiten, die das Unabwendbare noch wenden konnten, wenn auch nur eine von ihnen eintrat. Und dann erwachte das Gefühl in ihm, daß er weder fassungslos, noch so starr, wie er jetzt stand und auf die Straße hinausblickte, der Geliebten gegenübertreten dürfe. Er bereitete sich rasch eine Tasse heißen Kaffees und versuchte dann an seinen Arbeitstisch und zu der Arbeit zurückzukehren, von der ihn gestern am Spätabend der alte Diener des Herrn von Herther emporgeschellt hatte. Er griff nach seinen Stiften und

Farben und wollte sich zwingen, seine Aufmerksamkeit auf die Villenskizze, die er entwarf, zu richten. Sowie er an ihr zu zeichnen begann, fiel ihm bei, daß er vielmal während dieser Arbeit geträumt habe, mehr als einen der guten Einfälle, die ihm gekommen waren, auch für das eigne Haus zu verwerten, das ihn und Felicitas schirmen sollte. Es war unmöglich, den Vorsatz zur Arbeit durchzuführen — er würde Zeit genug zum Arbeiten haben, dann — dann, wenn ihm nichts andres mehr blieb. Und so rückte er einen Sessel zum Fenster und fühlte den Tag wärmer und heller werden, und schloß die Augen, ohne zu schlummern und öffnete sie wieder, während die Minuten tödlich träg und tödlich rasch verrannen. Jeder Blick in die Laubwipfel gab ihm eine Art Ruhe, der fröhliche Lärm eines zankenden Spatzenvolkes hingegen verursachte ihm einen körperlichen Schmerz und trieb ihn wieder nach dem Hintergrund des Zimmers.

Endlich schlug es acht Uhr morgens — Erich meinte die Schläge des Ansgariusturms nie so laut und so schrill deutlich vernommen zu haben. Er rüstete sich zum Gehen und sah sich mit einer Art Schauer noch einmal in der Wohnung um, die er als ein andrer wieder betreten mußte, als er sie verließ. Indem sein Auge über hundert Kleinigkeiten glitt, die Zufall und eigne Laune hier zusammengehäuft, ergriff ihn der Gedanke, Felicitas ein letztes Andenken zu bieten, das sie oft vor Augen haben könne und das doch nicht auffalle. Da ihr Vater ihr den förmlichen Abschied von ihm gestattet hatte, werde er auch wohl gegen eine solche Gabe nicht viel einzuwenden haben. Und im Notfall konnte sie diese still zu andern ungebrauchten Dingen legen, aber würde sie doch besitzen. Es fiel Erich nicht ein, unterwegs irgend einen Schmuckgegenstand oder

sonst ein kostbares Erinnerungszeichen zu erwerben. Was Felicitas in solcher Stunde von ihm annehmen durfte, mußte ihm tiefer und inniger verbunden sein. In leidvoller Geschäftigkeit schloß er den kleinen hohen Schrank auf, den er sich nach eigner Zeichnung hatte herstellen lassen — voll frischer Hoffnung, daß er nur das erste Stück von vielem stattlichen Hausrat sein werde. Er brauchte nicht lange zu suchen: auf den ersten Blick entdeckte er eine Art Medaillon, venezianische Mosaikarbeit, das er in dem Herbst, den er mit seiner verstorbenen Mutter auf dem Lido bei Venedig verlebt, dieser fast aufgedrungen, ein bescheidener Schmuck, den sie dann, dem Sohne zulieb, bis in ihre letzten Tage getragen hatte. Eine Minute empfand Erich etwas wie Freude, daß er dies Stück besitze, und meinte über Jahre hinweg zu empfinden, wie Felicitas es hoch und wert halten werde. Aber freilich schon im nächsten Augenblick trat das Weh der Wunde wieder in sein Recht, schmerzlich entschlossen steckte der junge Mann das Medaillon zu sich, ergriff seinen Hut und trat den Gang zum Schloßpark an. Er wählte, da er noch Zeit vollauf hatte, die Straßen, in denen er sicher war, so früh am Tage niemand zu begegnen. Es war ihm doch, so fest er sich zu beherrschen suchte, als müsse sein Gesicht bleich und erregt aussehen, und er wußte bestimmt, daß er heute keine Frage nach seinem Ergehen mit guter Ruhe beantworten könne. Der ungeheure Widerspruch des Lebens, daß jeder kleine Schmerz und Verdruß unbefangen zur Schau getragen wird und das tiefste, brennendste Leid sorgfältig vor jedem Blick behütet werden muß, zog durch Erichs Sinn. Und dazwischen regten sich immer wieder traumhaft-trotzige Vorstellungen, wie dies Leid von ihm und dem teuren Mädchen noch

abzuwenden sei. Sie zerflatterten und zerrissen wie die Sommerfäden, die der Herbstmorgen über die Laubgänge des Schloßparks gesponnen hatte, bei seinem raschen Hindurchschreiten. Ohne auf den Weg geachtet zu haben, fand sich Erich schon zwischen den weiten Rasenflächen und den prächtigen Baumgruppen, die sich hinter dem Residenzschlosse stundenweit hinzogen. Er schlug ohne Zögern einen der schmalen, ins Herz des Buchengehölzes führenden Pfad ein — die Stelle, die Felicitas bestimmt hatte, war nicht mehr fern. Die Kühle des Morgens begann schon in die schmeichelnde Wärme eines goldnen Septembertages überzugehen, im Sonnenlicht funkelten die taunassen, mit Tausenden von Herbstblumen buntbesäten Wiesen — die Umrisse der einzelnstehenden Buchen und Ahornbäume zeichneten sich scharf gegen den klaren Herbsthimmel ab — über den dichtern Waldpartien teilten sich die letzten Morgennebel gleich zerrissenem Gespinst, und sanken, auseinanderquellend, in das üppige Unterholz mit seinen Farrenkräutern und Herbstzeitlosen.

Kein Schritt außer Erichs eignem erklang, in der tiefen, friedsamen Stille hörte er noch weithin das Rauschen der großen Fontäne am Eingang des Parkes. Der heitere Morgen hatte nichts von der leisen Wehmut des Herbstes, selbst die gelbroten Blätter, die vereinzelt auf den Weg gestreut waren, nahmen sich nur lustig aus; Erich erinnerte sich gut, wie oft er auf frohen Wanderfahrten so lichte, milde Septembertage als die schönsten gepriesen hatte. Und als er jetzt in die kleine Anlage einbog, in deren Mitte sich auf granitenem Sockel ein bronzener Nachguß der Pallasbüste von Velletri erhob, empfand er, daß der lauschige, grünumhegte Platz besser geeignet sei, eine frohe, als eine schwerernste und unselige Stunde zu

durchleben. Er versuchte auf einer der gußeisernen Bänke, die rechts und links von der Büste standen, zu rasten, denn der Stundenschlag der Ansgariuskirche, der bis hierher drang, sagte ihm, daß er mindestens eine Viertelstunde hier warten müsse. Aber er fand es unmöglich, still sitzen zu bleiben und begann wieder auf und ab zugehen. Die Büste hielt er dabei unverwandt im Auge und prägte sich die Züge des Gesichts und den metallenen Helm samt den darüber flirrenden Sonnenstrahlen tief ins Gedächtnis. Erst wie er draußen auf der großen Fahrstraße, die den Park durchschnitt, einen Wagen rollen hörte, entriß er sich dem brütenden Hinstarren. Es konnte Felicitas sein, — er atmete tief, und suchte sich die Fassung zu gewinnen, die er gewiß war bei ihr zu finden. Wenige Minuten später hörte er leichte Tritte durch die Stille erklingen, er eilte auf den Weg zurück, den er vorhin gekommen war. Nicht rasch, aber auch ohne Zögern sah er sie den schmalen Pfad herankommen; sie erkannte ihn von fern und winkte ihm mit einem weißen Tuche den ersten Gruß zu. Sie trug ein einfaches blauwollenes Kleid, ein gleichfarbiges Samthütchen bedeckte ihr Haar, den blauen Schleier hatte sie, sowie sie den stilleren Seitenweg betrat, zurückgeschlagen — Erich nahm wahr, daß ihr Gesicht kaum bleicher als sonst aussah. Aber die Augen verrieten, daß sie in schlafloser Nacht viel geweint hatten — und der junge Mann ward sich bewußt, daß seine Wange noch von keiner Träne feucht geworden sei. Aber Antlitz und Gestalt trugen den alten Liebreiz an sich. Erich breitete ihr seine Arme entgegen, und indem sie mühsam zu lächeln versuchte, schmiegte sich sich fest darein, ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken und erwiderte seinen langen, wortlosen Kuß, während sie die Augen schloß. Dann

richtete sie sich empor, hauchte noch einen Kuß auf die Stirn des jungen Mannes und betrat mit ihm den kleinen eingehegten Platz, wo er ihrer gewartet hatte. Ihr Arm ruhte auf dem seinen, beider Hände waren innig verschränkt — sie sahen sich tief in die Augen, ihrer Liebe noch einmal gewiß zu werden. So gingen sie lange auf und ab, ohne daß eines von ihnen den Mut gewann, dies Schweigen zu brechen, bis endlich Felicitas erst leise, dann lauter, um den schmerzlich Träumenden zu wecken, zu Erich sagte:

„Erich — mein Liebster — wir haben nur kurze Zeit! Ich versprach, bald zurück und daheim zu sein. Laß uns noch ein Wort sprechen, so lange wir es können. Ich hätte dir und mir gern den Schmerz gespart, uns so zu sehen, aber es kam mir unwürdig vor, daß wir uns nicht selbst sagen sollten, was uns bewegt. Und ich dachte auch, wenn ich dich sähe und hörte, fände ich besser das Wort, das du bedarfst. Nun freilich —“

Das bebende Mädchen erstickte mit Aufbietung all ihrer Kraft krampfhaft hervorbrechende Tränen, und wandte sich einen Augenblick von Erich hinweg. Er sagte gepreßt und fast zerstreut:

„Es ist hart, furchtbar hart von deinem Vater! Wenn er uns Zeit gelassen hätte, ihn eines Bessern zu überzeugen!“

„Sage das nicht, Erich, wirf jetzt hinter uns, was nicht hat sein sollen! Mein Vater glaubt das Rechte zu tun — da er so unbarmherzig unsre Hoffnungen zertritt. Laß uns daran denken, Erich, daß wir ohne diese Hoffnungen weiterleben müssen — und wie wir leben wollen. Da wir einander nicht angehören können, du lieber Armer, so laß uns wenigstens ein ganzes Leben hindurch zeigen,

daß wir einander wert gewesen wären. Mein Vater meint, es gäbe viel tieferes Unglück in der Welt, als das, was uns heute trifft, und wir beide würden es dereinst als ein Glück preisen, daß wir jetzt getrennt werden. Du wirst nie so denken, nicht wahr, Erich? und mir wird es immer der goldenste Traum sein, daß du mein treuer Liebster durch das ganze Leben geblieben wärst."

Erichs Zähne preßten sich hörbar aufeinander, mühsam Atem holend, sagte er:

„Hast du nicht einmal daran gedacht, Felicitas, daß wir all dem Jammer entfliehen könnten?"

„Nein, Erich, — daran würde ich nie denken," entgegnete sie und richtete ihre Augen halb mit dem Ausdruck zärtlichen Mitleids, halb mit dem eines leisen Vorwurfs auf den jungen Mann, dessen Gesicht in dieser Minute mehr zornige Ungeduld, als Schmerz ausdrückte. „Trotz allem, ja in allem, was jetzt geschehen ist, fühle ich die tiefe Liebe meines Vaters, und wenn er auch über dich und mich irrt, so weiß ich doch, daß es ihm sehr, sehr schwer geworden ist, so hart gegen uns zu sein. Wenn er mich darüber verlöre, daß er meint, seine Pflicht zu tun — er überlebte es nicht — und ich ertrüge es nicht, ihn ganz gebrochen und elend zu wissen."

„Du hast deinen Vater lieber als mich," warf Erich ein.

Sie schüttelte nur leicht den Kopf. „Es ist anders, als du meinst — und auch du wirst das wissen, wenn unser Schmerz milder geworden ist. Ich füge mich dem Willen des Vaters auch um deinetwillen! Wie wir's geträumt hatten, wäre ich deinem Leben eine Stütze geworden — wie es jetzt käme, würde ich dich hemmen und herabziehen. Du sollst um meinetwillen nicht nach Amerika, sollst deine schwer errungene und teuer erkaufte Kunst

nicht wegwerfen! — Ich will meine Freude an dir haben, an deinem Gedeihen und allem Guten und Herrlichen, das du noch schaffen wirst!“ —

„Wenn ich noch etwas ohne dich vermag,“ versetzte Erich und kehrte den Blick zu Boden. „Meine Arbeit kommt mir so gleichgültig und nichtig vor — mit dir wird meine beste Kraft und mein frisches Hoffen von mir gehen, ich werde so wenig mehr vermögen als Freude am Leben haben.“

„Ich hoffe Besseres für dich!“ entgegnete Felicitas, und ein Leuchten himmlischer Zuversicht zeigte sich auf ihrem bleichen Gesicht. „Du wirst das herbe Weh dieser Entsagung überwinden, rascher, schneller als ich — weil du ein Mann bist und vielleicht weil ich dich darum bitte, alle deine Kraft einzusetzen, meine Hoffnungen wahr zu machen! Es würde mich trösten und innerlich erquicken, Erich, wenn in mein Alleinsein gute Kunde von dir dränge, mein Herz würde höher schlagen, wenn ich dich in ehrenreicher, glücklicher Tätigkeit wüßte.“

„Du sprichst nur von mir, Felicitas,“ rief Erich leidenschaftlich. „Und du selbst — wie soll ich dein Leben denken?“

„Immer so, daß du gern an mich denken darfst, Erich! Ich hoffe es — ich werde Kraft gewinnen, wenn ich weiß, daß sie dir zurückgekehrt ist. Wir dürfen uns vorerst nicht schreiben, nicht so, daß wir die Wunde aufreißen, die sich schließen muß. Aber doch so, daß wir in Jahren voneinander hören und in Ruhe aneinander denken dürfen.“

Die immer stärker hervorquellenden Tränen des Mädchens straften ihre gefaßten Worte Lügen. Erich fühlte in diesem Augenblick erst ganz, wie mutig Felicitas

gewesen sei, vor dieser Stunde nicht zurückzuschrecken. Er hielt die Bebende in seinem Arm und stammelte nur einzelne schmeichelnde Worte: „Liebe! Einzige! Holde! Herzige Liebste!“ Sie sank für einen Augenblick auf eine der Bänke, die unter den Bäumen der Anlage standen und barg ihr Haupt an der Brust des jungen Mannes, der sich zu ihr herabgebeugt hatte. Sie lauschte in süßem Schmerz dem, was er zu ihr sprach. Aber sie erhob das tränennasse Gesicht zu ihm — ein Ausdruck zärtlicher Liebe und doch tiefen Ernstes lebte in ihren Zügen wieder auf:

„Halte ein, Liebster, mit deinen lieben bestrickenden Namen! Das sind Worte, die wir tief ins Herz begraben müssen und fortan nicht hören dürfen. Und nun laß mich gehen — ich würde nicht lange mehr sprechen und dein Gesicht sehen können, ohne ganz armselig schwach zu werden. Hilf mir, mich besinnen! Erich — mir ist, als müßte ich dir noch manches, noch viel sagen! Du wirst mich nicht vergessen, so wenig als ich dich — vielleicht fügt es das Schicksal, daß wir uns über Jahre wieder begegnen und uns herzlich als treue Freunde die Hand reichen dürfen. Sage mir ein Wort, Erich, und dann laß uns scheiden.“

„Wie meine Mutter ihr Haupt zum letzten Male auf ihr Kissen legte, sagte sie mir nur: ‚Gott schütze dich, Gott segne dich!‘ Ich gebe dir ihr Wort wieder und allen Segen, den sie mir geben wollte!“ entgegnete Erich, seine Arme fester um Felicitas schlingend. „Ich habe dir hier ein letztes Andenken gebracht — meine Mutter hat es getragen.“

Das junge Mädchen lächelte unter Tränen: „Bis zuletzt sind wir eins in Gedanken. Ich habe einen Ring

für dich, der von meiner Mutter stammt — es wird mich freuen, ihn in deiner Hand zu wissen. Und jetzt — jetzt — der eine arme Kuß muß dir alles sagen, wozu ich viele Jahre Zeit zu haben glaubte! — Lebe wohl, Erich!"

Sie umschlang seinen Nacken, sie preßte ihre Lippen fest und warm auf die Erichs — sie riß sich los und wollte ihn mit ihren Händen abwehren und gab seiner flehenden Miene doch wieder nach und sog sich noch einmal an seinem Munde fest. Ihm war's, als könnte er den Laut zum Abschied nicht finden, und erst wie sich Felicitas wieder wegwandte und den Nacheilenden mit einem Blick an die Stelle bannte, streckte er nochmals die Hände aus und rief, nun auch seinen Tränen nicht wehrend: „Leb wohl, Felicitas — leb innig wohl, mein süßes Glück!" Felicitas hörte den Anruf, ihre Augen sprachen dem Zurückbleibenden Trost zu — aber schon schlugen die grünen Büsche des engen Pfades hinter ihr zusammen — er sah ihr Kleid leuchten, er folgte der schlanken Gestalt mit Blicken, die sie festhalten wollten, und warf sich dann überwältigt von Weh auf die Bank, auf der das Mädchen vorhin gesessen. Er hatte nur noch einen klar bewußten Gedanken, daß er ihr nicht folgen, sie nicht zurückrufen dürfe. So zwang er sich gewaltsam, still zu bleiben, die Augen vor den flirrenden Sonnenstrahlen dort auf der Erzbüste zu schließen und jedem Worte, das er von Felicitas eben gehört, nachzusinnen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß er selbst fast nichts, und das wenige halb zürnend, halb bitter gesprochen hatte. Gleichwohl kam ihm kein Gedanke, daß ihm Felicitas darum zürnen könnte, sie mußte wissen, was ihn bewegt hatte. Die Minuten rannen hin und jede einzelne rückte ihn ferner und ferner von dem Glück und

der Hoffnung, die hier gestorben waren. Er vergaß dann, wie er meinte, sich selbst und dachte träumerisch darüber nach, wie wohl im Hertherschen Hause die erste Begegnung zwischen Vater und Tochter verlaufen müsse.

Die Sonne stieg jetzt dem Mittag zu und stahl sich immer goldner durch das Buchengezweig über Erichs Haupte. Er hatte kein Auge für das Licht, das um ihn webte und ihn aus der Enge hier hinauszulocken schien. Die kleine grüne Stelle, die ihm so plötzlich und so schmerzlich zu einer geweihten geworden war und an der er die seligste Hoffnung seiner Jugend begraben hatte, bannte ihn geheimnisvoll fest. Aber mitten in allem Weh konnte er nicht hindern, daß sich eine Hoffnung, die er trügerisch schalt, in sein Herz stahl. Mitten in allem Leid des Scheidens durchhauchte ihn wie ein Trost das Gefühl, daß Felicitas doch da sei und lebe! —

Indes Erich in der Stille so bitter-süßem Traum nachhing, hatte Felicitas, schwankenden Schrittes und unzähligemal innehaltend, den vordern Teil des Parks wieder erreicht. In den ersten Minuten war ihr gewesen, als solle und müsse sie noch einmal zu Erich zurückeilen — doch setzte sie entschlossen ihren Weg fort. „Wir würden nie ein Ende finden!“ hauchte sie vor sich hin. Ihre Tränen brachen neu hervor — sie wehrte ihnen nicht, bis sie von selbst versiegten, dann aber richtete sie sich empor und schlug einen kleinen Seitenpfad ein, der, wie sie wußte, zu einem der kleinen Brunnen führte, an denen die alte Parkanlage überreich war. Sie tauchte, dort angekommen, ihr Tuch in die klare Flut, feuchtete und trocknete zugleich ihr verweintes Gesicht, und strich ihr Haar, wo es unter dem Hut hervor und in die Stirn hereingequollen war, wiederum glatt. Ohne in den Spiegel

des Wassers zu blicken, wußte sie jetzt, daß sie den Ausdruck der innern Verstörung verscheucht und eine ernst gefaßte Miene zurückgewonnen habe. Mit rascheren Schritten als zuvor strebte sie, die große Hauptallee, die rechts vom Herzogsschlosse zur Stadt führte, zu betreten.

Felicitas hatte auf ihrem Gange nicht vor sich hin, sondern meist nach dem Teile des Parks zurückgeblickt, von dem sie herkam und in dem sie Erich noch wußte. Sie schrak daher leicht zusammen, als sie sich von einer ihr wohlbekannten klaren Stimme plötzlich angerufen hörte. Aufschauend erblickte sie in dem Reitwege zur Seite der großen Allee, den sie eben zu überschreiten hatte, die Prinzessin Stephanie und ihre englische Gouvernante Miß Blake zu Pferde. Der alte Stallmeister des Herzogs ritt hinter den Damen, ein Reitknecht folgte in gemessener Entfernung. Das sonst unbewegliche bleiche Gesicht der Prinzessin zeigte heute erhöhte Lebhaftigkeit und warm rosigen Anhauch, den Felicitas noch nie wahrgenommen. Mehr aber als das Aussehen fiel ihr selbst jetzt der heitre, fast kindlich jubelnde Ton auf, mit welchem die Prinzessin sie wiederholt anrief:

„Guten Morgen, Fräulein von Herther! Genießen Sie auch die himmlische Frühe? Heute ist kein Herbst-, sondern ein Lenztag — finden Sie nicht auch?“

Glücklicherweise hatte Felicitas keine Antwort nötig, Prinzessin Stephanie setzte das Pferd, das sie ritt, in Trab und konnte kaum noch die schickliche Verbeugung der Angeredeten wahrgenommen haben. Das junge Mädchen wußte nicht, was es war, das für einen Augenblick ihr eignes Weh zurückdrängte, sie mit einer Art betroffnen und bangen Anteils der hoch zu Roß Dahineilenden nachsehen ließ. In der Stimme des Fürstenkindes war ein

Klang gewesen, der Felicitas seltsam durchschauerte, eben jener glückselige Klang, den sie in der letzten Stunde aus ihrer Stimme für immer verloren zu haben glaubte. Von diesem Eindruck befangen, setzte sie ihren Weg fort und war vielleicht hundert Schritte längs der Hauptallee gegangen, als sie aus einem der vielen Seitenpfade des Parks, aus gleicher Richtung als vor wenigen Minuten die Prinzessin gekommen war, eine schlanke Männergestalt auftauchen, und mit raschen Schritten sich näherkommen sah. Sie erkannte Camillo Arsakoff — dessen Anblick ihr mit einem Schlage alle ihre jetzt so schmerzlichen Erinnerungen an die Tage von Baveno wachrief. Ehe er völlig herankam, blitzten die dunkeln Augen des Musikers unter dem Schatten seines breitkrämpigen Hutes spähend und scharf nach Felicitas hin, dann lüftete er den Hut zu stummem Gruß und sie nahm wahr, daß ein Ausdruck mehr des Triumphes als der Freude die schönen Züge Camillos noch stolzer und siegesgewisser erscheinen ließ, als sonst. Felicitas erbebte, und indem er lautlos an ihr vorüberschritt, durchzuckte sie der Gedanke, daß jenes Gestirn, das für sie soeben hinabgesunken war, zu gleicher Stunde der Prinzessin aufgegangen sei.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

